This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

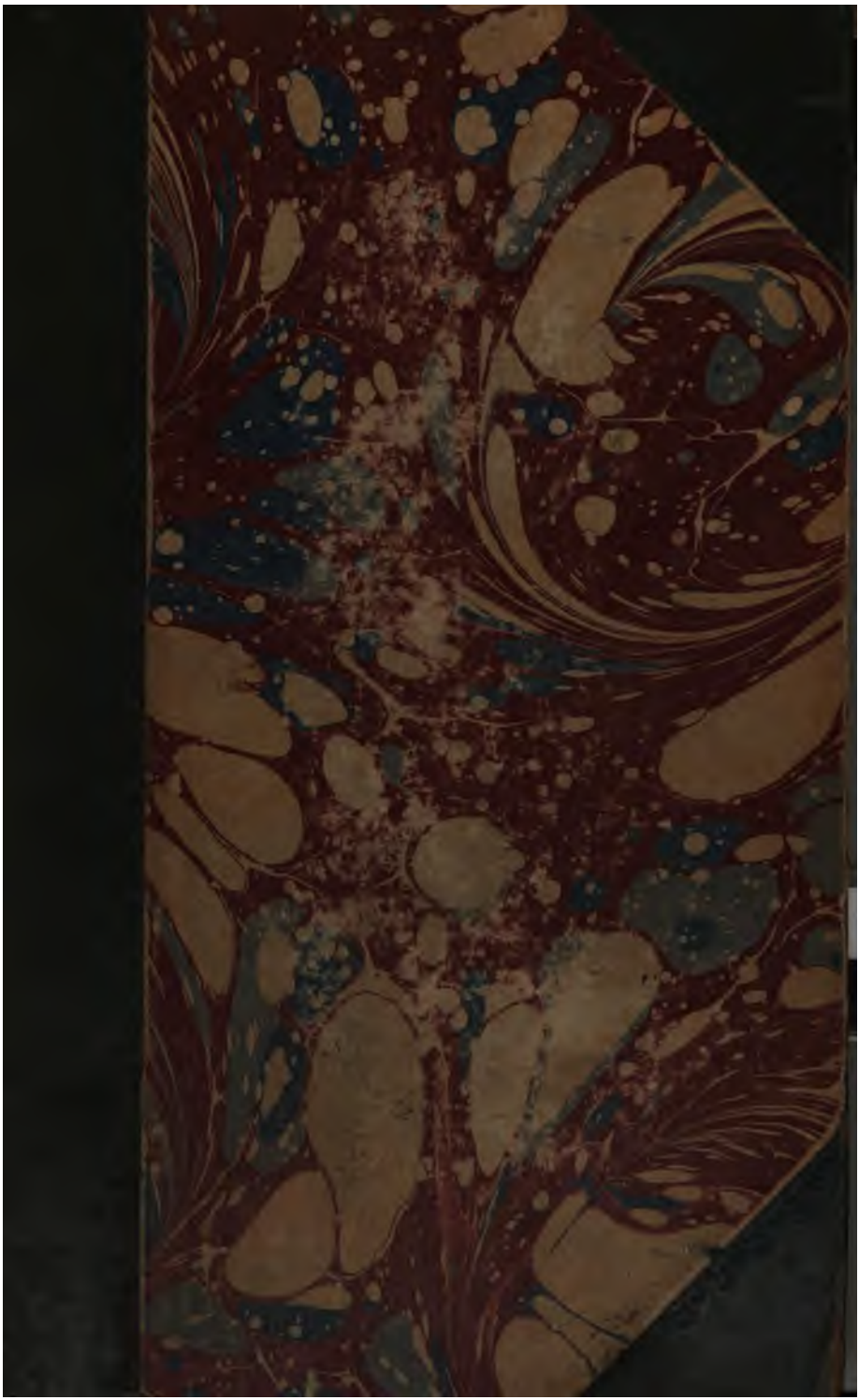
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

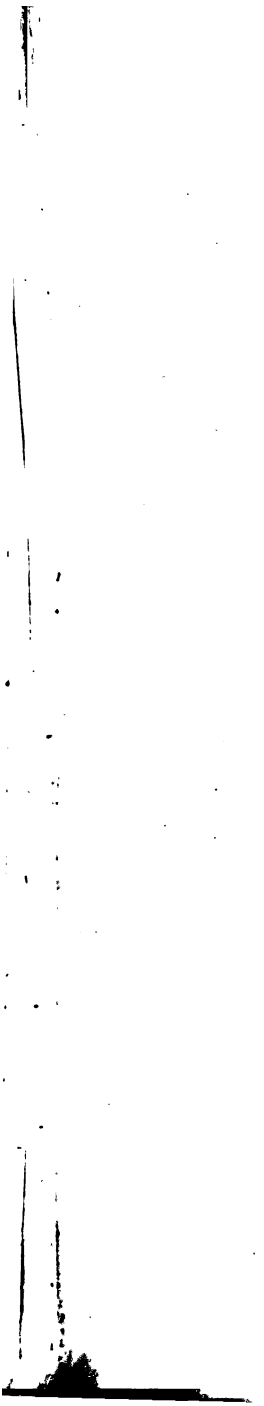
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



35. 0. 2



Bilder

aus der

deutschen Vergangenheit.

Herausgegeben

von

Gustav Freytag.

Fünfte vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Erste Abtheilung.

Vom Mittelalter zur Neuzeit.

(1200—1500.)

Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1867.

Vom

Mittelalter zur Neuzeit.

Bilder

von

Gustav Freytag.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1867.

Der Verfasser hat sich das Recht der Uebersetzung vorbehalten.

Einleitung.

Man ist gewöhnt, das ganze Jahrtausend deutscher Geschichte, welches zwischen dem Untergang des weströmischen Kaiserreichs und der deutschen Kirchenreformation liegt, als medium aevum, Mittelalter, von dem Alterthum und der Neuzeit zu scheiden.

Es ist wahr, am Aufgange des sechzehnten Jahrhunderts stehen eine Anzahl großer Ereignisse neben einander, welche nicht nur den Deutschen, sondern allen Völkern der Erde ihr Schicksal bestimmt haben: Erfindung des Bücherdrucks, Entdeckung Amerika's, Reform der Kirchen. Außerdem fast in jedem Staate Europa's die wichtigsten politischen Umbildungen, in Deutschland die Herrschaft der burgundischen Habsburger. Aber sieht man näher zu, so sind stillwirkende Kräfte lange geschäftig gewesen, diese großen Ereignisse hervorzubringen, auch die weltbewegenden Entdeckungen sind nichts Zufälliges, sondern Resultate mehrhundertjähriger Arbeit, und was Beginn neuer Entwicklungen wird, ist zugleich höchstes Resultat lebenwirkender Ideen und längst vorhandener Sehnsucht und Arbeit.

Von solchem Gesichtspunkt wird uns die Zeit zwischen den Hohenstaufen und dem dreißigjährigen Kriege, die vierhundertjährige Periode von 1254—1648, ein einheitlicher geschlossener Zeitraum der deutschen Geschichte, welcher sich von der Vorzeit und Folge stark abhebt, in dem wir einen innerlich festzusammenhängenden, tragischen Verlauf des nationalen Schicksals erkennen.

Es war dem Staate und der Kirche des Mittelalters nicht gelungen, die alte Eigenwilligkeit der Germanen zu beugen, Kaiserthum und Papstthum hatten im Kampfe einander die Grundlagen ihrer Macht untergraben. Seit dem Beginn dieser Periode lehnt sich der deutsche Geist gegen die Kirche des Statthalters Christi auf, der Unwille über die gemüthlose Herrschaft der römischen Clerisei führt zum Abfall Einzelner, ganzer Gemeinden, endlich der Majorität des Volks. Von wenigen gelehrten Denkern und frommen Mystikern steigt die Bewegung durch Huß bis zu Luther. Auch die neue Ordnung des Glaubens fordert in mittelalterlicher Weise Einheit des kirchlichen Bekenntnisses unter Autorität der Schrift, sie erfüllt die ganze Nation mit ihren Gewissenskämpfen und ihrem dogmatischen Streit, aber sie vermag die Freiheit der Forschung, welche sie den Seelen gewonnen, nicht wieder durch ihre Lehre zu beschränken. Auch die Herrschaft der neuen Kirche endet mit dem dreißigjährigen Kriege. Anfang der Neuzeit ist das Aufleben freier Wissenschaft.

Im Staat beginnt diese zweite Periode mit dem Aufsteigen neuer Fürstengeschlechter in Deutschland, alle großen Häuser erheben sich in dem zerfallenen Reiche fast zu gleicher Zeit. Als größtes das der Habsburger. Es ist die Zeit seines Wachsthums, seiner Familienverbindungen und Erbschaften, der Siege seines Hausinteresses und seiner Versuche, die Kraft des Reiches undeutscher Fürstenpolitik dienstbar zu machen. Höhenpunkt seiner Macht ist die Zeit Karl's V. Die gewaltthätige Aufnahme seiner Pläne durch Ferdinand II. führt zu einem tötlichen Kampf, in welchem die nationale Kraft für Jahrhunderte gebrochen wird, aber zugleich die Selbständigkeit der Theile und die Möglichkeit einer nationalen Entwicklung gerettet. Anfang der Neuzeit ist die vertragsmäßige Sicherstellung souveräner Fürstenmacht und das Heraufkommen des preußischen Staates.

Im Anfange dieser Periode haben die Rechte der Per-

sonen, die Rechte und Lasten des Besitzes zahllose Abstufungen, Vollfreie, Mittelfreie, Hörige, Unfreie, rechtlose Wildfänge stoßen überall in Stadt und Land an einander; hier gilt der Bauer mehr als der Ritter, dort regiert der Burgmanne herrisch den Innungsgenossen, der neben ihm dieselbe Stadtmauer vertheidigt, und der Schildbürtige lehnt sich trotzig gegen seinen edlen Herrn auf. Diese zweite Periode der deutschen Geschichte gliedert die gesammte Nation in wenige Stände, sie gleicht in langen Kämpfen die Unterschiede innerhalb der Stände aus, die einen heraufhebend, die andern herabdrückend, und sie unterwirft am Ende der Periode alle Stände dem Staat der Fürsten.

Es ist Zeit der härtesten egoistischen Kämpfe; Gefühl des nationalen Zusammenhangs und Pflichttreue gegen das Reich sind fast geschwunden, Faust erhebt sich gegen Faust, Stand gegen Stand. Aber dennoch erstarken die Deutschen in zahlreichen Schwurvereinen durch Handwerk und Handel, sie breiten ihre Herrschaft über weite Länder des Ostens, ihre Flotten beherrschen die Nordmeere. Und jeder der großen politischen Vereine und Stände vollendet in demselben Zeitraume seine abgeschlossene Geschichte, er wächst herauf unter dem Schutze seiner Privilegien, er schafft originales Leben und macht nationale Kraft frei, bis er durch dieselben Vorrechte, die ihn zuerst erhoben, beschränkt wird und durch das bessere Recht Anderer widerlegt. Die Ritter wandeln sich in raublustige Junker, diese in Gutsherrn ihres gnädigen Fürsten. Die Städte werden, auch wenn sie nicht reichsfrei sind, in Wahrheit kleine Republiken, wohlhabend und unternehmend, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts stehen sie auf dem Höhenpunkt des Gedeihens, welches privilegirter Arbeit vergönnt ist. Sie vertreten das beste Recht des Volkes, wenn sie für Sicherheit der Landstraße gegen räuberische Junker kämpfen, und ihr eigenes gutes Recht, wenn sie Eingriffe des Landesherrn in ihr Gericht und ihre Einkünfte abwehren. Aber sie vertreten nicht mehr den Vor-

theil des Volkes, wenn sie fremde Waaren und fremde Erfindung von sich ausschließen, wenn sie sich den Leistungen für das Reich entziehen und in jedem einzelnen Fall selbst befinden wollen, ob sie ihre Kartaunen und ihre Gulden hingeben, um einen Reichsfeind abzuwehren. Auch der Großhandel ihrer privilegirten Genossenschaften überlebt sich. Die Welt wird größer, seit der Seeweg nach Ostindien und Amerika entdeckt ist, andere Völker bringen neue Waaren an unsere Küsten, neue Erfindungen fordern sich freien Verkehr. Alle Genossenschaften überwindet der fürstliche Staat. Aber nicht in friedlichem Siege über die egoistischen Interessen der Ritterschaften, Städte, Hansa, Innungen, sondern nach einem großen, mörderischen Kriege, der in Deutschland fast Alles selbstkräftige Leben zerbricht.

Es ist die Zeit aufsteigender Volkskraft bis zu Luther, welche in diesem Theile nach Berichten der Zeitgenossen dargestellt werden soll, die Vorstufe für das große sechzehnte Jahrhundert, eine Zeit, in welcher das Leben des Einzelnen sich in der Genossenschaft birgt, welcher er angehört. Die Schilderungen aus dieser Periode haben deßhalb vor Allem die Aufgabe, Ordnung und Treiben der großen Schwurgesellschaften darzustellen, welche dem Deutschen das Privatleben einschließen, den Staat ersetzen. Dabei wird nur selten die innere Bewegung eines Menschenherzens sichtbar. Zumeist in Reibung und Kampf mit den Gegnern verfolgen die Bünde ihren Vortheil, fast unabläßig und eintönig dröhnt das Waffengeklirr in die Arbeit der Werkstätten und Contore; auch von diesen Bildern war es nicht fern zu halten.

Aber überall rührt sich erobernd und erfindend die junge ungebrochene Kraft eines Volkes von großen Gedanken und festem Willen.

1.

Das Ritterthum im dreizehnten Jahrhundert.

Wie die Genossenschaft der gepanzerten Reiter zu einem Stande wurde, der sich zwischen dem Adel und dem Bauern erhob, wie sich daraus im fünfzehnten Jahrhundert der niedere Adel entwickelte und wie die neuen Edelleute im sechzehnten Jahrhundert dem fürstlichen Staat eingefügt wurden, soll in diesen und späteren Schilderungen gezeigt werden. Zunächst Sitte und Brauch des Ritterthums unter den Hohenstaufen. Es wird hier von deutschen Verhältnissen die Rede sein, von fremder Hofzucht nur soweit, als sie bei uns das Bürgerrecht gewonnen *).

Die Ritterwürde war seit den Kreuzzügen Ehre des Reiters geworden, welcher zur Kriegsfolge verpflichtet war, weil ihn sein Herr mit einem Lehngut begabt hatte, oder weil er auf dem Herrenhofe in Dienst stand. Es war eine persönliche Ehre, welche jedem Einzelnen ertheilt werden mußte, sie gab ihm das Recht, in der Schlacht neben seinem Herrn in gleicher Rüstung zu kämpfen, und sie machte ihn für Lager, Waffenspiel

*) Für die ersten Jahrzehnte nach 1200 sind deßhalb die Dichter Hartmann und Wolfram weniger zuverlässig als der Lichtensteiner Konrad von Würzburg und einige Kleinere, für 1300 sind der sogenannte Seifried Helbling und Hugo von Trimberg, für 1400 Johannes Rothe in seinem Ritterspiegel Hauptquellen.

und Hofgeselligkeit zum gleichberechtigten Kameraden aller Edlen, nicht nur seines Volkes, sondern der gesammten Christenheit.

Der deutsche Adel bestand von den Sachsenkaisern bis nach 1400 — abgesehen von den geistlichen Reichsfürsten — nur aus den Familien der Fürsten, Grafen und Freien, welche Reichslehen besessen hatten. Er war in einer Anzahl Familien erblich geworden, und oft wird das vornehme Geschlecht der Fürsten, Grafen und Freien den übrigen Ständen gegenübergestellt. Nur sie sind nach Recht die Edlen und werden als hochgeboren gerühmt*), sie sind die Hofbesitzer, in deren Saal und Stall Hofbrauch gelernt wird. Aber auch sie gewinnen die Ritterwürde.

Ihnen gegenüber stehen von 1200—1400 die Ritter und ihre Familien als nichtadliche, auch sie mit sehr verschiedenen politischen Rechten und Ansprüchen. Denn sie sind nicht einmal sämmtlich freie Leute: zwar der größere Theil derselben stammt entweder aus freiem Bauerngeschlecht, oder doch von Freigelassenen. Aber die Dienstmannen oder Ministerialen, welche Haus- und Hofdiener eines Edlen sind, entweder neu ausgewählt oder von ihren Vätern her, sind Hörige; sie können von ihrem Herrn mit dem Grund und Boden, den sie besitzen, verkauft, vertauscht, verschenkt werden, zuweilen sogar sie allein ohne den Grund, sie dürfen außerhalb der Dienstgenossenschaft ihres Herrn nur mit seiner Erlaubniß heirathen, dürfen nicht im Gericht Urtheil finden gegen freigeborne Leute u. s. w. Doch solche Ueberreste alter Unfreiheit verhindern nicht, daß sie in allem Ritterthum den freien Rittern, ja den Edlen gleichstehen. Und merkwürdig, grade diese Dienstmannen, welche durch Hofgunst in der Hörigkeit heraufgekommen sind, bilden

*) So z. B. im dreizehnten Jahrhundert bei Ulrich von Lichtenstein der Freie von Lengenbach, Domvogt von Regensburg.

bereits um 1200 eine bevorzugte und anspruchsvolle Klasse der Ritter. Vor andern diejenigen Ministerialen, welche dem Reich oder den Fürsten die obersten Aemter ihres Edelhofes verwalten: das Amt des Truchsessen (Droste), der die Speisen aufsetzt und an Stelle des früheren Seneschalks, des Altknechts, getreten ist, ferner des Schenken, der über dem Keller waltet und seinem Herrn beim Trunk aufwartet, dann des Marschalks, des Roßknechts, der über die Ställe gesetzt ist und dem Tische der reisigen Knappen vorsitzt, endlich des Kämmerers, der Schlafgemach, Kleider und Tresor behütet. Diese alten Aemter des Reiches und der Fürstenhöfe hatten sehr früh alle Rechte der Freien erhalten, ihre Besitzer waren vornehme Männer in ihren Landschaften. Aber auch die übrigen Dienstmannen ohne bestimmtes Hofamt beanspruchten mehr zu sein als die einfachen Ritter. Und diese rittermäßigen Unfreien waren in Deutschland zahlreich, denn alle begüterten Edlen, die Grafen und sogar Freie, hielten für ihren Hof Dienstmannen, die sie des eigenen Ansehens wegen mit Landlehen ausgestattet hatten*). Es war natürlich, daß diese emporstrebende Klasse von hörigen Rittern viel beneidet wurde, man klagte über ihren Hochmuth, und wußte wohl, daß mancher von ihnen mit dem Hirten das Vieh gehütet hatte. Aber sie gingen im Range überall den übrigen Rittern vor und die Reihenfolge der Ehren ist stets: Fürsten, Markgrafen, Grafen, Freie, Dienstmannen, Ritter, edle Knechte.

Die Ritter aber, bildeten die ungeheure Mehrzahl des Standes, sie ritten in dem Gefolge der Edlen und Dienstmannen

*) So hatte z. B. der Freie von Lengenbach, obgleich er selbst Vogt des Bischofs von Regensburg war, seine Dienstmannen, welche nach seinem Tode nicht in gutem Rufe standen. Seifried Helbling VIII, 586. — Die Bestimmung des schwäbischen Landrechts, daß nur Reichsfürsten Dienstmannen halten sollten, wurde in Wirklichkeit wenig beachtet.

und spielten im dreizehnten Jahrhundert als Chor mit. Ein tüchtiger Mann unter ihnen konnte in seiner Landschaft ebenfalls Ansehen gewinnen als geschickter Speerbrecher, dauerhafter Kriegsmann oder Landplacker. Im ganzen war noch lange nach 1200 ihre Theilnahme an den ritterlichen Spielen zwar eifrig, aber bescheiden. Bei dem zahlreichen Ritterspurt, welchen der Lichtensteiner veranlaßt, sind die Edlen und Dienstmannen seiner Landschaft im Einzelkampf immer die Hauptheldeu; denn Turnierschmuck, Rosse und Waffen kosteten vieles Geld, Einkünfte und Glücksgüter waren den Rittern oft karg zugemessen, sie waren begünstigt, wenn sie ein festes Haus zu Lehn hatten, oft saßen mehre derselben in demselben Bau, oder sie dienten im Haushalt eines Reicheren; gern nahmen die Ritter von ihrem Herren Schwert und Gewand, bildeten im Turnier seine Schaar und hatten wohl auch die Turnierbeute mit zu theilen. Auch solche fehlten nicht, welche besitzlos und abenteuernd durch das Land zogen und einen Herrn suchten, dem sie um Kost und Gewand dienen wollten; oder sie bettelten gar als „elende (fremde), arme, nothhafte Ritterschaft" bei Vornehmen um eine Beisteuer*).

Dennoch waren die Ritter um 1200 bereits in Wahrheit die Tyrannen der Landschaft, stolz und mißgünstig blickten sie auf die reichen Bauerhöfe, sie waren die Kriegs- und Spielkameraden aller Herrn des Landes, unentbehrliche Helfer bei jeder Fehde, oft wirklich durch Bildung und Lebensklugheit über die Masse des Volkes gehoben. Sie hatten das Recht, der Fürstin des Landes ihren Ritterdienst zu weihen, im Turnier Könige vom Rosse zu stechen und ihnen Pferd und Rüstung zu pfänden. Sie saßen in allen Landschaften, einzelne Gegenden des altsächsischen Bodens ausgenommen, so zahlreich und trotz aller Fehden so eng mit einander verbunden, daß ihr Gebahren

*) Turnier von Nantes, 4 und 6.

sehr oft das Geschick der Landschaft bestimmte. Auf ihre Menge und das Zahlenverhältniß zu den Edlen kann man aus einzelnen Angaben schließen. Als Kaiser Friedrich Rothbart im Jahre 1187 zu Mainz seinen Sohn Heinrich mit dem Ritterschwert begabte, waren 70 große Fürsten und an 70,000 Ritter und rittermäßige Knechte versammelt. Im Jahr 1222 waren bei der Hochzeit, welche Leopold von Oestreich seiner Tochter ausrichtete, 5000 Ritter im Gefolge der Edlen und Dienstmannen zusammengeströmt. Zwei Jahre darauf ritten bei einem Sühneversuch zu Freisach in Oestreich außer Fürsten und Markgrafen noch 6 Grafen, 8 Freie, 24 Dienstmannen mit ihrer Sippe und 600 Ritter herzu. Die Adlichen und Dienstmannen werden von dem Berichterstatter sämmtlich mit Namen aufgezählt, von den Rittern nur die Ziffer genannt. Für die gute Kameradschaft lohnte die Demokratie der Ritter dem Adel dadurch, daß sie sich eifrig nach seinem Bilde formte. Bei den Frauen ihrer Herren um Minne zu werben, sich beim Becher höfisch zu verhalten war ihr Stolz, gern legten sie ihrem Schildamt das Prädicat edel bei. Sie waren im Grunde Dienende. Auch wer nicht ein Höriger war und nicht in seiner Familie durch das Hofrecht des Herrn beengt wurde, blieb abhängig von Gunst und Milde des Lehnsherrn. Der Lehnsmann mochte sich einmal trotzig gegen seinen Herrn auflehnen, im ganzen gedieh ihm nicht Unabhängigkeit des Sinnes und Behagen in seinem Hause. Der Hof des Edlen oder Fürsten wurde der Ort, von dem er die meisten guten Erfolge erwartete, dort drängten und stießen sich rücksichtslos die Schildtragenden um einen gnädigen Blick und eine huldvolle Gabe. Der so hochfahrend war nach unten, wurde unter einem mächtigen Gebieter leicht ein schwacher Höfling; das wird bald die stehende Klage der Sittenprediger. Sogar bei den Ritterspielen ist die theoretische Gleichberechtigung in Wirklichkeit nicht immer vorhanden, und es geschah wohl nicht erst im

sechzehnten Jahrhundert, daß sich der Hofmeister eines Fürsten freiwillig vom Pferde warf, wenn er seinen gnädigen Herrn abgestochen hatte.

Dieses Ringen nach der Höhe und Werben um Hofgunst wurde charakteristisch für diese ganze Periode deutscher Geschichte, ja darüber hinaus. Wie der Bauer zum Ritter werden wollte, so der Ritter zum Adlichen; Unzufriedenheit mit der einhegenden Schranke, ein rastloses Drängen in höher berechtigte Genossenschaft wurde seit der Hohenstaufenzeit dem ganzen Abendlande eigenthümlich. Wohl lag etwas Großes in der achtungsvollen Gemeinschaft, welche den Herrn mit seinem Mann, den Edlen mit dem reisigen Lehnsträger verband. Vielen wurde der Ritterstolz, den solche Bundesbrüderschaft nährte, ein Quell sittlicher Empfindungen, der ihnen das wilde und räuberische Leben vor völliger Verwüstung bewahrte; mit besonderer Freude heben die ritterlichen Sänger diese Poesie ihres Standes hervor. Auch für die Befreiung der Menschenkraft aus der Stagnation ererbter Zustände wurde das Aufstreben der Ritter eine wichtige Hülfe. Es war unzweifelhaft ein Culturfortschritt, aber er wurde theuer erkauft durch Jahrhunderte der Fehden und politischen Schwäche, durch die Nichtachtung, welcher die ländliche Production verfiel, und durch kunstvolle Ausbildung der Standesprivilegien und Vorurtheile.

Wer von seinen Eltern für Ritterschaft bestimmt war, der wurde gern als Knabe auf den Hof eines Edlen oder Freien gebracht, um die Zucht zu lernen, welche den höfischen Mann von dem bäurischen unterschied. Hier that er als Kind Pagendienst, bildete einen Theil des Gefolges, wartete dem Herrn oder der Frau auf bei Tische und in der Kammer, und stand an großen Höfen mit seinen Altersgenossen unter einem Hüter, dem er bei der Annahme wohl ein Geschenk gab *).

*) In Bertolt's Gedicht Crane ist dies Geschenk dreier Königskinder Spange und Fingerring.

Uralter Brauch war den deutschen wie anderen indogermanischen Völkern, daß sich nach freier Wahl zwei Kinder oder Gesellen an einander banden, sie besiegelten die Bundesbrüderschaft durch Gelöbniß und geweihten Trank. Solch innige Verbindung zweier Männer begegnet einige Male in der deutschen Heldensage, Spuren davon haben sich im Volk bis zur Neuzeit erhalten. Es mag mit dieser Sitte zusammenhängen, daß im Hofhalt häufig je zwei der Dienenden gesellt wurden, sie aßen aus einer Schüssel und schliefen auf demselben Bett.

Die Zucht, welche der Knabe erlernte, war zunächst gesittetes Verhalten in Rede und Haltung, vor allem bei Essen und Trinken. Zahlreiche Lehren, welche zum größten Theil aus frühem Mittelalter stammen, wurden in Verse gefügt und auswendig gelernt. „Die Tischzuchten" z. B. befahlen: man soll hübsch die Nägel beschneiden — was auch deßhalb wünschenswerth war, weil man vor dem fünfzehnten Jahrhundert keine Gabeln gebrauchte und den Fingern bei Tische dreiste Eingriffe nicht wehren konnte; — man soll vor dem Essen sagen: „Segne es Jesus Christ", soll am Tische nicht den Gürtel vom Bauch schnallen, nicht das Brod beim Schneiden an die Brust stemmen, nicht mit dem Finger in Senf, Salz und in die Schüssel stoßen, sondern die Speisen, die man aus der Schüssel holt, mit einem Löffel oder einer Brodkruste anfassen, die man vorher mit der Hand und nicht mit dem Munde zugespitzt hat; wer die Speisen mit Brod angreift, soll die Krumen behüten, wenn er mit einem Andern ißt, daß sie nicht in die Schüssel fallen. Niemand soll aus der Schüssel trinken, nicht abbeißen und wieder in die Schüssel legen, nicht zwei sollen einen Löffel gebrauchen, beim Schneiden soll man nicht die Finger auf die Klinge legen, man soll nicht trinken und sprechen, bevor man die Speisen hinabgeschluckt hat, nicht schmatzen und rülpsen, sich nicht in das Tischtuch schnäuzen, nicht über den Tisch legen, nicht krumm sitzen und sich nicht auf die Ellbogen stützen. Andere

Dinge als Speisen soll man während des Essens nicht mit der bloßen Hand anfassen, sondern dafür das Gewand über die Hand decken. Vor dem Trinken soll man den Mund wischen, nicht in den Trunk blasen, während dem Trunk nicht über den Becher sehen. Man soll nur zwischen den Trachten trinken, man soll nicht essen, während der Geselle trinkt, man soll beim Essen gegen seinen „Gemaßen" billig sein und ihm nicht seinen Antheil wegessen, endlich die Zähne nicht mit dem Messer stochern.

War das Kind im Edeldienst herangewachsen, so wurde es Knecht eines ritterlichen Herrn, nicht immer an demselben Hofe, wo der Glanz und Müßiggang vornehmen Dienstes verweichlichte, sondern bei einem festen und erprobten Lehrmeister. Jetzt ward der Knappe*) im Reiterhandwerk unterwiesen; dazu gehörte außer den alten Turnübungen: Steinstoß, Wurf, Sprung, vor allem Gebrauch der Waffen, dann die vornehme Jagd mit Falken und mit Winden, höfischer Tanz und ritterlicher Dienst bei Frauen durch Liederdichtung und Gesang. Der junge Knecht nahm Theil an den Fahrten seines Herrn und wartete ihm auf bei Spiel, Fehde und Krieg. Es scheint, daß der Jüngling als Knecht einen Beinamen erhielt, mit dem er von seinen Gesellen gerufen wurde; wenigstens sind in den höfischen Kreisen charakterisirende Beinamen sehr häufig, welche aus Laune, Spott, Haß beigelegt werden, zuweilen als Pseudonyme den wirklichen Namen ihres Besitzers verstecken. Der junge Knecht turnirte eifrig mit seinen Gefährten die Ritterschaft zu lernen um besondere Knechtspreise.

*) Zwischen Knappe und Knecht ist kein anderer Unterschied, als daß den Schriftstellern, Zeiten, Dienstkreisen bald das eine, bald das andere gebräuchlicher ist. Für das gleiche Amt braucht bis zur Gegenwart die Sprache regellos eines der beiden Wörter: Mühlknappe, Bergknappe, Schuhknecht, vergl. Hildebrand in Grimm's Wörterbuch unter den betr. Wörtern.

In jedem Beruf wird streng unterschieden zwischen dem Herrn, der das Amt mit allen Rechten ausübt, und den lernenden und helfenden Arbeitern, Kind und Knecht sind überall die Vorstufen zur Ehre des Herrn, beim Bauer, Handwerker, Kaufmann, sogar die Mönche waren in Würden und Rechten abgestuft. Und sehr früh muß der systematische Sinn der Germanen und ihre Freude an bedeutsamem Brauch in jedem dieser Lebenskreise die Rechte der einzelnen Stufen sorglich bestimmt und die Einführung mit weihendem Ceremoniel umgeben haben. Hatte sich der Knecht in Ritterschaft wacker geübt, stammte er von einem Vater, welcher selbst den Ritterschlag erhalten hatte, oder war er seinem Herrn besonders werth geworden, so erhielt er feierlich die Ritterwürde. Von dem Brauch, der sich allmälig dabei ausbildete, war der älteste das Umgürten mit dem Ritterschwert durch den Herrn, seit den Kreuzzügen unter kirchlicher Weihe der Waffen und Ablegung eines Gelübdes, wodurch der Ritter sich verpflichtete, treu gegen das Reich zu sein, Frauen zu ehren, Gotteshäuser, Wittwen und Waisen zu schirmen. Diese Ceremonie der Schwertleite war bei Vornehmen, den geistlichen Orden und in späterer Zeit feierlicher.

Um 1200 durfte das Ritterschwert ertheilen, wer selbst Ritter war und das Recht hatte Lehnsgüter zu verleihen, also wer ein adlicher Herr war. Da aber die Ritter das reisige Gefolge jedes ansehnlichen Gutsbesitzers bildeten, so nahm sich auch der Dienstmann die Freiheit, den Ritterschild an sein Gefolge auszutheilen. Es wurde damit in wilder Zeit überhaupt nicht genau genommen, die Würde ward schon im dreizehnten Jahrhundert an Bauernsöhne um Geld gegeben, oder weil der Herr sich einmal mit großem Gefolge am Fürstenhofe zeigen wollte*). Für ehrenvoll galt es, von dem höchsten Fürsten des Landes das Ritterschwert zu erhalten, auch ihm war rühmlich, an großem

*) Seifried Helbling VIII, v. 217—285.

Hoffest vielen höfischen Knechten die Ehre zu ertheilen. Bei jener östreichischen Vermählung im Jahre 1222 erhielten 225 Knappen die Würde. Noch rühmlicher war die Ertheilung vor einer Schlacht, die neuen Ritter kämpften dann in der ersten Schlachtreihe. So wird berichtet, daß Rudolph von Habsburg vor der Schlacht auf dem Marchfeld 1278 unter Andern auch hundert Züricher Bürgersöhnen das Ritterschwert gab und die Züricher für seine besten Kämpfer erklärte.

Schon um 1200 bestand der Stolz auf ritterliche Herkunft. Das nächste Recht zum Schildamt sollte haben, wer aus dem „Geschlecht der Tjoste" stammte, und der Satz, welcher überall galt, daß der Sohn dem Berufe des Vaters zu folgen habe, wurde von Ritterbürtigen mit Eifer geltend gemacht. Aber trotz allem Klagen und Zürnen wollte es nicht gelingen, das Eindringen neuer Leute abzuhalten. Damals wurde allerdings nur der aufstrebende Bauer angefeindet. Denn der Stadtbürger des dreizehnten Jahrhunderts, der von seinen Eltern her als freier Mann bekannt war, oder dessen Vorfahren als Burgmannen unter dem Stadtherrn gesessen hatten, sorgte selbst dafür, daß er vom Ritterschild nicht ausgeschlossen wurde. Auch er stand in einem Gegensatz zum Lehnsmann im Dorfe, aber er war in vielen Landschaften der reichere, bald auch der gebildetere, er vertrat als Mitregierer seiner Stadt große politische Interessen, beeinflußte die Waffenmacht seiner Bürgerschaft und konnte den Fürsten sehr gefährlich und sehr nützlich sein. Er war stolz auf seinen Ritterschild und seine Armstärke beim Speerbrechen wie der Dorfritter. Aber wenn er sich auch für den besseren Mann hielt, schon unter den Hohenstaufen war für seine Geltung unbequem, daß er Kaufmannschaft trieb und sein Geld in bürgerlicher Nahrung mehrte. Denn der alte Kriegerstolz der Germanen bestand unverändert fort, daß dem waffentüchtigen Mann Kriegsthat mehr zieme als friedliche Arbeit. Und wo unter den Hohenstaufen die Würden der Männer

aufgezählt sind, steht der reiche Kaufmann stets hinter dem Ritter.

Wer in den Ritterorden aufgenommen ist, wird Herr und Ihr genannt, der Knecht aber Gesell und Du. Er hat das Recht sein Wappen auf dem Holzschild zu tragen und sich von dem Knecht aufwarten zu lassen. Es war nicht unnatürlich, daß um diese äußeren Vorrechte des Ritterstandes gerade solche tötlichen Streit erregten, welche sich davon erhielten; dem Bauer die Rinder zu stehlen; um 1290 ist es gefährlich, solchen Raufbold Du zu nennen oder ein Schildzeichen zu führen, welches dem seinen gleich ist*). Das Vorrecht, Schmuck und kostbares Gewand des Adlichen zu tragen, zumal Gold an Schild, Spange und Sporen, scheint der Ritter später gewonnen zu haben als Werthvolleres. Denn um 1400 war heraldische Ueberlieferung, daß Gold im Schilde edler sei als Silber. Jedenfalls wurde der Goldschmuck bald auch von den ritterbürtigen Knappen beansprucht. Zwar dem jungen Knechte gezieme wie dem Kaufmann Silber, aber dem Knecht von dreißig Jahren solle man vergoldeten Schmuck nicht wehren**).

Und es ist bezeichnend für die allmälige Umwandlung des Ritterthums in einen erblichen Stand, daß bereits die ritterbürtigen Knechte als ein eigener Stand hinter den Rittern aufgezählt und durch den Namen „edle Knechte" von anderen Aufwartenden unterschieden werden. Und bereits nach 1200 ist für ritterlichen Grundbesitz und Geltung in der höfischen Genossenschaft die Ritterwürde nicht unbedingt nothwendig.

Die Rüstung des schwerbewaffneten Reisigen sucht seit Friedrich Rothbart den Leib besser zu schützen und dem Ritter den Durchbruch der feindlichen Haufen zu erleichtern. Die fünf

*) Der sog. Seifried Helbling VIII, 430. Hugo v. Trimberg, Renner, v. 1107.

**) Der sog. Seifried Helbling VIII, 660.

Systeme der Schutzrüstung: Lederkoller mit Metallplatten, aufgenähte Eisenschuppen, Kettenpanzer, bewegliche Eisenringe und gerundete Schienen, sind sämmtlich in der letzten Römerzeit vorhanden, sie haben sich neben einander erhalten und werden bis in das siebzehnte Jahrhundert hinab der Reihe nach von Mode und Bedürfniß aufgenommen. Nach langen Zwischenräumen kommen einmal wieder uralte Formen in neuer Umbildung auf*).

Um 1200 war die Schutzrüstung noch verhältnißmäßig einfach. Der Harnasch, d. h. die Rüstung des Leibes, bestand aus dem Halsberg (Leibdecker), einem Kettenpanzerrock mit Aermeln, Handschuhen und einer Kapuze, welche zurückgeschlagen werden konnte und, übergezogen, nur das Gesicht freiließ.

---

*) Wie die Rüstungen fast aller bekannten Völker des Orients und Occidents, welche die Notitia dignitatum um 400 n. Chr. erwähnt, hier und da im Gebrauch gedauert oder durch die Waffenschmiede nach alten Traditionen wieder gefunden wurden, wissen wir nicht, aber daß die späte Nachbildung antiker Formen nicht zufällig ist, wird bei einem Vergleich derselben unzweifelhaft. Von etwa hundert Helmen z. B. des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, welche 1841 in einer Cisterne der Festung Chalkis auf Euböa gefunden wurden, haben mehre der älteren fast genau Form und Ausschnitt des römischen Bronzehelms aus Neapel, der jetzt im Cabinet zu Schloß Erbach aufbewahrt wird. — Die Ritterlanze wird schon im Kriege Belisars mit den Gothen erwähnt und ihre Form so beschrieben, wie sie etwa im sechzehnten Jahrhundert gebräuchlich war, während noch lange nach der Völkerwanderung der kürzere Ger gewöhnliche Reiterwaffe war. Der überlange Spieß, den die Landsknechte des Frondsberg führten, ist bereits fünfzehnhundert Jahr früher in den norddeutschen Feldzügen des Germanicus den Römern lästig. — Die Wagenburg der Kimbrer dauert bis zum dreißigjährigen Kriege. — Man muß sich hüten, in den spärlichen Ueberresten und Abbildungen des frühen Mitelalters das einzig gültige jener Zeiten zu sehen. Wer selbst schauen will, vergleiche: Hefner von Alteneck, Trachten des Mittelalters — ein vortreffliches Werk, das mit einziger Sorgfalt und guter antiquarischer Kenntniß erhaltene Denkmäler nachbildet.

Ueber dies Kettenhemd, das bis an die Knie reichte und abwärts von den Hüften durch Geren, keilförmige Einsätze, erweitert war, wurde bei ernstem Kampf zuweilen die Brünne, der ältere Brustpanzer, gelegt. Aber im dreizehnten Jahrhundert kam die Brünne außer Gebrauch, erst am Ende des vierzehnten schnallte man den Schienenharnisch über das Kettenhemd. Die Füße waren durch anliegende Panzerstrümpfe, die Eisenhosen, geschützt, welche bis über die Schenkel hinaufreichten. — Der Helm war im zehnten Jahrhundert häufig eine runde Stahlkappe gewesen, hatte im elften durch einen vorragenden Eisenstreif die Nase bedeckt und im zwölften oft konische Form gehabt. Grade in der Zeit des höfischen Minnedienstes ward er häßlicher als je zuvor und hernach, plump, dick, am Scheitel häufig abgeplattet, einem umgestürzten Topf ähnlich. Er deckte auf den Schultern sitzend das ganze Haupt, ließ nur kleine Sehöffnungen, die Fenster, und wurde über der Panzerkappe mit seidenen Schnüren festgebunden. Doch dauerte neben ihm der Eisenhut, eine Stahlkappe mit breiter Krämpe. — Der Ritterschild, im zehnten Jahrhundert oft rund, im zwölften dreieckig, sehr lang und zur Aufnahme des Körpers eingebuchtet, wird kleiner, bleibt aber dreieckig und von Holz. Das zweischneidige Ritterschwert ist länger geworden, der lange Speer hat einen Schaft von Eschenholz, in den Gedichten auch von spanischem Rohr, mit kurzer Eisenspitze, am Griffende gewöhnlich mit einer Scheibe. Ueber die Rüstung wirft der Ritter seinen langen Waffenrock von leichtem Zeug, darüber noch das Kursit als Staatskleid; die Sporen werden angeschnallt, sie sind dem Ritter noch nicht von Gold, nur an Adlichen werden einigemal goldene Sporen erwähnt. Das Roß ist noch gar nicht mit Eisenplatten bedeckt*). Der Sattel hat einen tiefen Bock, der dem Rücken des Reiters

*) Dies sagt Wolfram von Eschenbach ausdrücklich: Willehalm 393, 12, wo er die eiserne Covertüre eines Heiden erwähnt.

sichern Widerhalt giebt, auf der rechten Seite des Sattels ist eine eiserne Gabel zum Auflegen des Speers angebracht, der Reiter steckt den Speer noch nicht in das starke Gerüst mit Kerbeisen, welches in späterer Zeit hinter seiner Hüfte ragt. Der Zaum ist einfache Trense.

Es war ein zweifelhafter Fortschritt, daß die Turnierwaffen größeren Schmuck und allmälig andere Form erhielten als die des Krieges. Bald nach 1200 beginnt man das Zimier, den Helmschmuck, auf den Scheitel des Helms zu setzen, er besteht zunächst als Schmuck der Vornehmen aus einem Kranz von Federn, Blumen, Goldblättern, einem hohen Busch Pfauenfedern, einem ausgebreiteten Fächer, buntgemalt, mit Pfauenfedern und Tuchstreifen geschmückt. Allmälig werden phantastische Formen aufgesetzt, Figuren von Menschen und Thieren, Hörner, Wappenzeichen, zuweilen seltsame Inventionen, in ansehnlicher Höhe von Holz und Stoff verfertigt, bunt übermalt. Zum Schutz gegen die Sonne hatte man zur Sachsenzeit einen Strohhut über die Eisenkappe gesetzt, in den Kreuzzügen ein Tuch herabhängen lassen, erst am Ende des dreizehnten Jahrhunderts wird dies Tuch, bunt verziert und ausgezackt, als Helmdecke ein Theil des Wappenschmucks.

Der hölzerne Schild ist auf der Außenseite mit dem Wappen des Besitzers oft auf gemalter Leinwand und weißem Hermelin überzogen. Die Wappenzeichen sind um 1200 allerdings Kennzeichen der Familie, aber ihre Bilder und Farben werden frei behandelt und der Ritter ändert wohl noch daran. Grün ist in dieser Zeit noch als Schildfarbe gebräuchlich, auch im folgenden Jahrhundert werden zwei Metalle über einander gesetzt. Das Roß wird mit einer langen Decke geschmückt, welche vom Hals bis über den Schweif fast zum Boden reicht. Waffenrock und Pferdedecken haben häufig dieselbe Farbe, der bunte und kostbare Stoff ist durch eingesetzte Bilder und Embleme verziert. Die Turnierlanze muß an der kurzen Spitze

ein Quereisen gehabt haben, wodurch das tiefe Eindringen verhindert wurde, noch nicht die spätere Krone; denn es wird von dem Eindringen des Stichs durch die Helmfenster und das Panzerhemd berichtet, aber die Augen des Kämpfers sind geschützt und die Wunden können nicht tief gewesen sein. Der Speer wurde farbig bemalt, wohl auch mit Blumen und Flitterschmuck dicht umwunden, mit einem Wimpel verziert. Der geschlossene Helm, der bemalte Schild, das Ritterschwert, der Gürtel, der Waffenrock waren damals die unterscheidenden Turnierzeichen des Ritters, der Knappe ritt in offener Helmkappe ohne Schild und Waffenrock.

Größte Bedeutung haben dem Ritter seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts die Waffenübungen erhalten, welche ein Vorrecht seines Standes geworden sind. Sie waren in der Hauptsache zuverlässig schon während der Wanderzeit eingerichtet, seit den Kreuzzügen mit den Spielgesetzen, welche die Romanen allmälig erdacht hatten, zu einem System von Regeln verbunden, an deren Beobachtung der gebildete, d. h. höfische Mann erkannt wurde, deren Verletzung für unehrenhaft galt.

Von diesen Uebungen war die häufigste, Grundlage der übrigen, die Tjost (provenzalisch josta, vom lat. juxta, zunächst Zusammenstoßen, daher:) der Speerstich zweier gerüsteter Ritter gegen einander. Zweck dieses Kampfes war, den Gegner im scharfen Anritt mit dem Speer so zu treffen, daß entweder der Gegner vom Pferde geworfen wurde, oder der Speer in die Rüstung des Reiters drang und von dem Stoß zersplitterte. Zu solchem Kampf wurde ein Raum abgegrenzt, wenn die Oertlichkeit das erlaubte; beide Gegner nahmen einen Anlauf, den „Puneiß", wobei das Roß mit gesteigerter Schnelligkeit so zu leiten war, daß es die größte Kraft im Moment des Stoßes gab*). Man ritt dabei nicht „Stapfes oder Drabs" — im Schritt

*) Winsbeke h. v. M. Haupt, 21, 4.

oder Trab — es gehörte Kunst dazu, zu rechter Zeit aus Galopp in Carrière, oder wie man damals sagte, aus dem Walap in die Rabbine zu treiben. Der Anlauf war „kurz“ oder „lang“, der lange erforderte größere Sicherheit in Führung des Rosses und Speers, aber er war natürlich wirksamer, es ist charakteristisch, daß der lange Anlauf um 1200 für trefflicher galt, nach 1400 wegen der schweren Rüstung für unbequem. Es war Spielregel, bei diesem Rennen den „Hurt“, das Zusammenprallen der Reiter und der Rosse, zu vermeiden, und der Reiter mußte verstehen nach dem „Stich“ mit einer Volte rechts abzubiegen, wenn er nicht die bösliche Absicht hatte, den Gegner zu überrennen; was am leichtesten geschah, wenn er schräge auf ihn hielt. Die „rechte Tjost“ aber war, daß man in grader Linie Front gegen Front auf einander stieß, in diesem Fall traf der Speer die Schildseite des Anderen; war der Anlauf von beiden Seiten gleich kräftig und der Stich ohne Fehlen, so kamen trotz der Volte die Kämpfer einander häufig so nah, daß Schild an Schild stieß und die Knie geklemmt wurden. Der Stoß wurde wirksamer aber schwieriger, je höher er gerichtet war; den oberen Rand des Schildes treffen, wo er sich mit dem Helm berührte, oder den Helm selbst, galt für den besten Stoß*); das ungepanzerte Roß zu treffen, war große Ungeschicklichkeit. Wer dem Gegner besondere Artigkeit erweisen wollte, hob beim Rennen seinen Speer aus der Auflage und schlug ihn unter den Arm. Solchem Stich ohne Auflage begegnete der Andere dadurch, daß er das Gleiche that, oder mit größerem Selbstgefühl, wenn er seinen Speer auf dem Schenkel hochhielt und gar nicht gegenstach. Es scheint, daß im dreizehnten Jahrhundert die Länge und Schwere des Speers nicht vorgeschrieben war, denn es werden unmäßig große Speere erwähnt. Wer zum Spielkampf-

*) Die vier Nägel auf dem Schild, oder wo der Helm gebunden ist, sind das rechte Ritterziel und beste Klugheit bei der Tjost. Winsbeke, 21, 6.

sich bereit erklärte, band den Helm auf und senkte den Speer, wer den Helm abband, schied aus dem Spiel.

Dieser Einzelkampf war die häufigste Ritterfreude, zu ihm wurde durch Boten und Briefe von Kampflustigen aufgefordert, er fehlte bei keinem Hoffest. Als im Jahr 1224 Leopold von Oestreich hadernde Parteien zu jenem Sühnetag nach Freisach eingeladen hatte, benutzten zwei junge Lichtensteiner die Gelegenheit, zu Ehren edler Frauen Ritterschaft zu prüfen und forderten zur Tjost in der Nähe der Stadt heraus. Da ritt alles auf das Feld um zu stechen und vergaß Tage lang die Verhandlungen, bis die Bischöfe sich bitter beklagten und der Herzog zuletzt nicht anders zu helfen wußte, als daß er selbst ein großes Turnier ansagte, wo die Versammelten einander in Masse zerstechen konnten.

Die höfischen Dichter erklären gern, daß die leidenschaftliche Freude an der Tjost durch Ehrgefühl und Frauendienst aufgeregt sei, in Wahrheit aber spielen auch hier die Preise und Wetten eine Rolle. Ulrich von Lichtenstein lockt 1227 dadurch, daß er jedem Gegner, der seiner nicht fehlen werde, einen goldenen Fingerring verheißt, dem aber, der ihn aus dem Sattel heben könne, alle Rosse, die er mit sich führt. Und ebenso setzt in der merkwürdigen — erdachten — Schilderung eines Turniers zu Nantes, in welchem Richard Löwenherz als Vorkämpfer der Ritter von germanischem Blut die Franzosen gründlich besiegt, ein Edler zu einer Tjost ein Roß und hundert Mark Silber aus, und verliert diesen Preis.

Das Speerstechen war in den altheimischen Volksspielen geübt worden, wenn bei Beginn des Frühjahrs Sommer und Winter verkleidet mit einander kämpften, der Maigraf aus der Waldlichtung mit seinem reisigen Gefolge in das Dorf einritt. Ueber das dreizehnte Jahrhundert hinaus blieb der Mai und Pfingsten die lustige Festzeit der ritterlichen Kämpfer; auch der Brauch erhielt sich, daß die herausfordernde Partei in der

Lichtung eines Gehölzes, durch das Laub verborgen, sich rüstete, und plötzlich in buntem Schmuck aus dem grünen Vorhang in die Ebene hinausritt. Das junge Waldesgrün wurde als poetisches Lager und Versteck des Auftauchenden respectirt. Auch wer Abenteuer, Verkleidung, Ueberraschung beabsichtigte, als Fremder in einen Rennverein einreiten wollte, wählte das Laubversteck, er sandte einen Knappen heraus, welcher ihn artig mit den Worten anmeldete: „mein Herr begehret Ritterschaft an euch"; kam die Antwort: „sie wird ihm gewährt, wie er sie auch begehrt", so tauchte der Ritter selbst, seines schönen Waffenkleides froh, mit gebundenem Helm hervor, nach gefälliger Annahme sämmtlicher Betheiligten durchaus unkenntlich; er zerstach seine Speere, und deutete durch Rückzug in das Gehölz an, daß er wieder verschwinde. Deßhalb nannte man in der Ritterſprache von dem romanisirten Worte „Foreſt", Hain, alles Verkleiden oder Veranstalten eines ritterlichen Abenteuers beim Rennspiele „foreſtiren", auch wenn es nicht mehr vom Waldesdickicht ausging.

Von vielen Maskenscherzen, durch welche man der Tjost höhern Reiz zu geben suchte, hat einer in unseren Ostseestädten Erinnerungen hinterlassen, welche bis zur Gegenwart dauern. Nach normännischem Vorgang verkleideten sich deutsche Speerbrecher in Helden des sagenhaften König Artus und rannten als Ritter von der Tafelrunde gegen einander. Dann wurde ein Zelt, Pavillon, Thurm inmitten des Stechplatzes aufgerichtet, die Helden des Artushofes kämpften gegen geladene Gäste oder nahmen bewährte Ritter in ihre Gesellschaft auf, zuletzt schmausten die Genossen an rundem Tisch, froh der Verkleidung und des poetischen Schimmers, in dem sie einander sahen. In Oestreich richtete Ulrich von Lichtenstein 1240 dies Spiel ein, in der Mitte des Kampfplatzes das Zelt der Tafelrunde von vier Bannern umsteckt, im weiten Ring herum eine schöne seidene Schnur gelb und blau geflochten, durch zweihundert

Speerfähnlein gehalten. Der Ring hatte zwei Thore, durch welche die Angreifer einzogen, gegen sie wurde das Zelt von den Artusrittern vertheidigt. Und im Jahr 1285 richteten die Magdeburger diese Invention noch schöner ein. Dort standen damals den Pfingstspielen die Söhne der reichen Bürger vor, welche die Genossenschaft der Konstabler bildeten. Sie hatten mehre ritterliche Spielweisen, darunter den „Roland", den „Schildeichenbaum" und die „Tafelrunde"; in jenem Jahr baten sie einen gelehrten Genossen, Bruno von Stovenbeck, er möchte ihnen ein freudiges Spiel bedenken; da machte er das Gralspiel und dichtete höfische Briefe dazu. Diese wurden nach Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Quedlinburg, Halberstadt und anderen Städten gesandt, und die Kaufleute, welche Ritterschaft üben wollten, wurden nach Magdeburg geladen, man habe eine schöne Frau, mit Namen Frau Feie, die werde der Preis sein für den Sieger. Alle Jünglinge der Städte rührten sich; die von Goslar kamen mit verdeckten Rossen, die von Braunschweig alle in grünen Röcken und grünen Wappendecken, jede Stadt hatte ihre besondern Wappen und Farben. Die Anziehenden wollten nicht einreiten, wenn man sie nicht mit einer Tjost empfange. So wurden sie von zwei Konstablern bestanden. Auf der Marsch aber war der Gral bereitet, viele Zelte und Pavillons aufgeschlagen und ein Baum aufgepflanzt, daran hingen die Schilde der Konstabler, die in dem Grale waren. Am andern Tag hörten die Gäste Messe und aßen, dann zogen sie aus den Gral zu beschauen, und es war gesetzt, wenn einer von ihnen einen Schild rührte, so trat der Besitzer desselben heraus und bestand den Rührenden. Zuletzt verdiente ein alter Kaufmann von Goslar die Frau Fee, er nahm sie mit sich, verheirathete sie und gab ihr so viel als Ausstattung, daß sie ihrem wilden Leben entsagen konnte*).

*) Der Bericht ist aus der Handschrift der Magdeburger Schöppen-

Dieselbe Idee wurde — wahrscheinlich durch englische Verbindungen — in mehre preußische Städte und nach Stralsund verpflanzt, dort entstanden unter den rittermäßigen Familien im vierzehnten Jahrhundert Artusbrüderschaften und Artushöfe, stehende Genossenschaften mit eigenen Clubhäusern. Die englischen Kreuzfahrer fanden dort Erinnerungen an heimischen Ritterbrauch und gastliche Aufnahme.

Ein Haufenspiel zu Roß war der Buhurt, wahrscheinlich die älteste der ritterlichen Uebungen. Die Reitenden theilten sich in Parteien und zogen sich in schnellem Lauf durcheinander. Hier war die Reitkunst und im Vorbeifliegen der Zusammenstoß der Schilde und das geräuschvolle Brechen leichter Speere an entgegengehaltenen Schilden die Hauptsache; er wurde deßhalb wohl auch mit Stäben geritten. Das laute Dröhnen von Schild und Speer war ihm charakteristisch, dabei klang gewaltig der Ruf: Hurta, hurta (drauf)! Der Buhurt war Ausdruck kriegerischer Freude, Begrüßung eines geehrten Gastes; er erhielt sich aber nicht über die erste Hälfte des Jahrhunderts, später werden beim Empfang geehrter Gäste nur einige Tjoste geritten.

Das größte Ritterfest war der Turney, ein Massenkampf in abgestecktem Raum, die Theilnehmer immer in zwei Parteien getheilt, diese wieder in verschiedene Haufen, welche einander unterstützten. Aufgabe der Haufen war, die Schaar der Gegner zu durchreiten und die Einzelnen daraus zu entwaffnen und gefangen zu nehmen. Die Turniere wurden um 1200 nicht nur bei großen Hoffesten angestellt, auch von den Rittern einer Landschaft, es waren Spielkämpfe, welche das Ritterthum in seinem höchsten Glanze zeigten. In der Stadt, welche dem Turnierplatz nahe lag — und man hatte Ursache,

---

chronik abgedruckt in: Ueber Ursprung der deutschen Artushöfe, von Th. Hirsch.

volkreiche Städte mit kunſtfertigem Handwerk zu wählen — war in den Wochen vor dem Turnier geräuſchvolles Treiben, Schmiede, Lederarbeiter, Gewandſchneider, Goldſchläger, Maler, Federſchmücker waren in angeſtrengter Thätigkeit, die Herbergen füllten ſich, auch Privathäuſer nahmen Einquartirung. Wer der Einladung zum Turnier folgte, zog ſtattlich ein und wandte leicht mehr Geld und Credit auf ſich und ſein Gefolge, als ihm nützlich war; denn die Edlen und Dienſtmannen kamen mit großem Gefolge von Rittern, Knechten und Roſſen, zuweilen auch mit Frauen. In den letzten Tagen vor dem Feſt wogte es auf den Straßen und um die Herbergen, die Ritter, welche des Abends einander beſuchten, ließen ſich große Wachslichter vortragen, dann war die Stadt, deren Dunkel durch keine Straßenlaternen unterbrochen wurde, hell erleuchtet. Unterdeß hatte, wer das Turnier ausgeſchrieben, die Aufgabe, die Parteiführer zu beſtimmen; wurde er Führer einer Partei, ſo trug wenigſtens die Schaar, mit welcher er einritt, ſeinen Schild, und war er nicht der Landesherr ſelbſt, ſo hatte er vornehme und erprobte Ritter um dieſe Gunſt zu bitten. Es galt für eine Ehre, viele vornehme Herren unter ſeinem Schilde in das Turnier zu führen. Unterdeß wurden draußen auf der ſtaubloſen Grasebene weite Schranken abgeſteckt, Zelte und Buden errichtet, und um die Gerüſte ſammelten ſich wie Zugvögel große Schwärme des fahrenden Volks, Spielleute, Narren, Gaukler, die rechtloſen Kinder der Landſtraße mit ihren Weibern, ſie, die unentbehrlichen Luſtigmacher bei jedem Feſte des Mittelalters. Am Morgen des großen Tages hörten die Kämpfenden zuerſt die Meſſe, dann wurde die Anmeldung der Namen und Wappen bewirkt und die Theilung in Schaaren. Dieſe Vorbereitung war in ſpäterer Zeit ein ernſtes Geſchäft, die Wappenſchau wurde zu einer Prüfung der ritterlichen Turnierrechte, wem das Turnierrecht beanſtandet wurde, der kam nicht in die Theilung; um 1200 ſcheint eine Prüfung des Ritterrechts nicht ſtattgefunden zu

haben, die Prüfung der Wappen besteht aber bereits unter Rudolph von Habsburg*). — Die Groier oder Krier (Turnierrufer) schrien durch die Straßen: „Wappnet euch, gute Ritter, wappnet euch, tragt stolzen Muth und ziehet freudig aufs Feld, erweiset eure Ritterkraft und dienet schönen Frauen.“ Die Haufen sammelten sich und zogen unter den Bannern ihrer Führer aus, die Posauner bliesen eine Reisenote, in froher Erwartung hoben sich Rosse und Männer. Vor den Zugängen der Schranken ordneten sich die Schaaren, unter lauter Kriegsmusik ritten sie ein. Bevor der Turney anhob, ritten die Führer zuweilen erst allein in einer Tjost gegen einander, in diesem Fall war es Courtoisie, dem Vorreitenden nur im Einzelkampf entgegenzutreten und ihn nicht zu drängen oder abzuschneiden. Das Turnier begann, indem die angreifende Schaar einer Partei in starkem Anritt (Puneiß) mit Lanzenstich auf die gegenüberstehende traf, welche den Choc durch Gegenstoß zu pariren hatte. Thaten die Angreifer ihre Pflicht, so drängten sie, nachdem ihre erste Reihe die Speere gebrochen, im Ansturm geschlossen durch die Schaar der Gegner. Nach dem Durchritt aber mußten sie vor den Schranken schwenken und die Gegner umreitend ihre erste Position wiedergewinnen. Und diese Schwenkung war der gefährliche Augenblick, wo die getroffene Schaar der Gegner, wenn sie durch den Ansturm nicht völlig in Unordnung gebracht war, Gelegenheit erhielt, einen Theil der Angreifer abzuschneiden und gefangen zu nehmen. Hatten die Angreifer den Umritt vollendet, so wurden sie ihrerseits von dem zweiten Haufen der Gegner angerannt, wo möglich durchbrochen, und ihnen blieb überlassen, Einzelne von dieser Schaar der Gegner bei deren Tournée abzufassen. Darauf trat wieder als Ablösung und Hilfe die nächste Schaar ihrer Partei in das

*) Die Prüfer, untergeordnete Beamte, werden im Turnier von Nantes erwähnt.

Spiel, und so fort, bis alle Schaaren in den Kampf geritten waren*).

Den weiteren gesetzlichen Verlauf dieser Quadrillen vermögen wir nicht mehr zu erkennen. Die Schaaren wogen auf der weiten Ebene hin und her, bald sind Tjoste Einzelner, also freier Raum und Anlauf möglich, Einspringen der Knappen und Herauszerren der Gefangenen, bald drängen sich die Genossen zum Durchbruch oder zur Vertheidigung eng aneinander. — In diesem Turnier führten die Kämpfer nur den Speer, kein Schwert und keinerlei andere Waffe, der Einzelne war, sobald er den Speer verstochen hatte, wehrlos und der Gefangennahme ausgesetzt, er mußte sich schleunig in den Haufen der Freunde zurückziehen, wenn ihm der Knappe nicht einen neuen Speer durch das Getümmel in die Hand legen konnte; es war also Aufgabe der Freunde, den schutzlosen vor der Gefangennahme zu bewahren. Offenbar war das Endziel des Turniers, die Schaaren der Gegner durch Abfangen Einzelner so zu schwächen, daß sie den Widerstand aufgeben mußten; es scheint aber, daß der Kampf nicht bis zu völliger Erschöpfung und Gefangennahme der schwächeren Partei durchgeführt wurde.

Der Speerkampf des Turniers forderte von Roß und Kämpfer noch einige andere Eigenschaften als die regelrechte Tjost. Denn Auslage des Speers, Deckung des Reiters und Führung des Rosses — oder, wie man damals sagte, die Stiche — waren verschieden, je nachdem man in angreifender Schaar einen Choc mit langem Anrennen machte (Stich zem puneiz) oder ob man den Gegner von der Seite anfiel (Stich ze triviers, à travers), ob man stillhaltend oder mit kurzem Vorritt den Gegenstoß gegen die Angreifer that (Stich z'entmuoten, von antmuoti Gegenstoß; muoti ist das altdeutsche Wort für

*) So beginnt wenigstens das Turnier bei Neuenburg, das Ulrich von Lichtenstein veranstaltet.

das spätere romanische tjost), oder ob beide Theile mit Anlauf, Front gegen Front, auf einander kamen (der gute Stich ze rehter tjost), endlich ob man einen Gegner verfolgte (Stich zer volge)*).

Dem Einzelnen wurde während dieses Kampfes, der viele Stunden dauerte, die Möglichkeit gegeben, sich aus den Schranken zurückzuziehen, das Pferd zu wechseln und sich zu erfrischen. Dafür hatte jeder ansehnliche Mann seinen besondern Platz außerhalb der Schranken, am liebsten unter einem schattigen und aus der Ferne sichtbaren Baum.

Durch Tamburiren, Flötiren und Pfeifen wurde der zweite Theil des Turniers, der Schwertkampf, eingeleitet. Er galt mit gutem Grunde für weniger vornehm und wurde bei eleganten Turnieren der Frauenritter wohl ganz weggelassen. Aber er war belustigend für starke Fäuste, und den Beutesuchenden die beste Zeit ihr Glück zu machen. Denn jetzt galt es nur Gefangene zu gewinnen. Die Schaaren ordneten sich dazu aufs neue, die Knappen legten ihren Rittern das Turnierschwert ohne Spitze in die Hand und wieder begann das Durchreiten. Aber der Schwertkampf Gepanzerter vom Rosse im Getümmel war nicht geeignet besondere Kunst zu zeigen, man suchte den Helmschmuck des Gegners und seinen Holzschild in Späne zu zerhauen, den Kopf desselben durch Schwertschläge zu betäuben, ihm durch Ringen vom Roß das Schwert aus der Hand zu winden, den Helm vom Haupt zu würgen, endlich den Zaum zu entreißen. Es war auch nicht Kampf des einen gegen einen, man suchte in Masse zu umdrängen und die Opfer abzuschneiden. Der Waffenlose wurde, während er mit Armen und Beinen um sich schlug, von dem Sieger am Zaum fortgezogen. Wer so „gezäumt" war und gezerrt wurde, der durfte, wie vornehm er sein mochte, von dem Sieger und dem Knappen desselben starke

*) Vergl. Wolfram von Eschenbach im Parcival 812, 9.

Schläge erhalten. Die Knappen führten in den Schranken keine Waffen, wohl aber schon um 1250 einen Knüttel, und es war ihr besonderes Recht, den Gezäumten mit seinem Roß durch Hiebe aus den Schranken und zu dem Stande ihres Herrn zu treiben*). Die Freunde des Gezäumten durften ihn innerhalb der Schranken wahrscheinlich nur so lange er den Helm trug, wieder befreien, wo also nicht schneller Zwang entführte, erhob sich um den Sieger ein neues Getümmel. Und dieser Kampf um die Gefangenen ballte große Haufen zusammen und schuf das wildeste Drängen, Geschrei und Kampfwuth.

War das Ende des Turniers verkündet und durch die Spielleute ausgeblasen, so mußte der Streit sofort aufhören. Dann wurde der Dank an die vertheilt, welche sich nach Meinung von Preisrichtern am besten gehalten, der Ruhm wurde gemessen nach der Zahl der Durchritte, der verstochenen Speere und der geworfenen und gefangenen Ritter. Wer aber gefangen war, schlich traurig zu den Juden, denn Roß und Rüstung waren seinem Gegner verfallen, und er mußte dem Pfandleiher Schmuck versetzen und Bürgen stellen, um die behandelte Auslösungssumme zu erhalten. Der hochsinnige Sieger entließ den armen Landfahrer, der sich durch seinen Schild ernährte, wohl ganz ohne Lösegeld, zuweilen löste der Veranstalter des Turniers alle Gefangenen beider Parteien. Dem Vornehmen geziemte seine Gefangenen niedrig zu schätzen, oder gar das Lösegeld den armen Groiern zu schenken. Das that die fürstliche Milde des Richard Löwenherz, und diese Großmuth erhob den Ruhm dieses seligen Helden über alle Edlen. Achtzehn Rosse und Rüstungen schlug er aus einem Turnier heraus und alles überließ er den Rufern und Wappenschauern an den Schranken. Da wurde mancher glücklich.

---

*) Konrad von Würzburg, Engelhard, her. v. M. Haupt, S. 90. — Die Hauptstellen im Turnier von Nantes, 139 folgg.

Leider war dieser ritterliche Sinn nicht immer vorhanden, ja es ist ersichtlich, daß die Turniere auch deßhalb so massenhafte Theilnahme fanden, weil sie von Habgierigen als Speculation behandelt wurden. Und man sah im Turnierkampf sehr wohl, wohin das Trachten des Einzelnen ging, und unterschied solche, die um Ehre und Lob kämpften, und andre, die als Dienstmannen einer erwählten Herrin, als „Frauenritter" sich erweisen wollten; diese trugen gern ein Zeichen geheimer Huld an Helm oder Rüstung: Schleier, Band, Fessel, sie waren zumeist Speerkämpfer und zählten die gebrochenen Lanzen und die Unfälle ihrer Gegner. Aber neben ihnen stachen und schlugen harte Gesellen, welche ihrer Faust und der Stärke ihrer Pferde vertrauend, in das Turnier nur nach Beute zogen; und solchen war die eiserne Strenge heilsam, mit welcher der Turnierbrauch aufrecht erhalten wurde.

Die Zahl der Turnierkämpfer muß zuweilen sehr groß gewesen sein. Bei dem Turnier zu Neuenburg, welches am 31. Mai 1227 von Ulrich von Lichtenstein veranlaßt wurde, waren 250 Ritter nur in 4 Schaaren aufgetheilt, das aber war ein kleines Turnier; in der erdachten Beschreibung des Turniers von Nantes kämpfen 4000 Ritter, im Engelhard des Conrad von Würzburg 2000 Ritter, und diese Anzahl scheint im dreizehnten Jahrhundert auch in Wirklichkeit nicht selten gewesen zu sein. Noch zum Jahr 1360 zählt die Limburger Chronik bei dem Turnier von Nürnberg 1000 Anwesende in verbundenen und gekrönten Helmen, d. h. wirkliche ritterliche Kämpfer auf*) u. s. w. Zuweilen turnirte im zwölften Jahrhundert der höchste Adel allein an besonderem Tage, so 1184 bei dem erwähnten Fest Friedrich Rothbarts, überhaupt dem größten Fest, welches in Deutschland jemals gefeiert wurde. Dies vor-

*) Es ist hier, wie anderswo, auf die erfundenen oder unsicheren Angaben der Turnierbücher keine Rücksicht genommen.

nehme Turnier hat nur 20 Theilnehmer und war nur Speerkampf.

Ein solcher Massenkampf phantastisch geschmückter Kämpfer, von denen jeder für den Speerstich doch Raum zum Anlauf bedurfte, muß ein weites Feld gefordert haben und schwer übersehbar gewesen sein. Er versammelte eine ungeheure Menschenmenge und regte den leidenschaftlichen Antheil der Zeitgenossen auf, wie kein anderes Ereigniß, mehr als eine Schlacht. Immer wurden der Frühlingsglanz des Mai, das frische Grün des Grundes, die Blüthen am Baum und auf der Wiese als zugehörig mitempfunden. Darüber entzückte die Spannkraft von Mann und Roß, die heftigen Bewegungen, der unaufhörliche Wechsel leidenschaftlich bewegter Gruppen, Speerkrach und Schwertklang, das Wiehern und Schnauben der Rosse, welche die Aufregung der Reiter theilten, dazu die Rufe der Ritter und Knappen und der Beamten des Turniers — sperâ sper, wîchâ wîch, hurtâ hurt, shahâ slach, stich und stich, jarâ! wurrawei! (Speer her, schlage, stich, weiche, drauf!). — Dazu unaufhörliche Erfolge und Unglücksfälle, die Gestalten und Rüstungen erlauchter Herren, bekannte und berüchtigte Reiter der Landschaft, die Tribüne mit geschmückten Frauen, die bunten Farben und Stoffe, Malerei und neue Erfindung an Waffenkleidern und Pferdedecken, zuletzt die Menge zusammengelaufenen Volks — es waren Sinn bethörende Bilder für Kämpfende und Zuschauer. Und es wird berichtet, daß solche Turniere einen ganzen Tag währten, ja mehre Tage hintereinander.

Sämmtliche Ritterspiele forderten große Kraft und Uebung. Die Ausdauer, welche Virtuosen dabei entwickelten, war außerordentlich. Der Lichtensteiner verstach einmal an einem Tage in der Tjost fünfzig Speere und ritt ein andermal zwölf Stunden im Turnier. Am meisten litten Hände und Arme, sie waren am Abend von den Stößen und der Erschütterung durch Brechen der Speere und Ruck der Schilde geschwollen, blau

und mit Blut unterlaufen, ebenso die Kniee übel zerstoßen. Bei alledem fällt auf, daß die Kämpfer bei der Tjost nicht häufiger verwundet und vom Rosse gesetzt werden. Durch 300 Speere, welche der Lichtensteiner in vier Wochen versticht, werden sechs Gegner vom Pferde geworfen, einige leicht verwundet, er selbst erhielt nur zweimal leichte Verletzungen. Unsere Herrenreiten mit Hindernissen geben fast mehr Unfälle. — Die Turniere waren allerdings viel wilder und gefährlicher, im Gewühl vom Roß zu stürzen brachte manchem wackeren Mann den Tod oder langes Siechthum, und kaum ein Turnier mag ohne mehre schwere Unfälle vergangen sein. Aber daraus wurde wenig gemacht, wenn der Verunglückte nicht eben ein großer Fürst war.

Diese Spiele blieben seit den Kreuzzügen die elegante Leidenschaft des Standes. Wer irgend auf höfische Sitte Anspruch machte, hatte Kenntniß davon, auch wer den Turnierring nicht betreten durfte, gebrauchte wenigstens mit Behagen die fremden Ausdrücke des Sports, vor andern der wandernde Spielmann, der darin so gut Bescheid wissen mußte, wie der Knappe eines Edeln.

Nun gab es allerdings auch unter den rittermäßigen Leuten „Träge", welche sich verlagen und ein ruhmloses Leben in Ruhe allem Tjostiren vorzogen. Selten aus frommer Beschaulichkeit. Zu den wenigen guten Lehren, welche dem deutschen Ritter von den Romanen gekommen waren, gehörte Mäßigkeit in Speise und Trunk. Die höfische Zucht weigerte der Völlerei, dem alten Laster der Deutschen, wenigstens für einige Zeit die Verklärung durch Vers und Spruch, die Dichter der guten Minnezeit sangen überhaupt keine Trinklieder. Dennoch war auch in ihren Tagen das Land nicht arm an starken Schwelgen und Schlunden, die sich gegen die Vorwürfe höfischer Genossen behaglich entschuldigten. „Ich streite nicht um eure Zucht, ihr thut ganz recht, sie ist stattlich und ehrenvoll; aber mein Leben ist auch gut, es verkürzt mir die Zeit. Ich habe nicht Jagdhunde, nicht Wind-

ſpiele und Falken, ich habe auch nicht ſo viel Roſſe, daß ich zum Turnier und Ritterſtreit reiten könnte, ich weiß keine Frauen, die mich gerne ſehen wollten, ich habe auch kein ſo ſchönes Ritterkleid, daß ich damit durchs Land prangen möchte. Soll ich nackend zu Tanze gehen? Es iſt wahr, mein Leben iſt arm an Ehre, aber ich gebe es nicht um das eure. Daß ich mir oft einen Rauſch trinke, macht mir die allergrößte Freude.“ Dieſe Art von Käuzen hat keiner Periode unſrer Vergangenheit gefehlt, ſie ſaßen als thatloſe Zänker unter den Bauern und Bürgern und ſchnallten die roſtige Rüſtung nur an, um einmal der zornigen Hauswirthin ein Rind oder ein Stück Tuch in das Haus zu ſchaffen. Ihre ausgebildete Trinkkunſt galt in der guten Zeit des Ritterthums für eine veraltete Unart. Aber ſie erlebten die Freude, daß bald anſpruchsvolle Standesgenoſſen in wüſtem Becherturnier eine Ehre ſuchten, welche das Knie weniger ſcheuerte als die Ehre des Turnierplatzes.

Aber auch auf die höfiſchen Turniergenoſſen legte ſich ein Fluch, welcher jeden trifft, der friedliche Arbeit verachtet. Und es war eine beſondere Strafe, daß dieſer Fluch ſie zuerſt grade da ſchlug, wo ſie am ſtolzeſten waren, in ihrer Waffentüchtigkeit. Seit die Ausbildung des reiſigen Mannes für Sport und Turf der Stechbahn Hauptſache wird, iſt ſeine Brauchbarkeit im Kriege auffällig verringert. Dieſelbe Zeit, welche den gepanzerten Reiter mit einer Ehre nnd Poeſie umgiebt, die ihn hoch über ſeinen Ahnherrn, den Bauer, ja über ſeinen Nachbar, den Bürger, erheben will, bereitet ihm in den Schlachten eine Niederlage nach der andern. Die Horden der Mongolen, die leichten Reiter der Ungarn erdrücken ſeine Haufen, bald ſchwingt der nackte Bauer und Bürger bei Morgarten, Laufen, Sempach ſiegreich ſeine Hellebarde gegen ihn, endlich auch der böhmiſche Landmann ſeine Holzkeule. Wir ſehen wohl, wie das kam. Die Bewaffnung des Ritters wurde durch die Turnierſpiele unpraktiſcher. Erſt unmittelbar vor der Schlacht konnte er

seine schwere Rüstung anlegen, auch seine Rosse mußten bis zu der Action geschont werden, der Beginn jedes Treffens forderte große Vorbereitung, der Verfolgung fehlte die Behendigkeit. Ein Ritterheer mochte günstige Entscheidung herbeiführen, wenn es einmal mit gleich geschulter höfischer Schaar zusammenstieß. Es war unbehülflich gegenüber einem Fußvolk, welches behendere Bewaffnung hatte und nicht besondere Ehre darin fand, regelrecht in rechter Tjost oder à travers einzubrechen. Dazu kam, daß die Uebungen mit dem Speer und Turnierschwert an einen Kampf mit gewissen Rücksichten gewöhnten, sie machten freien Raum für den Anlauf nöthig oder ein langes Schlagen auf die eiserne Rüstung und ein Ringen mit dem Feinde, sie waren durchweg Zweikämpfe oder willkürliches Aussuchen eines Gegners. Der Ritter wendete den Brauch und Ehrgeiz der Tjost und des Turniers immer auf die Schlacht an; Speere an den Feinden zu verstechen, ihren Haufen im übermüthigen Hurt zu durchreiten, oder den Feind beim Zaum zu fassen und Roß und Rüstung sorglich aus der Schlacht in Sicherheit zu bringen, das wurde ihm Hauptsache. Friedrich von Oestreich wurde im Jahr 1246 von den Ungarn hinterrücks überfallen, weil er sie wie eine feindliche Turnierschaar ansah, die erst auf ein gegebenes Zeichen losbrechen werde, und unterdeß vor der Front seinen Haufen sorglos ermahnte*). Jeder einzelne erprobte Ritter war vielleicht mehren Kriegern zu Fuß überlegen, aber seine ganze kriegerische Ausbildung war auf die Virtuositäten des Einzelkampfes berechnet, je stärker die Massenwirkung des Krieges, desto geringer wurde seine eigne Leistung. Nicht die Erfindung der gegossenen Büchse und des Handrohrs hat die reisige Cavallerie des Mittelalters überwunden, sie ist grade durch ihre eigenthümliche rittermäßige Ausbildung verdorben worden, weder bei

*) Nach Ulrich von Lichtenstein, S. 527.

Schweizern noch bei Dithmarschen war es das Pulver, welches die stolze Schaar der Gepanzerten fällte.

Auch die ritterliche Gesinnung, welche in den Kämpfern leben sollte, vermochte sich in einer rauhen Wirklichkeit nicht lange zu behaupten, und schon in der Zeit Wolframs von Eschenbach machte ein Theil der Edlen und eine Mehrheit ihrer Ritter die Mode des artigen Stechens zwar mit, zumal wenn ein Gewinn zu hoffen war, aber ihr Tagesleben verlief in ganz anderen Interessen. Selbsthülfe und Gewaltthat waren allgemein, und Raub auf der Landstraße, das alte Laster der reisigen Dienstleute, wucherte in der Zeit ritterlicher Virtuositäten so arg wie nur je. Seit den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts werden die gemeinschädlichen Laster der Ritter als ein unerträgliches Leiden des Landes beklagt. Und die Vornehmsten galten nur zu oft für die Beschützer dieses Unwesens. Wer eine Fehde ansagte und seine Forderung durch Krieg durchsetzte, den er mit erwähltem Gegner auf eigene Hand führte, übte noch ehrlichen Ritterbrauch, aber jede Art von Untreue, Wortbruch, tückischem Ueberfall wurde allgemein, und derselbe Ritter, der geladen von seinem Herrn stattlich zum Turnier zog und am Hofe desselben höfisch zu tanzen und zu essen wußte, lebte auf seiner Burg mit harten Speergesellen als Räuber, und ritt als Schächer in der Dämmerung zum Waldesdickicht, dort auf arme Reisende zu lauern, ja er brach ohne jeden Vorwand bei hellem Tag in die benachbarten Dörfer, zündete Gehöfte an, trieb die Heerden weg, tötete und verstümmelte die Bewohner.

Dies war die Kehrseite der stolzen Hingabe an Waffenwerk und eine Kriegerehre, welche ihre Befriedigung nur in Kampf und in den Erfolgen des Turnierrings suchte. Mancher hochgesinnte Minnesänger fühlte vor seinem Ende selbst die Schwere des Fluches, der sich auf das Leben seines Standes gelegt hatte, und er sah noch, wie der üble Teufel viele von denen in das Höllenfeuer riß, welche er für die Lieblinge der hohen

Frau Ehre erklärt hatte. Kaum einer hatte sich so behaglich die wirkliche Welt zu einem ritterlichen Rosengarten umgeträumt, der mit seidener Schnur und bunten Speeren abgegrenzt war, als Ulrich von Lichtenstein. Er hatte sein Sommerleben verstochen und versungen; auch nachdem er seine vornehme Herrin wegen schnöder Behandlung, die sie ihm zugetheilt, verließ, hatte er eine andere gefunden, die gefälliger war, und er besang ihren Mund und weißen Leib als Sachverständiger, während er bei seiner Hausfrau saß und seine Kinder in Zucht unterrichtete. Doch auch er sollte gewaltthätig an den deutschen Winter gemahnt werden, und da sein Leben in die Jahre fällt, wo sich alte und neue Zeit feindlich scheiden, so darf hier aus demselben Buch, aus welchem früher seine ritterliche Huldigung mitgetheilt wurde, auch eine kurze Anekdote nicht verschwiegen werden, welche weit andere Zustände seiner späteren Lebensjahre erkennen läßt. Leider ist sein Bericht grade für das, was wir darin suchen, ziemlich dürftig. Ulrich erzählt in seinem Frauendienst (nach Lachmann S. 537) Folgendes:

„In dieser Zeit — es war am 26. August 1248 — widerfuhr mir ein unbilliges Ungemach von zweien, die ich hier nennen will; der eine hieß Herr Pilgerin von Kars, der war mein Erbsasse, er hatte mir oft gedient, auch ich war ihm hold und oft in meinem Hause in seiner Gesellschaft froh gewesen. Der andere hieß Weinold, er war mir auch aufrichtig lieb, ein übergroßer Mann, mit dem ich viel Scherz trieb, sein Leib war ungestalt, sein Mund voran mit schlauen Reden, aber sein Herz barg weiß Gott geheime Untreue. Es war am dritten Tage nach St. Bartholomäus um Mittag, ich lag nach dem Bade in meiner Kammer, da kamen diese zwei nach Frauenburg an mein Thor. Mein Gesinde hieß sie Gott willkommen; sie dankten artig mit freundlicher Geberde und Herr Pilgerin sprach: „Sagt an, was schafft mein Herr?“ Die Meinen versetzten:

„Der Herr hat sich schlafen gelegt.“ Er sprach: „Das ist große Trägheit, geht zu ihm, bittet ihn aufzustehen, ich wünsche ihn bald zu sprechen.“ Mein Kämmerer kam zu mir und sagte mir das, ich stand willig auf, ging zu ihnen und empfing sie herzlich, hatte mir Hosen, leinenes Unterkleid, Kürse (Pelzweste) und Mantel angezogen. Ich umfing beide und sprach: „Vielliebe Freunde, seid mir Gott willkommen,“ nahm sie bei der Hand und führte sie auf eine schöne Bank unter einem Söller. Mich freundlich zu erweisen ließ ich zu trinken hin bringen und frug: „Wollt Ihr etwas essen?“ „Wer frägt, der will nichts geben,“ versetzte Herr Pilgerin. Man brachte uns Speise, Meth und Wein, wir aßen und waren froh.

Da begann Herr Pilgerin: „Herr, wollt Ihr nicht heut zur Nacht etwas mit dem Falken beizen?“ „Nein, ich will es diesmal wegen des Bades lassen.“ Da sprach der ungetreue Mann: „Nehmt den Falken um meinetwillen, ich werde euch dafür verbunden sein. Wir haben zwei Sperber mit uns gebracht und dachten hier zu beizen.“ Da sprach ich: „Freund, geschieht euch mit dem Falken ein Gefallen, so reite ich sogleich mit euch.“ Ich ließ also meinen Leuten kund thun, daß sie Vogelhunde und Federspiele auf das Feld führten. So sandte ich die Meinen von mir und wenige blieben bei mir zurück. Auch diese trieb Herr Pilgerin fast alle fort, sandte den einen dahin, den andern dorthin. Als ich allein bei ihnen saß, da winkte er seinen Knappen, von denen zwei bereit standen und zu meinem Thurm traten. Weinold aber und Herr Pilgerin fuhren beide auf, zückten Messer, fielen beide auf mich und stachen mir mit den Messern drei Wunden. Die Kürse und den Mantel wand mir Herr Pilgerin um den Hals und zog mich zu meinem Thurm. Ich rief kläglich laut: „O weh, o weh, was hab' ich euch gethan, um Gott, laßt mich am Leben!“

Es hatten diese zwei Männer ihre Knechte beim Thor

gelaſſen, jetzt unterſtunden ſie ſich in das Haus zu bringen und was man von meinen Leuten darin fand, herauszutreiben. Mein Weib lief zu mir und ſchrie: „O weh, was ſoll das ſein?“ Die zwei ungetreuen Männer ſprachen: „Wollt ihr eure Ehre behalten, Frau, ſo geht ſogleich vor das Thor, dort findet ihr eure Leute, und macht euch fort von uns. Wir wollen ihn und all ſein Gut haben, oder es muß ſein letzter Tag ſein.“ Die Gute ſah mich mit Thränen an; ich ſprach: „Geht ſchnell hinaus, wenn euch eure Ehre lieb iſt, und bleibt nicht länger bei mir.“ Da ging ſie mit meinen Kindern auf das Thor zu. „Frau, laßt uns euren Sohn hier“, ſprach zu ihr Herr Pilgerin, nahm ihr das Kind von der Hand, und was er bei den Frauen von Kleidern und Kleinoden ſah, das nahm er ihnen alles, gegen Ritterſitte, und trieb ſie ſo vor das Thor; mein Sohn blieb bei mir zurück.

Mein Weib und mein Geſinde ſchieden gezwungen, ſie fuhren in Jammer dahin den geraden Weg nach Lichtenſtein. Schnell wurde die Mähre überall in der Gegend bekannt, von meinen Freunden waren in kurzem wohl drittehalb hundert oder mehr bereit. Meine Freunde von Judenburg waren ſchnell auf und kamen nach Frauenburg. Ich ſah es ungern, denn es ſchaffte mir faſt den Tod. Da ſie an die Burg herankamen, nahm mich Herr Pilgerin, führte mich zu einem Söller und ſprach: „Wollt ihr das Leben behalten, ſo heißt dieſe von hinnen fahren; er band mir ein Seil um den Hals und rief: „Ich hänge euch ſogleich über dem Söller ihnen gegenüber auf, damit ſie die Luſt zu ſtürmen verlieren. Ich fürchte ſie alle nicht mehr als ein Ei.“ Kläglich laut ſchrie ich den Bekannten zu: „Was wollt ihr? ihr ſeid thöricht, wollt ihr mich töten? Ihr könnt mich auf die Art nicht erlöſen von dieſem großen Unglück. Kommt ihr näher, ſo bin ich tot, und ihm könnt ihr doch nichts ſchaden.“ So drohte ich, ſo bat ich, bis ſie von dannen fuhren und mich gefangen zurückließen. In der Nacht litt ich

große Noth, man drohte mir oft, ich müßte sterben, sobald es Tag würde. Als der nächste Tag anbrach, bereitete ich mich zum Tode; ich suchte nach, ob in dem Thurm, wo ich gefangen lag, etwas von Brod zu finden wäre, ich fand ein Brosamen, das hob ich weinend auf, kniete nieder und klagte dem, der in alle Herzen sieht und dem man nichts verhehlen kann, meine Sünde, nahm dann weinend das Brod als seinen Leib, wie Brauch ist, und empfahl ihm meine Seele.

Da trat Herr Pilgerin zu mir ein, er war gerüstet mich zu töten. „Und wollt ihr länger athmen, so sagt, was ihr uns geben wollt.“ Ich sprach: „Ich gebe euch alles, was ich habe und was ich je gewinnen mag.“ — Wie feindselig mir der Treulose war, die Lösung half, daß ich gerettet wurde; er dachte: ich nehme sein Gut und thue dann doch noch meinen Willen an ihm. Er befahl mich an eine unmäßig große Kette zu schmieden, und fürwahr, darin ward mir mancher Tag lang. In dieser Noth rieth mir mein Herz, meiner Frau ein Lied zu singen. Manchem dünkte wunderlich, daß ich Neues sang, während ich in solchen Nöthen lag, ich aber wollte die nicht vergessen, die ich zur Herrin meines Lebens gemacht hatte.

Ich lag gefangen ein ganzes Jahr und drei Wochen. Ich litt viel Ungemach, oft war mir der Tod nahe; oft hätte er mich beinahe erschlagen, mit Messer und Schwert drang der heftige Mann oft auf mich ein.

Endlich ward Graf Meinhard von Görz uns vom Kaiser als Herr in das Steierland gesandt. Als dem ehrliebenden Mann meine Gefangenschaft berichtet wurde, war es ihm von Herzen leid; der Wackere kam mit vielen Herren nach Frauenburg geritten, er machte mich ledig, ich mußte als Pfand des Vertrages dort lassen meine zwei Söhne und zwei Kinder (die Töchter). Später löste ich meine Burg wieder ein, mit welchen Kosten, das will ich verschweigen und lieber von Fröhlichem sprechen. Als ich der Gefahr entledigt war, wurde ich wieder,

wie ich früher gewesen, ich hatte viel Gut verloren; was mehr, ich gewann meinen Frohsinn zurück. Ich sang neue Lieder, aber die rechte Freude war krank in Steier und auch in Oestreich, alle lebten traurig, die Reichen waren schlecht gesinnt, sie thaten einander Leides und dachten nur an Raub, der Frauendienst lag darnieder, auch die Jungen verschwendeten lästerlich ihr Gut, Rauben war ihre stete Gewohnheit, ihr Leben verlief übel."

Soweit der Bericht des Lichtensteiners. Er sagt leider nicht, was seinen untreuen Mann zu der Missethat gestachelt hat. Erwägt man, wie ein alter Gönner Ulrichs, der Graf Görz, die Sache mit einem Vergleich endet und dem Uebelthäter eine starke Abfindungssumme gewährt, so möchte man meinen, daß die Gefangenschaft Ulrichs noch einen andern Grund hatte als die Raubsucht seines treulosen Vasallen und einiger Spießgesellen. Aber die Erzähler des Mittelalters verstehen ausbündig die Kunst zu verschweigen, was ihnen ungemüthlich ist. Dafür gönnt uns Ulrich das Lied, das er im Kerker seines eigenen Thurmes, in Eisen geschmiedet, an seine geliebte Herrin dichtet, während sein Sohn in den Händen des Todfeindes ist und sein Weib mit den übrigen Kindern bei seiner Sippe das Flüchtlingsbrod verzehren muß. Er blieb der höfische Frauenritter bis zu seinem Ende. Der tieferen Natur Walthers von der Vogelweide wurde der Schmerz nicht erspart, daß ihm sein früheres Leben schaal und inhaltslos erschien.

Unter den ersten Habsburgern, unter Ludwig dem Baier und den Luxemburgern ging den Rittern in harten Jahrzehnten vieles von der höfischen Bildung verloren, Sprache und Sitte wurden bäurischer und roher, in kleinen Fehden und Wegelagereien verthat sich ihr kriegerischer Muth. Oefter muß im Folgenden die Rede sein von der Einwirkung, welche die Ritter auf alte und neue Landschaften der Deutschen ausübten.

In Rüstung und Reiterbrauch kam Neues auf. Die Rüstung wurde massiger, einzeln erscheinen die Schienen. Schon Ulrich von Lichtenstein hatte in späteren Jahren eine Brustplatte über sein Eisenhemd gelegt, gegen Ende des Jahrhunderts fing man an auch das Ritterroß mit Eisen zu bedecken. Aber die Schienen kamen wieder einmal aus der Mode, um 1350 wurden plötzlich die alten Schuppenpanzer und Eisenhauben modisch, und 1389 warfen die Ritter gar auf kurze Zeit ihren Schild bei Seite*). — Bei Tjost und Turnier häuften sich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Unglücksfälle, vergeblich mühte sich die Kirche die Turniere zu verbieten; damals scheint der Gebrauch einer Speerspitze ohne Widerhalt — das Scharfrennen — aufgekommen zu sein. Diese Unsitte war deutsche Eigenthümlichkeit**), auch der furiöse Anlauf in gestrecktem Galopp galt bis an's Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als deutscher Brauch.

Die Ritterwürde selbst verlor schnell an Bedeutung. Sie wurde reichlich ausgetheilt, von König Rudolf und Ludwig dem Baier gern an Städter; auch Bischöfe schlugen zu Rittern, z. B. 1298 der Bischof von Straßburg, und sein Ritterschlag erschien besonders ansprechend, denn er trug den neuen Rittern dreifaches Gewand von kostbarem Stoff ein. Sogar ein Zwerg im Gefolge König Rudolfs und des Bischofs von Basel wurde mit dem Schwertgurt geschmückt und stolzirte als Ritter Konrad im Gesinde. Der Hohenstaufe Friedrich II. hatte zuerst einmal durch Brief den Rittergurt ertheilt, unter den Luxemburgern geschah dies häufig, bereits um Geld.

Wichtiger war eine andere Veränderung. Die Privilegien der Ritterschaft waren in den Kreuzzügen und den Römerfahrten

*) Die Limburger Chronik verzeichnet die wechselnden Moden der Rüstungen.

**) Meisterlin, Chron. v. Nürnberg II, 13.

des zwölften Jahrhunderts eine persönliche Ehre des schwergepanzerten Reiters, welche Freigeborenen wie Unfreien ertheilt wurde, wenn letztere durch die Gunst ihres Herrn in Stand gesetzt waren mit Reiterschild zu dienen. Damals war es eine aristokratische Bestimmung in dem Ordensstatut der Templer und hundert Jahre später der Marianer, daß nur Freigeborene in ihre geistlichen Orden treten durften. Denn dadurch waren — dem Statut nach — nicht die freien Stadtbewohner, wohl aber die meisten Dienstmannen und ihre Söhne ausgeschlossen. Die herkömmliche Ausstattung des Reiters für den Kriegsdienst aber war ein Lehngut oder Hofgut, das ihn in Stand setzte Roß und Knecht zu halten. Und diese Lehngüter waren damals bereits im erblichen Besitz angesessener Familien. Da geschah es, daß Ritterwürde und Lehnbesitz sich nicht decken wollten. Einmal wurde der Zudrang zum Ritterthum im zwölften Jahrhundert groß, bei jeder Heerfahrt hatten König und Edle das Interesse die Zahl der Ritter zu steigern, es entstand ein Ritterproletariat, welches den Kaisern, die selbst Ehre der Ritterschaft hochhielten, eben so lästig war als den friedlichen Arbeitern des Landes. Und wieder auf den erblichen Lehngütern saßen auch Träge und Rohe, welche Rittersitte nicht übten, und wenn ein Lehngut erledigt war, kamen die Herren in Versuchung dasselbe an nützliche Leute zu geben, die bis dahin dem Ritterorden nicht zugehört hatten. Daher bemühten sich die Hohenstaufen, zuerst Pfaffen- und Bauernsöhne von Ritterschaft auszuschließen (1187), dann unter Friedrich II. die Ertheilung eines freien Lehnguts von rittermäßiger Geburt durch Vater und Großvater abhängig zu machen.

Diese Bestimmungen des Lehnrechts wurden nicht mehr beobachtet als andere Reichsgesetze. Aber sie drückten eine Tendenz aus, welche im Ritterthum bereits vorhanden war, und sie beförderten deßhalb etwas anderes, als die Gesetzgeber wahrscheinlich beabsichtigt hatten. Nicht die Ritterwürde und die

gepanzerten Heergesellen wurden dadurch gehoben, sondern die Familien mit rittermäßigen Vorfahren. Als das Ritterthum verfiel, der Zudrang zu den Turnierplätzen aufhörte, der Schwertgurt von unritterlichen Kaisern achtlos verliehen wurde, da suchten viele, welche durch ihren Lehnbesitz zum gepanzerten Felddienst verpflichtet waren, zwar nicht mehr die Ritterwürde, aber sie führten den Ritterschild mit dem Wappen der Vorfahren und beanspruchten die wesentlichen Ehrenrechte des Ritterthums als erblichen Vorzug. So hörten allmälig im vierzehnten Jahrhundert diese Rechte: Wappenschild, Rüstung und Turniertheilung auf ein persönlicher Vorzug zu sein, welcher nur durch Verleihung erworben wurde, sie wurden ein erbliches Recht der Familien, nicht nur der Nachkommen, welche im Lehnbesitz waren, auch ihrer besitzlosen Verwandten. Die Wappen der Vorfahren gewinnen deßhalb höhere Bedeutung, rittermäßige Abkunft wird werthvoller als die Ritterwürde selbst, obgleich diese einzelnen Ritterbürtigen noch ertheilt wird und außerdem immer neue Familien mit ihren Vorrechten versieht, den älteren Besitzern derselben nicht zur Freude.

Ein neuer erblicher Stand bildete sich und war bemüht sich in Ehe und Geselligkeit vom Bauer und Bürger zu scheiden, Aber er hatte keinen Namen. Die meisten der Männer, welche ihm angehörten, waren nicht mehr Ritter, jeder Kundige wußte, daß sie nicht von Adel waren; das alte Wort Degen, welches einst die reisigen Lehnsleute bezeichnet hatte, war in der höfischen Ritterzeit außer Gebrauch gekommen. Durch das ganze vierzehnte Jahrhundert schwankte die Sprache wie verlegen. Endlich entschied die enge Verbindung der Ritterbürtigen mit den Familien der Freien und Edlen, und der Umstand, daß dem Volke die Achtung vor adlichem Blut überhaupt vermindert wurde. Unter den Hohenstaufen hatte man die Söhne aus rittermäßigen Familien, welche neben edlen Knaben Ritterdienst lernten, wie diese „edle Knechte“ genannt, um sie von

anderen Reisigen zu unterscheiden; am Ende des vierzehnten Jahrhunderts gewöhnte sich das Volk, die rittermäßigen Familien als Adel dem Bürger und Bauern gegenüber zu setzen.

Aber merkwürdig ist, wie zäh und treu die Familien der reisigen Lehnsleute die Traditionen des Ritterthums, die ihnen aus der Zeit Friedrich Rothbarts überliefert waren, bewahrten, die Turnierbräuche, in Jahrzehnten roher Fehde fast vergessen, wurden doch immer wieder an den Fürstenhöfen in Uebung gebracht; wenn in Deutschland ritterliches Spiel darnieder lag, wurde es durch die abenteuerlichen Kreuzfahrten, welche normännische und flandrische Herrn nach dem neuen Ordensland Preußen unternahmen, aufgefrischt.

In dieser Zeit des absterbenden Ritterthums schrieb ein wackrer Thüringer, der Chronist Johannes Rothe aus Creutzburg, in poetischer Form ein Büchlein, „Ritterspiegel", worin er etwa um 1400 Brauch und Recht des Ritterthums darstellt, und einer schlechten Gegenwart die Auffassung gegenüber stellt, wie sie in den Besseren seiner Zeit lebte. Sein Gedicht ist für Kenntniß dieser Verhältnisse sehr werthvoll und nicht zur Genüge gewürdigt*). Aus ihm wird hier im Auszuge mitgetheilt, was am Ende des vierzehnten Jahrhunderts unter Ritterschaft verstanden wurde. Johannes Rothe berichtet wie folgt:

„Niemand hat Adel, als wer nach Lehnrecht rittermäßige Leute zu Mannen haben darf. Ritter und Knechte sind im Dienst der Edlen, man giebt ihnen nicht den Beinamen: edel, sondern gestrenge. Wer von seinen Eltern wacker und ehelich geboren ist und selbst nicht unehrlich geworden, der kann durch Erwerb eines Lehngutes, das ihm ein Edler oder Fürst giebt, zum Ritterschild kommen, wenn ihm sein Herr oder Fürst den verleihen will.

*) Herausg. von Karl Bartsch, Mitteldeutsche Gedichte, 1860.

Jetzt aber hat der Ritterorden keine große Geltung, Räuber und Diebe haben ihm Ehre und Werth genommen, auch sind viele nicht auf richtigem Wege in den Orden gekommen.

In früheren Zeiten wurde man Ritter durch den Schlag eines Herrn, darauf ging der Knappe in die Kirche und wurde unter der Messe in den Orden aufgenommen von einem Priester, der ihm sein Schwert, seinen Ritterschmuck und Sporen segnete, dabei schwor er einen Eid, daß er ein Verfechter der heiligen Christenheit sein wolle, das Reich nach geschriebenem Kaiserrecht vor Schaden behüten, Wittwen und Waisen beschirmen, Ketzern und ungläubigen Heiden schädlich sein. Dann legte ihm der Priester an seine Hand den goldenen Fingerring und mahnte ihn dabei zur Treue gegen Gott. Dann war ihm als Ritterrecht gesetzt, daß er auf der Straße nicht ohne Diener oder Knecht gehen durfte.

Niemand sollte nach Recht zum Ritter schlagen, als wer selbst ein Edler ist, von dem man Lehn empfangen darf, und selbst ein frommer Ritter. In unserer Zeit aber werden viele zu Rittern auf einem Wege, der ihnen keine Ehre giebt; diese trauen sich nicht in ein Turnier zu reiten.

Denn jetzt giebt es dreierlei Ritter, erstens solche, die weder Ehre noch Gut haben, sie sind Wegelagerer und ehrlos. Die zweiten haben zwar Lehngut von den Edeln, aber obwohl ihre Güter frei sind, so nähren sie sich doch nur von Raub und anderen unehrlichen Sachen, sind Kuhritter und entehren Klosternonnen. Kommen sie zu einem Turnier gezogen, so werden sie vielleicht sehr geschlagen von frommen Rittern und Knechten, die von ihren Klosterthaten gehört haben. Sie tragen Gold und schöne Kleider, aber sie mögen sich ihrer schämen, denn sie halten Diebe und Mörder, mit denen sie den Raub theilen. Auch wenn sie jemandem eine Fehde vorher ansagen, so rennen sie schon in das Feld, während noch der Brief unterwegs ist, und bevor der andre den Fehdebrief gelesen hat, haben

sie schon die Kuh gegessen. Nur die sind wahre Ritter, die für ihre Fürsten um gerechte Sache und zu gemeinem Nutzen gegen des Landes Feinde streiten, oder die zum heiligen Grabe ziehen und sich dort zu Rittern weihen lassen. Nicht mit dem Sacke dient der Ritter, wie Bürger und Bauer, sondern mit seines Leibes Stärke folgt er dem Herrn in saurer Arbeit.

Zu Ritterschaft gehören sieben besondere Ehren. Zuerst das Schwert, welches durch Ritterschlag zugetheilt wird; zweitens ein goldener Fingerring mit einem Edelstein, der an den Goldfinger gesteckt wird; drittens, ein frommer Knecht, der dem Ritter beständig aufwartet und ihm sein Schwert nachträgt, denn dem Ritter ziemt nicht das Schwert selbst zu tragen wie einem Büttel. Viertens ist sein Recht, Gold an seinem Leibe und eine goldene Spange an seinem Gewand zu tragen, fünftens ein buntes Kleid von mehrerlei Farben. Sechstens führt er den Ehrennamen Herr, den er nicht seiner Herkunft verdankt (nicht von sime geslechte) sondern der eigenen Tüchtigkeit, und endlich hat er das Vorrecht, daß man nach Tische Wasser über seine Hand gieße und ihm ein reines Handtuch reiche.

Ein richtiges Wappenschild muß Silber oder Gold in Feld oder Bild weisen, fehlt eines der beiden, so ist es kein Wappen. Goldenes Metall gilt mehr als silbernes. Zwei gute Farben gehören zum Feld und Bild, je mehr ein Schild Farben hat, desto minder wird das Wappen geachtet, je weniger Bilder darin stehen, desto adlicher ist es u. s. w.

Ein Ritter soll sich begnügen an den Einnahmen, die ihm sein Erbe bringt, und was ihm Gott beschеert im Dienst oder an Sold von Gold, Silber und Geschenken. Wird ihm das zu wenig, so darf er freilich kein Handwerk treiben; es kann auch nicht jeder zu Hofe kommen oder ein Fürstenamt erhalten. Da ist ihm erlaubt sich mit einem andern zu gesellen, der Handlung treibt und aus fremdem Lande Güter bringt, in diesen Gütern soll er seinen Antheil am Geschäft nehmen, so

weit er sie im Hause gebraucht. Ferner darf er Pferde-Handel und Zucht treiben. Er darf Handarbeit nicht üben, aber wohl seine Pferde beschlagen und die kranken mit Arznei heilen. Bei seiner Ernte darf er in der Scheune das Getreide einbansen helfen, bei der Feldarbeit darf er auf seinem Rosse eggen; Pfeile, Bolzen, Köcher darf er verfertigen, sein Geschütz zurechtmachen und Büchsen gießen. Auch um seine Viehzucht darf er sorgen, um Rinder, Schafe und Schweine.

Will ein Ritter seinem Feinde Schaden thun, so soll er offen zu Werke gehen und seine Ehre dadurch behüten, daß er ihm drei ganze Tage vorher die Fehde anzeigt. Hat er seines Feindes Erbe in Besitz genommen und ihn gefangen, so soll er ihn nicht in Grund verderben, sondern er soll ihn so schatzen, daß das Erbe die Schatzung ertragen kann; ist er ehrbar, so entlasse er den Gefangenen gegen Gelöbniß. Niemanden soll man so schatzen, daß er zum Bettler wird. Wer das thut, wird ehrlos und einem Räuber gleich geachtet.

Einem guten Ritter steht es wohl an, wenn er lesen und schreiben kann; ist er gelehrt und kunstvoll, so wird es sein Glück.

Ein vollkommener Mann soll siebenerlei Behendigkeit haben. Er soll verstehen reiten, schnell auf- und absitzen, traben und rennen, umwenden und im Reiten etwas von der Erde aufheben. Zum zweiten soll er schwimmen und tauchen, zum dritten schießen mit Armbrust, Büchse und Bogen, zum vierten klettern an Leitern, Stange und Seil, zum fünften gut turnieren, stechen und tjostiren, zum sechsten ringen, pariren und fechten mit der linken Hand wie mit der rechten, und weit springen, zum siebenten wohl aufwarten bei Tische, tanzen und hofiren und das Bretspiel verstehen.

Jedermann wird der Meinung sein, daß der Bauer sich besser dazu eignet ein Wappen zu tragen, als ein anderer Handwerksmann, auch wenn dieser größer, stärker und reicher ist. Denn der Bauer ist von Jugend auf gewöhnt an harte Arbeit, an

Sonnenhitze und die Koſt von Waſſer und Brod, wenig ſchl
und viel wachen, im Harniſch Tag und Nacht, mit Mühe h
und tragen.

Denn Adel wird dem erſten Ahnherrn nicht angeboren
ſteigt auf und fällt. Der eigene Mann kann durch die G
des Herrn frei gegeben werden und dann, ſelbſt wenn er
ein Freigut erwirbt, als frommer Zinsbauer leben. S
Kinder ziehen in die Stadt, mehren das Gut im Schutz
Stadtfreiheit, und wieder ihre Kinder reiten in einen Her
hof und treten in den Dienſt eines Edeln, und ſind ſie brauc
bei Fechten und Streiten, ſo belehnet ſie ihr Herr mit e
Freigut, das ihm durch den Tod der Beſitzer zufällt. So we
ſie Mannen eines edlen Herrn. Und halten ſich wieder
Kinder tüchtig, ſo werden dieſe zu Rittern geſchlagen. Er
der Ritter aber Schlöſſer und wird er ein wohlhabender
feſter Mann, ſo wird er mit allen ſeinen Kindern edel gem
Jetzt kann er Mannlehen verleihen und ſelbſt ritterm
Leute halten; entziehen dieſe ſich nicht ihrem Dienſte und h
ſie ihm in ſeinen Kriegen, ſo wird wieder ſein Sohn ein Gra
Reiches. Gewinnt dieſer das Anſehn eines großen Herrn, err
er das Land eines Fürſten oder belehnet ihn der König dami
wird er gefürſtet, und ſtirbt der König oder Kaiſer, ſo kann
Gott die Ehre beſcheeren, daß er an ſeiner Statt geküret
Manneswerth und Kraft gewinnt, ſorgloſes Vergeuden
nieder."

So frei und groß war um das Jahr 1400 die An
eines wackern Thüringers über die Bewegung deutſcher B
kraft im Staate!

2.

Aus deutschen Dörfern.

(1200—1500.)

Es war ein alter Zwiespalt zwischen der Arbeit des Friedens, in welcher der Deutsche als emsiger Hauswirth schaffte und doch nicht seine beste Ehre fand, und zwischen der wilden Arbeit des Krieges, welche Geschaffenes zerstörte und doch durch die begeisterte Poesie des ganzen Volkes verklärt wurde. Dieser feindliche Gegensatz zweier großen Kreise von idealen Empfindungen war seit den Kreuzzügen in Ständen verkörpert, hier die Ritter und ihre reisigen Knechte, dort Bürger und Bauern. Durch die gesammte Geschichte unserer Nation zieht sich von da ab der Streit zwischen Arbeitenden und Beutesuchenden; erst die Neuzeit hat dafür die Versöhnung gefunden.

Groß war in den Jahren des reisigen Minnegesangs die Abneigung zwischen Hof und Dorf, zwischen höfisch und bäurisch; die Ritter sahen aus ihrer Trinklaube hochmüthig auf die Dorflinden und den grünen Anger hinab, die Bauern feindselig auf die gepanzerte Schaar am Waldesrand. Viele Jahrhunderte hatten gearbeitet den Stolz des Landmanns zu verringern, nicht nur wer den Ritterschild trug, auch der Handwerker in der Stadt fühlte sich in besserem Recht und höherer Kunst als der Bauer. Uns ist möglich Einblick in das Gemüth des Landvolkes und in viele Einzelheiten seines Lebens zu erhalten. Seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts haben die Handschriften

manchen unschätzbaren Zug aus dem Leben des Bauern überliefert. Mit Erstaunen erkennen wir aus solchen Quellen, daß der Landmann damals in ganz anderer Weise ein Theil der Volkskraft war als viele Jahrhunderte später.

Der Leibeigene zwar stand nicht nur unter hartem Druck, er war auch gering geachtet, durch schlechte Tracht, durch kurzes Haar mußte er sich auch äußerlich von dem Freien unterscheiden. Der freie Bauer aber und wer als Höriger mit besserem Recht unter einem Herrn saß, fühlte sich mit Recht als Bewahrer der heimischen Sitte, das Schwert an der Seite schritt er zur Versammlung unter dem Baume oder am Gerichtsstein des Dorfes. Und stammte er von vier freien Ahnen und saß er auf drei freien Hufen, so war nach altem Sachsenrecht sein Rang höher als der eines Ritters, in dem unfreies Blut war, und wer ihn schädigte, der hatte es zu büßen wie einem von Fürstengeblüt. Grade damals fing er an den Acker sorgfältiger zu bestellen, es scheint um diese Zeit aufgekommen zu sein, dem Sommerfeld vor der Saat die zweite Furche zu geben. In der Nähe der reichen Klöster gedieh auch feinere Gartencultur, schon wurden die Weinberge sorgfältig bestellt, und in den Niederungen des Rheins, bei Holländern und Flämingen blühte eine Ackerwirthschaft des Moor- und Sumpfbodens, welche durch zahlreiche Colonisten dieser Stämme in die Elblandschaften und bis tief in den Osten getragen wurde.

Wohlhäbig steht der größere Bauer in seinem Hofe, fröhlich, vergnügungslustig tummelt sich das junge Volk in den Dorfgassen und auf dem Anger. Zwar ist der Titel Herr nach höfischem Brauch die Ehre des Ritters, aber in freundlichem Verkehr wird auch der Bauer Herr genannt, nicht nur von seinen Knechten, ebenso von den Hofleuten; „stolz“ ist ehrendes Beiwort der Burggenossen, aber auch das Bauermädchen wird als „stolze Magd“ von dem Ritter gerühmt. Unvermindert ist die alte Freude des Landvolkes an dem Erwachen der Natur, un-

geduldig erwarten die Mädchen das Ausbrechen der ersten Kätzchen an Weide und Hasel, sie sehen nach dem Laub, das aus der Knospe dringt und suchen im Grunde nach den ersten Blumen. Das frühste Spiel des Sommers ist der Ball in der Dorfstraße oder dem sprießenden Anger, er wird von Jung und Alt, von Männern und Frauen geschwungen. Wer den bunten Federball zu werfen hat, sendet ihn mit einem Gruße nach einem, den er lieb hat. Die behenden Bewegungen, der kräftige Wurf, die kurzen Zurufe an Freunde und Gegner sind die Freude der Zuschauer und der Spielenden. Und kommt der sonnige Mai, dann holen die Mädchen den Festschmuck aus der Lade und winden Kränze für ihr Haar und das ihres Freundes. So ziehen sie bekränzt und mit Bändern geschmückt, den Handspiegel als Zierrat an der Seite, mit ihren Gespielen auf den Anger, wohl hundert Mädchen und Frauen sind dort zum Reien versammelt. Dorthin eilen auch die Männer, zierlich ist ihre Tracht, das Wamms mit bunten Knöpfen besetzt, vielleicht sogar mit Schellen, welche eine Zeit lang der anspruchsvolle Schmuck der Vornehmen sind, die Seide fehlt nicht, wie im Winter nicht die Pelzverbrämung. Der Gürtel ist wohlbeschlagen mit glänzendem Metall, ein Eisenhemd ist in das Kleid gesteppt, die Spitze des Schwertes klingt im Gehen an die Ferse. Die stolzen Knaben sind voll Freude am Kampfe, herausfordernd, jeder eifersüchtig auf seine Geltung. Mit Leidenschaft werden die großen Reien getanzt, kühn sind die Sprünge, voll Jubel die Freude, überall die Poesie einer fröhlichen Sinnlichkeit. Laut singt der Chor der Umstehenden den Text des Reiens, leise singt das Mädchen die Weise mit. Und noch größer wird unser Befremden, wenn wir den Rhythmus und Text dieser alten Volkstänze näher betrachten, es ist eine Grazie nicht nur in der Sprache, auch in den menschlichen Verhältnissen, die viel mehr an die antike Welt erinnert als an die Empfindung unserer Landleute. Auf einleitende Strophen,

welche in zahllosen Variationen das Aufgehen des Frühjahrs rühmen, folgen andere, zum Theil in lockerem Zusammenhange wie improvisirt, den Schnaderhüpflen ähnlich, welche sich in Oberdeutschland bei Volkstänzen bis jetzt erhalten haben. Oft ist der Inhalt ein Streit zwischen Mutter und Tochter, die Tochter schmückt sich zum Fest, die Mutter will vom Tanz zurückhalten, oder ein Lob schöner Mädchen, oder drollige Aufzählung der tanzenden Paare, oft enthält der Text Angriffe auf eine Gegenpartei unter den Tänzern, welche geschildert und verhöhnt werden. Denn leicht bilden sich beim Tanze Parteien, durch spitze Verse wird der Gegner herausgefordert; der Ruhm des jungen Burschen ist sich nichts bieten zu lassen, der kräftigste Tänzer, der gewandteste Sänger, der kühnste Schläger zu sein. Auf den Reien folgen die Trinkgelage mit lauter und übermüthiger Fröhlichkeit. Der Winter bringt neue Freuden, die Männer spielen Würfel, im Schlitten wird auf dem Eise gefahren, in einer großen Stube sammelt sich das Volk zum Tanz. Dann werden die Schemel und Tische herausgetragen, zwei Geiger machen Musik, der Vorsänger beginnt die Weise, ein Vortänzer führt an. Verschieden ist der Charakter der Reien und Tänze, alterthümlicher und volksmäßiger läuft Weise und Text der Reien in dem altheimischen Parallelismus von je zwei Sätzen; die Tänze des Winters sind kunstvoller und modischer. Denn in den erhaltenen Tanzliedern, welche wir als verschönerte Abbilder der alten Rhythmen und Texte betrachten dürfen, ist überall das höfische Gesetz der Dreiheit in den Strophen durchgeführt, man erkennt die Nachahmung des ritterlichen romanischen Brauches. Unter den verschiedenen Arten der Tänze wird auch der slavische Reidawac genannt. — Bei diesen Vergnügungen des Dorfes trinkt und tanzt der Ritter mit dem Bauer, schon mit dem Stolz feinerer Sitte; aber wie sehr er geneigt ist über seine Umgebung zu spotten, er fürchtet sie auch, nicht nur ihre Fäuste und Waffen, auch die Schläge

ihrer Zunge. Der langlockige Bauer bietet dem Ritter den Becher und zieht ihn schnell von dem greifenden zurück, setzt ihn dann nach Hofgebrauch vor dem Tranke auf das eigene Haupt und schleift auf den Zehen durch die Stube, dann freut sich der Ritter, wenn der Becher dem Dorftölpel vom Haupte fällt und ihn begießt; aber der Ritter findet auch kein Bedenken darin sich auf schnöde Flucht zu begeben, wenn ihn zornige Dorfknaben suchen, weil er etwa ihren Frauen und Mädchen zu große Aufmerksamkeit geschenkt hat.

So sieht das Dorfleben in den Liedern Neidhart's von Reuenthal aus, des geistvollsten und launigsten aller ritterlichen Sänger im dreizehnten Jahrhundert. Seine ganze Poesie ruht auf den Liedern und Freuden der Bauern, wie der größte Theil seines Lebens unter ihnen verlief. Er hat das volle Selbstgefühl eines feingebildeten Mannes, aber er ist trotzdem den Landleuten gegenüber nicht immer im Vortheil. Ein Bauerburschi, Engelmar, hat ihm das größte Leid seines Lebens bereitet, es scheint, daß er ihm seine Geliebte Friderun, auch ein Dorfkind, abspenstig gemacht hat; der Stachel blieb dem Ritter in der Seele, so lange er lebte; aber auch bei späteren Huldigungen, welche er Mädchen des Dorfes widmet, hat der Ritter die Bewerbungen der jungen Bauern sehr zu fürchten, und nicht selten quält ihn bittere Eifersucht.

Und dies Verhältniß des Ritter Neidhart zu den Landleuten war im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts noch keine Ausnahme. Allerdings verhärtete sich der Stolz des Ritters gegenüber dem Bauer schnell zu einem ausschließenden Standesbewußtsein*).

Unerträglich dünkte ihm die Anmaßung des Bauern, der

*) Der sogenannte Seifried Helbling VIII. in: Moriz Haupt, Zeitschr. IV. S. 164 ff. Der östreichische Ritter betrauert dies Eindringen der Bauern in seinen Stand als Mißbrauch; er schrieb (nach Karajan) das achte seiner Büchlein um 1298.

es ihm in Kleidern und Waffen gleich thun wollte und ſ
Einbrüchen in die Gemeindeheerde den gepanzerten Fauſth
ſchuh entgegenhielt. Im Jahr 1244 verbot Herzog Otto
Baiern in ſeinem Landfrieden den Bauern, Brünne, Eiſe
oder Halsberge, lateiniſche Meſſer oder andere Stahlwaff
ihrem Dorfe zu tragen, nur den Reutel, den Stab, der
Säubern des Pflugbretes dient, ſollten ſie führen. Ein
liches Verbot erging in Oeſtreich. Aber es war vergebens.
darauf wird wieder geklagt, daß die Bauern in allen R
kleidern prangen, ſeidene Stoffe, Kettenpanzer führen uni
dem Schwert klirren.

Und das war natürlich. Dem Landmann trat in w
Zeit die Verſuchung nahe, ſelbſt Rechte und Privilegien
Ritterſtandes zu gewinnen. Wie unvollkommen ihm hö
Sitte kund wurde, ſie übte doch ihren modiſchen Zauber
Das Schönſte was ihm der Spielmann ſang, das Glanzv
was ſeine Augen erblickten, war Werben um kriegeriſchen
im Kampf und Turnier. Wer ſich ungenügſam in ſeiner
fühlte, der ſtrebte aus dem Bann des Zaunes und der heimi
Feldmark, um lieber andere zu ſchlagen als ſelbſt geſchlag
ſein. Auch der Sohn des Bauern zog als reiſiger Knec
die Burg und dachte darauf den Rittergurt anzuſchnallen.
Aufſtreben in den Ritterſtand erregte wieder Zorn und E
luſt der Edlen und ihrer Vaſallen, es verdarb das Selbſtg
des Landmanns, es ſtand ohne Zweifel den Begehrlichen
oft übel an und machte viele ruchlos und ſchlecht. Es fand
den Bauern ſelbſt, welche friedlich über ihre Scholle ſchr
herbe Beurtheilung, nicht mildere bei ernſthaften Dic
und Volkspredigern, es war doch ein nicht aufzuhalt
Proceß.

Eine der merkwürdigſten Ueberlieferungen aus dem
zehnten Jahrhundert wirft ein ſcharfes Licht auf dieſe
hältniſſe. Es iſt eine wahre Geſchichte, welche ſich au

bairischem Grunde, in dem jetzigen Innviertel Oestreichs, da, wo die Salzach mit dem Inn zusammenfließt, ereignet hat. Wer bei Burghausen die Salzach überschreitet und auf der alten Harterstraße eine halbe Stunde durch einen Wald gegangen ist, welcher unter dem Namen Weilhart große Strecken des Innviertels bedeckt, der sieht kurz nachdem er den Wald verlassen, auf der linken Seite der Straße zwei Bauernhöfe, von denen der erstere jetzt Lenzengut heißt, früher Helmbrechtshof genannt wurde. Er ist alten Leuten noch unter diesem Namen bekannt. Der Hof war einst größer, einer der ansehnlichsten Meierhöfe der Landschaft. Dieser Hof ist Mittelpunkt der Geschichte, welche hier erzählt werden soll. Sie ist uns in poetischer Form überliefert, in einem Gedicht, das als Zeitgemälde von höchstem Werth ist, auch als Dichtung von großer Schönheit. Der diese Dorfgeschichte zwischen den Jahren 1234 und 1250 niederschrieb, nennt sich selbst Wernher der Gartenäre. Es ist möglich, daß er Bruder Gärtner in dem nahen Kloster Ranshofen war; er hatte in diesem Amte nicht nur die Aufsicht über die Gartenanlagen des Klosters, sondern, wenn aus späteren Verhältnissen ein Schluß erlaubt ist, auch die Pflicht, alljährlich das Gebiet des Klosters zu durchwandern und die Bauern zu Obstbaumzucht und Bau von Küchengewächsen anzuleiten. Sein Gedicht „Helmbrecht" wurde von Moriz Haupt nach den beiden erhaltenen Handschriften herausgegeben in Band IV. der Zeitschrift für deutsches Alterthum; später hat Friedrich Keinz in einer guten Monographie: „Meier Helmbrecht und seine Heimath" aus den Ortsangaben des Gedichtes die Localität nachgewiesen und die Erinnerungen daran, welche noch in der Gegend leben, gesammelt. Leider kann der Inhalt des Gedichtes hier nur kurz zusammengefaßt werden; auch aus dieser unvollkommenen Form wird man den Werth, welche die Erzählung für uns hat, würdigen können. So berichtet Wernher der Gärtner:

„Der alte Meier Helmbrecht hatte einen Sohn. Dem jungen Helmbrecht hingen die blonden Locken bis auf die Achsel, er steckte sie in eine schöne seidene Haube, welche mit Tauben und Papageien und vielen Figuren gestickt war. Diese Haube hatte eine Nonne gestickt, die aus ihrer Zelle wegen einer Liebschaft entronnen war, wie das so mancher geht. Bei ihr lernte Helmbrecht's Schwester Gotelind Sticken und Nähen; das Mädchen und ihre Mutter verdienten es wohl an der Nonne, sie gaben ihr zum Lohn ein Rind, viele Käse und Eier. Schwester und Mutter schmückten den Knaben noch mit feinem Linnengewand, einem Kettenwamms und Schwert, mit Tasche und Gewand und einem schönen Ueberrock von blauem Tuch mit goldenen, silbernen und krystallnen Knöpfen verziert, sie leuchteten hell, wenn er zum Tanze ging, die Nähte waren mit Schellen besetzt, so oft er im Reien sprang, klang es den Frauen durch die Ohren.

Als der stolze Knabe so geschmückt war, sprach er zu seinem Vater: „Jetzt will ich zu Hofe gehen, gieb auch du, lieber Vater mein, mir etwas zur Hilfe.“ Der Vater erwiederte: „Wohl könnte ich dir einen schnellen Hengst kaufen, der über Zaun und Graben springt; aber lieber Sohn, laß ab von der Fahrt nach Hofe, Hofbrauch ist hart für den, der ihn nicht von Jugend gewöhnt ist. Nimm den Pflug und baue mit mir die Hufe, so lebst und stirbst du in Ehren. Sieh, wie ich lebe, treu, ehrbar, redlich; ich gebe alljährlich meinen Zehnten und habe nicht Haß, nicht Neid mein ganzes Leben durch erfahren. Meier Ruprecht will dir sein Kind geben, dazu viel Schafe, Schweine und zehn Rinder. Bei Hofe leidest du Hunger, mußt hart liegen und alle Liebe entbehren, dort wirst du der Spott der rechten Hofleute, vergebens suchst du es ihnen gleich zu thun, und wieder grade dich trifft der größte Haß des Bauern, am liebsten wird er an dir rächen, was ihm die andern vornehmen Räuber genommen haben.“ Der Sohn aber sprach:

„Schweig, lieber Vater, nimmer ſollen mir deine Säcke den Kragen reiben, nimmer lade ich Miſt auf deinen Wagen, meinen langen krauſen Locken, meinem ſchönen Rock und meiner geſtickten Haube ſtände das übel an, nicht will ich durch ein Weib thatlos werden. Soll ich drei Jahre über einem Füllen ziehen oder einem Rind, da ich doch alle Tage meinen Raub haben kann? Ich treibe fremde Rinder über die Ecke und führe die Bauern bei ihrem Haar durch die Zäune. Eile, Vater, ich bleibe nicht länger bei dir.“ Da kaufte der Vater den Hengſt und ſprach: „O weh, verlornes Gut!“ Der Knabe aber ſchüttelte das Haupt, ſah ſich auf ſeine beiden Achſelbeine und rief: „Ich biſſe wol durch einen Stein, ſo wild iſt mein Muth, ich wollte Eiſen freſſen. Ueber Feld will ich traben, ohne Sorge um mein Leben, aller Welt zum Trotz.“ Und beim Scheiden ſprach der Vater: „Ich kann dich nicht halten, ich laſſe dich, aber noch einmal will ich dich warnen, du ſchöner Jüngling, hüte deine Haube mit den ſeidenen Vögeln und wahre dein langes Lockenhaar, du gehſt unter ſolche, denen man flucht, die vom Schaden der Leute leben. Mir träumte, ich ſah dich gehen an einem Stabe mit ausgeſtochenen Augen, und wieder träumte mir, du ſtandeſt auf einem Baum, wohl anderthalb Klafter waren von deinen Füßen bis an das Gras, über deinem Haupte auf einem Zweig ſaßen ein Rabe und eine Krähe, verworren war dein krauſes Haar, zur Rechten ſtrählte dir's der Rabe, zur Linken ſcheitelte dir's die Krähe. Mich reut's, daß ich dich erzogen habe.“ Der Sohn aber rief: „Ich laſſe nicht von meinem Willen bis zu meinem Tod. Gott behüte dich, Vater, die Mutter und eure Kinder.“

So trabte er durch das Gatter und ritt auf eine Burg, deren Herr vom Kampf lebte und gerne die behielt, welche Reiterdienſte thaten. Dort ging der Knappe unter das Geſinde und wurde bald der behendeſte Räuber. Kein Raub war ihm zu klein und keiner zu groß, er nahm das Roß, er nahm das

Rind, er nahm Mantel und Rock, auch was ein anderer liegen ließ, ſtopfte er alles in ſeinen Sack. Es ging ihm das erſte Jahr nach Wunſch, mit günſtigen Segelwinden floß ſein Schiff-lein. Da begann er nach Haus zu denken, nahm Urlaub vom Hofe und ritt auf ſeines Vaters Haus. Alles lief zuſammen, der Knecht und die Magd riefen nicht: „Sei willkommen, Helmbrecht!“ das war ihnen widerrathen, ſie ſprachen: „Mein junger Herr, ſeid Gott willkommen!“ Er antwortete: „Kin-deken, ik wunſch üch ein gud leven*).“ Die Schweſter lief ihm entgegen und umfing ihn mit den Armen, da ſprach er zur Schweſter: „Gratia vestra!“ Die Alten zogen hintennach und umarmten ihn vielmals, da rief er dem Vater zu: „Dieu vous salue!“ und zur Mutter ſprach er böhmiſch: „Dobra ytra!“ Vater und Mutter ſahen einander an, die Mutter ſprach zu ihrem Mann: „Herr Wirth, uns ſind die Sinne verſtört, es iſt nicht unſer beider Kind, es iſt ein Böhme oder Wende.“ Der Vater rief: „Es iſt ein Wälſcher; mein Sohn, den ich Gott befahl, er iſt es nicht, ſo ähnlich er ihm ſieht,“ und ſeine Schweſter Gotelind ſprach: „Es iſt nicht euer Sohn, zu mir redete er lateiniſch, es muß wohl ein Pfaffe ſein,“ und der Knecht meinte: „Was ich von ihm vernommen habe, dar-nach iſt er in Sachſen oder Brabant zu Hauſe, er ſprach ik und Kindeken, es wird ſicher ein Sachſe ſein.“

Da rief der Wirth mit ſchlichter Rede: „Biſt du's, mein Sohn Helmbrecht? Ehre deine Mutter und mich, ſprich ein Wort Deutſch, und ich ſelbſt will dir deinen Hengſt abwiſchen, ich und nicht mein Knecht.“ „Ei wat ſegget ihr Gebureken, min Parit**), minen klaren Lif ſoll kein Burenmann nimmer an-gripen.“ Da erſchrak der Wirth gar ſehr und ſprach wieder:

*) Die zierliche Weiſe, in welcher hier die alte Sprache mit fremden Dialektklängen gemiſcht iſt, kann nicht wiedergegeben werden.

**) Unſer Wort Pferd, damals noch romaniſches Prachtwort gegen-über dem deutſchen Roß.

„Bist du Helmbrecht, mein Sohn? Noch heut Nacht will ich dir ein Huhn sieden und eins braten. Seid ihr aber ein Fremder, ein Böhme oder ein Wende, so fahrt hin zu den Winden. Seid ihr ein Sachse oder ein Brabanter, so müßt ihr euer Mahl mit euch führen, von mir erhaltet ihr nichts, und währte die Nacht ein ganzes Jahr. Für euch Junker habe ich keinen Meth noch Wein, den müßt ihr bei den Herren suchen!"

Nun war es spät geworden und kein Wirth in der Nähe, der den Knaben behalten hätte, so überlegte er und sprach: „Freilich bin ich der, ich bin Helmbrecht, einst war ich euer Sohn und Knecht." Der Vater sprach: „Ihr seid es nicht." — „Ich bin es doch." — „So nennt mir erst die vier Namen meiner Ochsen." Da nannte der Sohn die vier Namen: „Auer, Räme, Erke, Sonne, ich habe oft meine Gerte über ihnen geschwungen, es sind die besten Ochsen der Welt, wollt ihr mich jetzt erkennen? Heißt mir das Thor aufschließen." Der Vater rief: „Thür und Thor, Gemach und Schrein, jetzt soll dir alles offen sein."

So ward der Sohn wohl empfangen, von Schwester und Mutter weich gebettet, die Mutter rief der Tochter zu: „Lauf, hole ein Polster und ein weiches Kissen." Das ward ihm unter den Arm auf den warmen Ofen gelegt, und behaglich wartete er, bis das Essen bereitet war. Es war ein Herrenessen, klein geschnittenes Kraut mit gutem Fleisch, eine fette Gans am Spieß gebraten, groß wie ein Trappe, gebratenes und gesottenes Huhn. Und der Vater sprach: „Hätte ich Wein, heute müßt' er getrunken werden; so aber trink, lieber Sohn, von dem besten Quell, der je aus der Erde floß."

Und der junge Helmbrecht packte seine Geschenke aus, dem Vater einen Wetzstein, Sense und Beil, die besten Bauernkleinode der Welt, der Mutter einen Fuchspelz, den er einem Pfaffen abgezogen hatte, seiner Schwester Gotelind eine seidene Binde und eine beschlagene Borte, die besser für eine Edelfrau

gepaßt hätte, er hatte sie einem Krämer genommen. Und er sprach: „Ich muß schlafen, ich bin viel geritten, mir ist heute Nacht Ruhe noth.“ Da schlief er bis hoch in den andern Tag in dem Bette, über welchem seine Schwester Gotelind ein neugewaschenes Hemde ausgebreitet hatte, denn ein Leilach war dort unbekannt.

So weilte der Sohn bei dem Vater sieben Tage.

Darauf fragte der Vater den Sohn, wie der Hofbrauch da sei, wo er bis jetzt gelebt habe. „Auch ich,“ sprach er, „ging einst, als ich ein Knabe war, mit Käse und Eiern zu Hofe; damals waren die Ritter von anderer Art, höflich und von guten Sitten, sie übten ritterliches Waffenspiel, dann tanzten sie mit den Frauen und sangen dazu, dann kam der Spielmann mit seiner Geige, und wenn er anfing, standen die Frauen auf, die Ritter gingen auf sie zu, nahmen sie zierlich bei der Hand und tanzten artig, und wenn das vorbei war, kam wieder einer und las aus einem Buche vor von einem, der Ernst hieß *). Alles war damals in fröhlicher Geselligkeit. Die einen schossen mit dem Bogen nach dem Ziel, andere gingen jagen und pürschen, der schlechteste von damals wäre jetzt wohl der allerbeste. Denn jetzt wird werth gehalten, wer horchen und lügen kann, Treue und Ehre sind in Falschheit verkehrt, jetzt sind die Turniere nach alter Art nicht mehr Brauch, dafür sind andere im Schwange. Sonst hörte man im Ritterspiel so rufen: Heia, Ritter, sei froh! Jetzt schallt es durch die Lüfte: Jage, Ritter, jage, jage; stich, schlage, verstümmle den, schlag' mir dem den Fuß ab, hau diesem die Hände ab, den sollst du mir hängen, diesen reichen Mann fangen, der zahlt uns wohl hundert Pfund. So war es, denke ich, früher besser als jetzt. Erzähle du, mein Sohn, mehr von der neuen Sitte.“

„Das will ich thun. Jetzt ist der Hofbrauch: trink, Herr,

*) Herzog Ernst von Schwaben, berühmtes Gedicht des Mittelalters.

trinke, trink; trink du dies, so trink' ich das. Man sitzt nicht mehr bei den Frauen, nur bei dem Weine. Das Leben der Alten, glaubt mir, die da leben, wie ihr, das ist jetzt bei Frau und Mann so verhaßt wie der Henker. Bann und Acht ist jetzt ein Spott."

„Sohn," sprach der Vater, „laß den Hofbrauch fahren, er ist bitter und sauer. Viel lieber bin ich ein Bauer als ein armer Hofmann, der jederzeit um sein Leben reiten muß und darum sorgen, daß ihn seine Feinde fangen, verstümmeln und hängen."

„Vater," sprach der Junge, „ich danke dir, aber es ist länger als eine Woche, daß ich keinen Wein getrunken, seitdem habe ich den Gürtel um drei Löcher zurückgeschnallt. Ich muß Rinder erbeuten, eh' der Ring wieder an der Stelle steht, wo er früher war. Mir hat ein Reicher schweres Leid gethan: über die Saat meines Pathen, des Ritters, sah ich ihn einst reiten, er bezahlt mir's theuer, seine Rinder, seine Schafe und Schweine sollen traben, weil er einem lieben Pathen von mir so den Acker zertrat. Ich weiß noch einen reichen Mann, der that mir auch schweres Leid: er aß Brod zu Kräpfeln, bei meinem Leben, das will ich rächen. Noch einen andern Reichen weiß ich, der hat mir mehr Schmerz zugefügt, als irgend ein anderer; ich wollte es ihm nicht schenken, und wenn ein Bischof für ihn betete, denn als er einst bei Tische saß, hat er recht unanständig seinen Gürtel niedergelassen. Wenn ich erwische, was sein heißt, soll es mir zu einem Weihnachtskleid helfen. Und da ist noch ein anderer einfältiger Narr, der blies in einem Becher so unschicklich den Schaum vom Biere. Räche ich das nicht, so will ich nimmer ein Schwert um meine Seite gürten und einer Frau werth sein. Man hört in kurzem Kunde von Helmbrecht."

Der Vater sprach: „Ei! nenne mir doch die Knaben, deine Gesellen, die dich gelehret haben einen reichen Mann zu

berauben, wenn er Krapfen und Brot zusammen ißt!“ Da nannte der Sohn seine Gesellen: Lämmerschling und Schluckdenwidder, Höllensack und Rüttelschrein, Kühfraß, Knickekelch und Wolfsgaumen, Wolfsrüssel und Wolfsdarm*), — diesem gab seinen Hofnamen die edle Herzogin von Nonarra Narreia, — das sind meine Schulmeister.

Der Vater sprach: „Und wie nennen sie dich?“

„Ich bin genannt Schlingdengau, bin nicht die Freude der Bauern, ihre Kinder müssen Wasserbrei essen, was die Bauern haben, das ist mein, dem einen drücke ich das Auge aus, dem andern haue ich in den Rücken, den binde ich in den Ameisenhaufen, den hänge ich bei seinen Beinen an die Weide.“

Da brach der Vater los: „Sohn, die du da nennst und rühmst, wie hitzig sie auch sind, doch hoffe ich, wenn ein gerechter Gott lebt, es kommt der Tag, wo der Scherge sie faßt und von seiner Leiter hinabstößt.“

„Vater, Gänse und Hühner, Rinder und Futter habe ich dir oft vor meinen Gesellen bewahrt, jetzt thue ich's nimmermehr. Ihr sprecht zu sehr gegen die Ehre frommer Gesellen. Eure Tochter Gotelind wollte ich meinem Gesellen Lämmerschling zur Frau geben, bei ihm hätte sie das beste Leben gehabt. Das ist jetzt vorbei, ihr habt zu gröblich gegen uns gesprochen.“ Und seine Schwester Gotelind nahm er bei Seite und sagte ihr heimlich: „Als mein Geselle Lämmerschling mich zuerst um dich bat, da sprach ich zu ihm: Du wirst gut mit ihr fahren; nimmst du sie, so sei ohne Sorge, daß du lange am Baume hängst, sie wird dich mit ihrer Hand abnehmen und zum Grabe

*) Die wilden Namen sind schwerlich von dem Dichter erfunden die Räuber zu charakterisiren, es ist aus dem Folgenden wahrscheinlich, daß sie durch die Laune der ruchlosen Burgleute selbst gegeben und als Corpsnamen gebraucht wurden.

auf die Wegscheide ziehen, mit Weihrauch und Myrrhen umschreitet sie räuchernd dein Gebein ein ganzes Jahr. Und hast du das Glück nur geblendet zu werden, sie führt dich an ihrer Hand auf Wegen und Stegen durch alle Länder; wird dir der Fuß abgeschlagen, sie trägt dir die Stelzen alle Morgen zum Bett, und nimmt man dir auch noch die Hand, sie schneidet dir Fleisch und Brod bis an dein Ende. Da sprach Lämmerschling zu mir: „Ich habe drei volle Säcke schwerer als Blei mit feiner Leinwand, mit Röcken, Hemden und kostbaren Kleidern, mit Scharlach und Zobel, ich habe sie in einer nahen Schlucht versteckt, die will ich ihr zur Morgengabe geben. Um das alles, Gotelind, bist du durch deines Vaters Schuld gekommen; jetzt nimmt dich ein Bauer, bei dem du Rüben graben mußt, und in der Nacht liegst du an dem Herzen eines Unedeln. Wehe über deinen Vater. Denn mein Vater ist er nicht. Ich bin sicher, daß ein Hofmann zu meiner Mutter geschlichen ist, von ihm habe ich den hohen Muth."

Und die thörichte Schwester sagte: „Lieber Bruder Schlingdengau, mache, daß mich dein Geselle heirathet, ich verlasse Vater, Mutter und Verwandte." Die Eltern vernahmen nicht die Rede, der Bruder berieth heimlich mit der Schwester. „Ich will dir meinen Boten senden, dem du folgen sollst, halte dich bereit. Gott behüte dich, ich ziehe dahin, der Hauswirth hier gilt mir so wenig als ich ihm. Mutter, Gott segne dich." So fuhr er seinen alten Strich und sagte seinem Gesellen den Willen der Schwester. Der küßte sich vor Freude die Hand und verbeugte sich vor dem Winde, der von Gotelind her wehte.

Manche Wittwe und Waise ward ihres Gutes beraubt, da der Held Lämmerschling und sein Gemahl Gotelind auf dem Brautstuhl saßen. Die Knappen fuhren und trieben auf Wagen und auf Rossen emsig gestohlenen Trank und Speise in Lämmerschling's Vaterhaus. Als Gotelind aber kam, ging der Bräutigam ihr entgegen und empfing sie: „Willkommen, Dame Gote-

lind.“ „Gott lohne euch, Herr Lämmerſchling.“ So begrüßten ſie einander freundlich, und ein alter Mann, weiſe in Worten, ſtand auf und ſtellte beide in einen Ring, und frug dreimal den Mann und die Magd: „Wollt ihr euch zur Ehe nehmen, ſo ſprechet Ja.“ So gab er ſie zuſammen. Alle ſangen das Brautlied, der Bräutigam trat der Braut auf den Fuß*). Darauf wurde das Hochzeitmahl bereitet. Aber ſeltſam war es, vor den Knaben ſchwand die Speiſe, als wenn ſie ein Wind vom Tiſche wehte, ſie aßen unendlich, was ihnen der Truchſeß von der Küche auftrug, und es blieb nicht ſo viel daran, daß der Hund die Knochen abnagen konnte. Man ſagt, jedem Menſchen, der ſo unmäßig ißt, dem naht ſein Ende**). Der Braut Gotelind begann zu grauſen und ſie klagte: „Wehe! uns naht ein Unheil, mir iſt das Herz ſo ſchwer! Wehe mir, daß ich Vater und Mutter verlaſſen habe; wer zu viel will, dem wird wenig, dieſe Gierigkeit führt in den Abgrund der Hölle.“

Noch eine Weile ſaßen ſie nach dem Eſſen, ſchon hatten die Spielleute von Braut und Bräutigam ihre Gabe empfangen: da ſah man den Richter mit fünf Männern kommen. Es war ein kurzer Kampf, mit den fünfen ſiegte der Richter über zehn, denn ein rechter Dieb, wie kühn er auch ſei, und ſchlüge er auch

---

*) Der altdeutſche Brauch der Vermählung. Die Kirche wurde im dreizehnten Jahrhundert bei der Trauung der Landleute wie der Hofleute noch durchaus nicht immer in Anſpruch genommen. Erſt im vierzehnten Jahrhundert galt es für ungebildet, nicht von einem Geiſtlichen eingeſegnet zu ſein. Noch im fünfzehnten war möglich, daß Bauern ihren Pfaffen höhnten, weil er nach einer ſolchen Vermählung im Kreis der Genoſſen forderte, daß ein Aufgebot wegen möglichem Einſpruch erfolgen müſſe. Die Bauern lachten und riefen: „Bevor es Mönche und Pfaffen gab, iſt die Ehe geweſen!“ Der Ring S. 145. — Wenn unſere Junker gegen die Civilehe eifern, ſo haben ſie vergeſſen, daß bereits ihre Ahnen ſich ſo vermählten.

**) Uralter Volksglaube. Aehnlich die Freier in der Odyſſee vor ihrem Ende.

ein ganzes Heer, ist wehrlos gegen die Schergen. Die Räuber schlüpften in den Ofen und unter die Bank; wer sonst nicht vor vieren floh, den zog jetzt der Knecht des Schergen allein bei seinem Haare hervor. Gotelind verlor ihr Brautgewand, an einem Zaune fand man sie, erschreckt, entblößt, verachtet. Den Dieben aber wurden die Häute der Rinder, die sie geraubt, an den Hals gebunden, als der Gewinn für den Richter. Der Bräutigam trug seinem Tage zu Ehren nur zwei, die andern aber mehr. Der Scherge hing neune, den zehnten ließ er am Leben nach Henkersrecht, und dieser zehnte war Schlingdengau Helmbrecht. Der Scherge rächte den Vater an ihm, er stach ihm die Augen aus, er rächte die Mutter und schlug ihm eine Hand und einen Fuß ab. So führte den blinden Helmbrecht ein Knecht am Stabe heim vor seines Vaters Haus.

Hört, wie ihn der Vater grüßte: „Dieu salue, Herr Blinder. Geht von dannen, Herr Blindeken; wenn ihr euch säumt, so lasse ich euch durch meinen Knecht fortschlagen, hebt euch weg von der Thüre."

„Herr, ich bin's, euer Kind."

„Ist der Knabe blind geworden, der sich nannte Schlingdengau? Jetzt fürchtet ihr nicht des Schergen Drohen, nicht alle Richter der Welt! Hei, wie ihr Eisen aßet, als ihr auf dem Hengste rittet, um den ich meine Rinder gab. Weicht und kehret nimmermehr wieder."

Und wieder sprach der Blinde: „Wollt ihr mich nicht als Kind erkennen, so laßt mich als einen elenden Mann in eurem Hause kriechen, wie ihr mit armen Kranken thut. Die Landleute sind mir gram, ich kann mich nicht erretten, wenn ihr mir ungnädig seid."

Dem Wirth bebte sein Herz, denn der blind vor ihm stand, war doch sein Blut und sein Sohn, und doch rief er hohnlachend: „Ihr fuhrt so trotzig in die Welt, manches Herz seufzte um euch, mancher Bauer ist durch euch seiner Habe beraubt worden. Ge-

denkt an meinen Traum. Knecht, sperr' ab und stoß' den Riegel vor, ich will heut Nacht Ruhe haben. Eher behielte ich bis an meinen Tod einen Fremden, den sonst nie mein Auge sah, ehe ich euch ein halbes Brod gäbe." Und er schlug den Knecht des Blinden. „Zieh von mir ihn, den die Sonne haßt, ich thäte so deinem Meister, nur daß ich mich schäme einen Blinden zu schlagen." So rief der Vater, und die Mutter gab ihm doch ein Brod in die Hand wie einem Kinde. So ging der blinde Dieb dahin, die Bauern riefen ihm nach und höhnten.

Ein Jahr litt er Noth. Einst an einem Morgen früh ging er durch den Wald um Brod zu betteln, da sahen ihn Bauern, welche Holz lasen; einem von ihnen hatte er eine Kuh genommen, die siebenmal gekalbt hatte, der rief jetzt die andern, sie sollten ihm helfen. Alle hatte er sie gekränkt, dem einen hatte er die Hütte aufgebrochen und ganz ausgeraubt, einem andern die Tochter entehrt; der vierte zitterte vor Begier wie Laub und sprach: „Ich töte ihn wie ein Huhn, er stieß mein schlafendes Kind bei Nacht in einen Sack, und als es erwachte und schrie, schüttete er es aus in den Schnee, daß es gestorben wäre, wenn ich ihm nicht zu Hilfe kam. Alle wandten sich gegen Helmbrecht. „Jetzt hüte deine Haube." Die Stickerei, welche einst der Henker unberührt gelassen hatte, wurde zerrissen und auf den Weg gestreut mit seinem Haar. Seine Beichte ließen sie den Elenden sprechen, der eine brach einen Brocken von der Erde und gab diesen dem unwerthen Mann in die Hand als Thorgeld für das Höllenfeuer. So hingen sie ihn an einen Baum. —

Wo noch ritterlustige Kinder bei Vater oder Mutter sind, die seien gewarnt durch Helmbrecht's Geschick."

So endet die Geschichte vom jungen Helmbrecht, der ein Ritter werden wollte. Noch heut wissen die alten Leute der Umgegend von einem Bauernsohn zu erzählen, der unter die Räuber

ging, und im Walde, eine halbe Stunde vom Helmbrechtshofe, steht eine Kapelle, dort, sagen die Leute, sei ein Soldat gehenkt worden, der seinen Eltern entlaufen war.

Man würde irren, wenn man dieses Bild, welches mit erschütternder Wahrheit ein wirkliches Ereigniß schildert, für Ueberlieferung eines Ausnahmefalls halten wollte. Zahlreiche Berichte der Zeitgenossen lehren, daß im dreizehnten Jahrhundert ähnlicher Uebergang in den Ritterstand sehr häufig war. Er gelang in anderen Fällen besser, und vollzog sich ohne auffälligen Verderb des Bauern. Ein Edler z. B. oder ein großer Dienstmann brauchte Geld, der Bauersohn, welcher als reisiger Knecht bei ihm diente, half ihm mit dem Gut seines Vaters aus der Noth; oder der Herr sollte zum Fürstenhof reiten, und sein Stolz machte ihm wünschenswerth, mit zahlreichem Gefolge von Rittern einzuziehen; oder ein ritterliches Lehn war erledigt und die ritterbürtigen Familien seiner Lehnsherrschaft schienen dem Herrn nicht ergeben und nicht zuverlässig: in diesen und ähnlichen Lagen gab er Ritterschwert und Lehngut dem rüstigen Landmann. Auch die Ehe half diesen Uebergang fördern. Hatte der Ritter eine arme Verwandte zu verheirathen, dann erinnerte er sich wohl einer reichen Bauerfamilie im Dorfe, die ihm selbst verschwägert war. Wir vermögen ganz genau Worte und Gebahren anzugeben, mit denen er um 1300 einen Bauer in seine Verwandtschaft suchte*). Er ritt vor das Bauerhaus: „Gott grüße dich, Muhme, wie gehabst du dich?“ — „Gut, lieber Herr.“ — „Kennst du mich noch?“ — „Nein, lieber Herr.“ — „Ich bin es ja, dein Oheim, sage mir, lebt noch deine Schwester, meine Muhme Hedwig?“ — „Ja Herr, erst gestern sah ich sie.“ — „Nun, wie gehts deinem Sohn Ruprecht?“ — „Ei, Herr, das ist ein tüchtiger Gesell, er ist heuer älter als er vordem war, er trägt sein erstes Schwert, hohen Hut und zwei

*) Renner des Hugo von Trimberg v. 1605.

Eisenhandschuh, er ist den Mädchen Vorsänger beim Reien und Liebling der Nachbarn." — „Nun, Muhme, ich weiß eine junge Maid, eine Tochter meines Bruders, sie war ihrem Vater und mir sehr lieb und oft hat man uns um sie gebeten, sie ist von Gott euch aufbewahrt. Die sollten wir deinem Sohn zum Weibe geben." — „Gott helfe mir, Herr, wenn ich das erleben könnte, ich wollte ja meinen Sohn um so reicher ausstatten." — „Gut, liebe Muhme, ich muß fortreiten, gieb meinem Pferde ein Futter und mir ein Huhn, und du komm nächstens zu mir, dann laß uns das mit der Maid besprechen." Darauf reitet er fort in sein leeres Haus und die Ehe wird geschlossen.

Auch der Ritter verschmähte nicht seine Truhen damit zu füllen, daß er mit einer reichen Bauerstochter in den Ring der Zeugen trat und sie zu rechter Ehe empfing. Die Kinder aus solchen Verbindungen wurden von höfischen Dichtern gern mit der Elster verglichen, deren Gefieder aus Weiß und Schwarz bunt gemengt ist. Als Söhne von Bauern wurden sie Ritter „mit einem Schild", und diesen Neuen ward gern Arges nachgesagt, auch daß grade sie die ärgsten Landplacker wären. — Lange hat sich in einzelnen Landschaften dieser Uebergang der Familien erhalten. In Rügen z. B. thaten es noch zu Luthers Zeit die wohlhabenden Bauern dem Adel gleich. Sie lebten, wie ein Edelmann jener Zeit berichtet, übermüthig und streitlustig, und die beklagenswerthen Ehen waren nicht selten.

Auch der Bauer, welcher kein Ritterlehn nahm und nicht bei Hofe unter Schilde ging, wurde Rival der rittermäßigen Familien, wenn er freier Eigenthümer seines Grundes war oder mit gutem Dienstrecht auf dem Erbgut saß. Er verglich sein altes Recht mit dem der Dienstmannen und der freien Vasallen des Adels, und er fand, daß er das bessere Recht hatte. Diese freien Bauern saßen nach 1200 ungleich vertheilt auf deutschem Boden, sie fehlten aber in keiner Landschaft, sie stellten in einigen den Kern der Landbevölkerung dar. In dem fränkischen Gebiet

freilich, welches unter Merovingerkönigen den Thüringern, Schwaben, Burgundern und Alemannen abgenommen war, lagerten die reisigen Franken als Edle und Reichsritterschaft dichtgedrängt über der unterworfenen Bevölkerung; in diesem Theil Deutschlands, der die größte Zersplitterung in kleine Territorien erfuhr, wurde auch das gute Recht fränkischer Landsiedler niedergedrückt und die Lage der Bauern war unter den kleinen Tyrannen nicht günstig. Auch Thüringen und ein Theil des Sachsengebietes waren durch zahlreiche Occupationen und Landanweisungen fremden Lehnsherren aufgetheilt, in sehr früher Zeit hatte dort ein erobernder Stamm die Fluren mit der Endung -leben einzelnen seiner Krieger in Besitz gegeben, fränkische Lehnsleute hatten ihre Höfe mit -heim und -hausen erbaut, dort waren viele Unfreie, arme Leute der Ritter, darunter auch Slaven, dazwischen kräftige Bauerdörfer der Kirche und des Landgrafen mit geringer Dienstpflicht. In Schwaben wurde die Lage der Landleute durch Theilung des Herzogthums unter kleine Gebieter seit Rudolf von Habsburg schlechter. Aber in der Schweiz, im südlichen Alemannien, in Oberschwaben, vor anderen in Baiern, in dem altfränkischen Gebiet am Niederrhein und wieder in weiten Landstrichen der Sachsen, bei Friesen und den Nordalbingen der Westsee war der freie Bauer wohlhabend und mächtig, ja neben der Kirche hie und da der einzige Herr des Bodens.

In besonderer Lage waren Oestreich, Salzburg, Steier, Kärnten. Dort in der Ostmark waren die Avaren unter den Karolingern getilgt, die Ungarn unter den Sachsenkaisern erschlagen, das Land durch bairische Colonisten besiedelt worden, auch die friedlichen Slovenen waren unter günstigen Bedingungen dem Reich angeschlossen, der Bauer in Oestreich wußte wohl, daß er ein freier Mann war. Dasselbe Selbstgefühl hatten von 1200 bis 1400 die deutschen Ansiedler in Schlesien und Böhmen. Dagegen war in den eroberten Landschaften, der untern Oder

in der Mark Brandenburg, in Mecklenburg und Pommern die Germanisirung nicht durch friedliche Ansiedlung, sondern entweder durch kriegerische Bewältigung der Slaven oder durch Belehnung deutscher Ritterfamilien erfolgt. Dort saßen die räuberischen Lehnsleute trotzig über den Bauern.

Längs den Alpen und am Nordmeer dachte der Bauer wohl daran, daß er der ältere Herr des Bodens war. Auch seine Vorfahren waren vielleicht zu Roß in dem Kreuzzuge geritten — wenigstens werden von den Geschichtschreibern dieser Fahrten außer Rittern und ihren Knechten noch andere Reitermassen erwähnt —, er hatte am Giebel seines Hauses ähnliche Geschlechterzeichen, wie sie alte Ritterfamilien in ihrem Schilde trugen, ja auch aufgemalte Schildfarben von den Vätern her.

Diese alten Freisassen wurden überall dem Lehnswesen unbequem. Sie schienen weder Bauern noch Ritter, saßen stolz zu Roß und setzten ihre Hausmarken oder ein Thierbild auf ein dreieckig Bretlein oder gar an ein Fahnentuch. Auch sie nahmen zuweilen die herrschenden Laster des Ritterstandes an und wurden Räuber und Brenner ohne Ritterrecht*).

Noch in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wo die Ritterbürtigen zwar vom Adel unterschieden, aber im Tagesverkehr hie und da bereits Edelleute genannt wurden, dauerten die reisigen Ansprüche der freien Landleute fort. Und man sagte manchen der Fürsten nach, daß sie zu ihrem Schaden lieber mit den Bauern Ritterwerk trieben als mit ihren alten Vasallen, diesen Schildbauern aber, daß sie unzuverlässig im Kampfe wären und nur die Privilegien, nicht die Lasten des Ritterstandes tragen wollten. Und man wußte über sie ein bedenkliches Gleichniß zu erzählen. Die Vögel hatten einst Krieg, luden dazu und sandten auch zu der Fledermaus. Diese sprach,

*) Renner des Hugo v. Trimberg, v. 1091.

man möge ihr den Zug freundlich erlassen, denn sie sei eine Maus. Da muthete man ihr den Streit nicht zu. Darauf kamen die Mäuse in Zwist. Auch dazu wurde die Fledermaus geladen. Wieder sprach sie: „Was gehts mich an? seht ihr nicht, daß ich Flügel habe? ich stehe in Pflicht bei den Vögeln.“ So treiben es die Bauernritter. Wenn der Fürst in Landesnoth alle aufbietet, die in reisigem Dienst stehen, so gehen sie an die Arbeit, denn sie haben kein Ritterlehn. Der Fürst läßt sie also zu Hause und er legt auf das Land eine große Steuer. Und wieder sagen sie: „Wir sind zu gut, um mit den Bauern zu zinsen, wir müssen mit Schild und Speer zu Felde dienen, wir edlen Leute; wir wagen unsere Haut, darum sind wir steuerfrei.“ Da war auch ein Bauer, der hieß lange ein ritterlicher Mann; dem sagte der Richter bei einer Buße, als Edelmann müßte er 10 Mark geben, wäre er aber Bauer, so käme er mit 60 Pfennigen davon. Ehe der Gesell die zehn Mark gab, erklärte er, er sei keines von beiden, sondern er sei ein Edelknecht*).

Für den fleißigen Landmann kam seit Kaiser Friedrich II. eine harte Zeit. Die wilden Gewaltthaten und der Druck des räuberischen Adels treiben viele Hilfesuchende in die Städte, die Unternehmenden in die Fremde. Noch immer ist Gelegenheit, unter dem Kreuzeszeichen gegen Slaven, Wenden und Polen zu kämpfen, und im Osten der Elbe öffnen sich weite Länder für die Waffen und den Pflug des deutschen Landmanns. Auch in den Geistern arbeitet eine Aufregung. Der neue Despotismus der römischen Päpste und der fanatischen Bettelorden drängt am Rhein die Katharer, in Niedersachsen die Stedinger bis zum Abfall von der Kirche. Wo die freien Bauern dicht zusammensitzen und durch die Natur ihres Landes begünstigt werden, er-

*) Heinrich der Teichner nach 1350. (Auszüge von Karajan S. 19.)

heben sie sich in Waffen gegen den Druck der feudalen Herren. In den Thälern der Schweiz, in den Marschländern der Nordsee erkämpfen die Landgenossen Siege über die gepanzerten Reiter, welche noch jetzt zu den glorreichen Erinnerungen des Volkes gehören. Aber im Innern Deutschlands wird der Bauer unter steigendem Druck, welchen der Adel und eine entartete Kirche auf ihn ausüben, schwächer, untüchtiger, roher; immer mächtiger erheben sich über ihn die Burgherren, selbst der altangesessene Freibauer der Niedersachsen wird tief herabgedrängt von der Ehrenstelle, die er einst über dem ritterlichen Dienstmanne behauptet hat. Auch der Städter gewöhnt sich im Gefühle einer höheren Bildung und kunstvolleren Sitte den Landmann zu verhöhnen, seine ungeschlachte Eßlust, plumpe Einfalt und betrügerische Pfiffigkeit werden mit endlosem Spott übergossen, in Liedern, Erzählungen, Schwänken, Fastnachtspielen.

Und doch war dem Landmann noch im fünfzehnten Jahrhundert viel von gutem altem Recht und einiges von der alten Kraft geblieben. Noch stellt er in seinen Liedern den eigenen Beruf hoch, und ist geneigt mit Laune das unstete Treiben der andern zu betrachten. Von drei Schwestern heirathet in bekanntem Volksliede die eine den Edelmann, die andere den Spielmann, die dritte den Bauer; die beiden Schwäger kommen mit ihren Frauen zum Besuch auf den Bauerhof, „da spielte der lustige Spielmann, da tanzte der hungrige Edelmann, da saß der Bauer und lachte.“ Und am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schildert das Gedicht eines Städters eine Tanzscene im Dorfe, ähnlichen Brauch wie in den Zeiten Neidhart's, nur wilder und roher. Die stolzen Knechte kommen von verschiedenen Dörfern bewaffnet mit Hellebarden und Spießen unter die Linde zum Tanz, die Parteien sind durch Abzeichen geschieden, Weiden und Birkenreiser und Hopfenblätter an der Schulter und auf der Mütze, aus dem einen Dorf sind alle vierundzwanzig Knechte in rothes lundisches Tuch gekleidet, mit

gelbem Wamms und Hosen. Eine schmucke Dirne, beliebte Tänzerin, will nur mit der einen Partei tanzen: so kommt es zu Stachelreden, die Waffen werden gezogen, der Schreiber aus der Stadt mit so nachdrücklicher Drohung verfolgt, daß er sich den wilden Gesellen durch schnöde Flucht entzieht*).

Und ist Tanz und Zank zu Ende, dann setzen sich die Männer nieder, die Frauen aber bleiben stehn. Hat man ausgeruhet, dann tritt die Gesellschaft zum Ringelreien an. Alle fassen einander bei den Händen, singen im Wechsel und gesellen die Paare, welche den Reien springen**).

Der Spielmann, welcher mit seiner Geige in das Dorf kam oder sich unter den Bauern niedergelassen hatte, brachte ihnen neue Lieder und Melodien; und der unendliche Vorrath heimischen Liederstoffes: die letzten Trümmer der alten Heldensage, was der wandernde Landsknecht über eine neue Fehde oder Schlacht zu singen wußte, dann solche Lieder, welche die Stimmungen des eigenen Lebens ausdrückten, klangen unter der Dorflinde und beim Rocken in der Spinnstube. Die alte Freude an dem Leben der Natur war unvermindert, der Gesang der Stubenvögel, die Zucht seiner Thiere waren dem Bauer regelmäßige

*) Es giebt mehre Schilderungen dieser Art, eine hessische in: Kornmann, Frau Venus-Berg.

**) Als Beispiel des einfachen Textes, der bei solchen Ringelreien gesungen wurde, das Folgende:

Vorsänger. Wem soll ichs geben,
Zu Freude seinem Leben?
Chor. Was ist das?
Sagt uns, Herr, was?
Vorsänger. Es ist Frau Gretel Ehrenpreis,
Wem paßt sie baß?
Einer. Keinem andern als wie mir,
Sie ist meines Herzens Gier!
(Das Paar springt den Reien.)
Vorsänger. Wem soll ichs geben u. s. w.

Vergleiche: Der Ring von Heinrich Wittenweiler S. 169.

Hausfrende, noch zu Luthers Zeit, wenige Jahre vor dem großen Bauernkriege, begegnete einem treuherzigen Bauer, daß er in der Freude sein schmuckes Füllen auf den Hals küßte; ein lauernder Mönch hatte es gesehen, der Bauer wurde vor das geistliche Gericht citirt und mit einer harten Geldstrafe belegt, weil dergleichen unschicklich sei. Karsthans ballte deßhalb die Faust gegen die Pfaffen*).

Der Bauer fühlte sich damals als bewaffneter Mann. Zwar war er auf freiem Felde schutzlos dem Ueberfall Gepanzerter preisgegeben, aber in der Schaar der Dorfgenossen wußte er seine Wehr wohl zu brauchen, und in dem größten Theil Deutschlands, wo die Häuser des Dorfes in Gassen aneinander lagen, war sein Dorf nicht nur durch Zaun, oft durch Mauer, Graben und Thor geschützt, und vor den Thoren standen zuweilen auch Blockhäuser, in denen er einen andringenden Haufen abzuwehren versuchte. Inmitten dem Dorfe war die hohe Kirchhofmauer wieder zur Vertheidigung eingerichtet, zuweilen mit Thürmen besetzt, und wenn das Dorf angesengt war, rettete er Weib und Kind, Vieh und Habe in die Nähe des Heiligen und stand in Krebs und Eisenkappe hinter der Mauer, sein Heiligthum zu vertheidigen, während die Sturmglocke den Ueberfall auf Feldern und in benachbarten Gemeinden verkündete.

Noch war das Leben des Landmanns innerhalb der Dorfthore reich an Festen und poetischen Bräuchen, sein Recht, soweit es nicht durch Gewaltthat gekreuzt wurde, war ihm sicher und werth, und jede Thätigkeit seines Lebens durch Herkommen und Etikette, durch Repräsentation und dramatisches Zusammenwirken mit den Dorfgenossen befestigt.

Und doch erhob sich eine neue Gefahr für sein Behagen, für die Ehre und Geltung seines Berufes, größer als die Raub-

*) Dialog, New-Karsthans.

sucht der Edelleute und der Landsknechte, eine Gefahr, welche keine menschliche Weisheit und Kraft von ihm abhalten konnte, die ihm heraufstieg aus den unverständlichen Schriftzügen alter Pergamentbände, von dem Arbeitstisch stiller Gelehrten und den engen Stuben lateinischer Schulmeister. Und was den Landmann zunächst herabdrücken sollte, das war ein neuer großer Fortschritt der gesammten Nation, es war die lateinische Schule und der neue Stand von Gebildeten, den diese schuf. Durch die Humanisten kamen den Deutschen die Anfänge einer Gelehrsamkeit und Cultur, an welcher die anderen Stände sämmtlich eher Theil hatten oder erlangen konnten, die aber dem Bauer nur langsam, spät, auf weitem Umwege den Segen gönnen sollte, den sie früher und reichlicher allen übrigen gab. Die deutsche Gelehrtenbildung wollte ihm nicht Feind sein, ja sie kämpfte auch für seines Lebens Heil, wenn sie den Papst befehdete und dem Knaben Beispiele von Männergröße und Edelmuth aus der Römerzeit in das Herz legte; aber sie schied doch alle, die an ihr Theil hatten, von der Masse des Volkes, sie warf allmälig die Schranke, welche die übrigen Stände von einander trennte, nieder, aber sie zimmerte unbemerkt eine neue Schranke zwischen dem einfachen Arbeiter und dem Gebildeten. Sie hob die andern, und deßhalb drückte sie zunächst den Landmann herab. Zwischen dem Urtheil des Junkers und seines Bauern war im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts nur der Unterschied, welcher zufällig zwischen dem Gesichtskreis des Schlosses und des Meierhofes bestand, beide sprachen denselben Dialect, sangen dieselben Lieder und waren häufig nur in Tracht, Vorurtheilen und Ansprüchen ungleich. In der Zeit, welche kommen sollte, lernte — nach längerem Sträuben — auch der Edelmann ein wenig lateinisch sprechen, und er vergaß Siegfried den Drachentöter und Herrn Tristan über Scipio Africanus und den Liebeshändeln Martis und Veneris. Der Edelmann und der Bürger wurden Mitarbeiter an neuer Sitte,

neuem Recht, neuer Poesie und Kunst, zuletzt an einem neu Staat, und dies alles blieb dem Bauer lange fremd.

Aber bis zum unerträglichen fühlbar wurde ihm d Druck, unter dem er stand. Seit dem Ende des fünfzehnt Jahrhunderts begann er sich gewaltthätig gegen seinen Her zu erheben.

3.

Aus der Heimath der Habsburger.

Die großen Herrengeschlechter der Sachsen, Franken, Schwaben waren vergangen, eine lange Reihe von starken und dauerhaften Männern hatte in heißem Kampf gerungen, die alte Idee der römischen Weltherrschaft von deutschem Boden aus lebendig zu machen. Allen war zum Verhängniß geworden, daß sie dem Zuge einer Idee folgten, welche nicht politisch, sondern poetisch war und doch als ein Erbe aus grauer Vorzeit ihnen und ihrem Volke übermächtig Gedanken und Willen beherrschte. Jetzt war das Traumbild der Deutschen verdämmert. Die früheren Kaiser hatten ihr Kaiseramt hoch gefaßt, ihr Stolz war gewesen als weltliche Gebieter der römischen Christenheit zu herrschen, die eigene Hausmacht, welche jeder von ihnen zu verstärken rang, war ihnen ein Mittel, das höchste Erdenamt gegen die Fürsten ihres Landes zu behaupten und gegen eine Kirche, welche ähnlich wie sie selbst, die Oberhoheit im römischen Reiche beanspruchte.

Im Jahr 1273 war die Frage: ob Kaisermacht oder Papstmacht die höchste auf Erden sei, und ob der Kaiser oder die Landesfürsten auf deutschem Boden die Herrengewalt besitzen, zum Nachtheil für die Kaiserwürde entschieden. Die Reichsfürsten waren in Wahrheit die Gewaltigen Deutschlands, das Reich lag zerfallen in eine Anzahl von Landeshoheiten. Fortan wurde auf Jahrhunderte Grundsatz der wählenden Reichsfürsten, die Attribute der römischen Königsmacht einem Fürsten zu geben,

der nicht so mächtig war die Gewalt seiner Mitfürsten niederzuzwingen. Jeder der Wählenden wußte, daß der erkorene König eine Hausmacht bedürfe, um überhaupt als König unter ihnen zu bestehen, und daß er mit allen Mitteln danach ringen würde diese Hausmacht zu vergrößern, sie hatten deßhalb zu sorgen, daß die Krone nicht in seinem Hause blieb.

Nach volksmäßiger Auffassung war das Reich von Anbeginn ein Wahlreich gewesen, und einigemal hatten die wählenden Fürsten das Heraufkommen eines mächtigen Geschlechtes zu verhindern gesucht und wenigstens verzögert; aber so groß war in früherer Zeit der Zuwachs an Macht und Hoheit gewesen, den ein Landesherr durch die Kaiserkrone erhielt, daß die Vererbung derselben an seine Söhne und nächsten Magen nicht auf die Länge zu verhindern war. Jetzt wurde Deutschland bis zur Schlacht am weißen Berge in Wirklichkeit ein Wahlreich. Und das Reich verwandelte sich Schritt für Schritt in einen lockern Bundesstaat, in welchem sieben der vornehmsten Fürsten die Wahl eines höchsten Repräsentanten vollzogen.

Doch der geistliche Oberherr Deutschlands war geblieben. Er versuchte auch als weltlicher Gebieter in dem Reiche, dessen Zusammenhang er verdorben, zu schalten. Er hatte den Fürsten befohlen, den Engländer Richard von Cornwallis zum römischen König zu machen, er befahl ihnen, als die klägliche Regierung des Fremden geendet hatte, wieder einen König zu küren, sonst werde er das mit seinen Cardinälen selbst besorgen. Aber die Macht des Papstes, welche so gebieterisch heischte, war in ihren politischen Grundlagen fast ebenso unterwühlt, als die kaiserliche Würde.

Und grade deßhalb, weil sie das Kaiserthum so klein gemacht hatte. Denn bis dahin war der Vortheil der Landesfürsten dem Papste verbündet gewesen; seit die Fürsten sich gegen einen Kaiser stark fühlten, wurden sie lau, der undeutschen ränkevollen Politik des römischen Stuhls zu dienen. Zwar

arbeitete das Interesse der hunderttausend, welche dem Stellvertreter Christi Gehorsam gelobt hatten, die deutsche Christenheit in treuer Vasallenschaft zu erhalten, aber in Wahrheit lenkte der Papst nicht mehr als Herr die Seelen der Deutschen. Wer eigene Gedanken hatte, wer patriotisch empfand, wer mit frommem Herzen ein Reich Gottes auf der Erde ersehnte, der sah mit Mißtrauen, mit Zorn und Haß nach den Bergen, über welche die hochmüthigen Legaten zogen, die Bannbullen und Ketzerdecrete in das Land fielen, das Geld der Deutschen weggeführt wurde. Während das Reich am wehrlosesten schien gegen die Befehle des Papstes, kümmerten die deutschen Fürsten sich sehr wenig um seinen Bannstrahl, und fahrende Schüler sangen an den Höfen geistlicher Herren die keckſten Spottlieder auf die Simonie und die sittenlose Wirthschaft des römischen Hofes, der schwarze und der weiße Mönch klagten über die Parteilichkeit und den Geldwucher Roms, die Volksprediger wagten auf offenem Markte ketzerische Lehren zu verkünden; auch die sich mit der Geißel schlugen und die verlorene Gnade ihres Gottes suchten, achteten Papst und Geistlichkeit gering und erdachten einen eigenen Gottesdienst. Die Bürger in den Städten liefen in der Zeit der Noth zur Beichte, aber sie schlugen und verjagten gleich darauf ihre nichtsnutzigen Geistlichen; der Bauer, dem sein Geistlicher die Sacramente verweigerte, murmelte trotzig: „Nu hilft uns doch der alte Gott“ *), und als des Papstes Ketzerrichter die Glaubenspolizei zu arg trieb und die Scheiterhaufen zahlreich flammten, da erschlug das Volk den finstern Mann.

Im Jahr 1273 war der Zustand des Reiches für alle Theile unleidlich geworden, für den Papst, die Fürsten, das Volk. Nur wer gezwungen wurde, steuerte und zinste, die Einnahmen der Kirche wurden gering, die Reisigen zwackten dem

*) Noch im funfzehnten Jahrhundert. Vergl. Der Ring von Heinrich Wittenweiler, S. 228.

Kirchengut ab, die geistlichen Herren wehklagten oder ritt
selbst im Harnisch. Unendlich war Zwist, Fehde, Sorge um
Zukunft. Denn jedes Rechtsverhältniß im ganzen Reiche drol
unsicher zu werden. Der Kaiser war Ertheiler und Bestätig
aller Privilegien und Rechte, was sich Fürsten und Städte
rafft und erkämpft, das bedurfte der Weihe seines Insiegels u
seines Gerichtes. Und jeder der Besseren fühlte, daß ein Ma
fehlte, dem sein Amt gebot den gemeinen Nutzen zu vertrete
Keiner gedachte die eigenen Ansprüche aufzugeben, jeder wol
die der andern gebändigt sehen; jeder war für seine Pers
mehr auf eigenen Nutzen als die Ehre des Reiches bedacht, al
wahrscheinlich entbehrte keiner ganz den Stolz, daß das deutsc
Reich aus der Verwüstung wieder auferstehen müsse und geg
die Nachbarn, die Ungarn, Böhmen und Welschen, seine a
Ehre behaupten.

Die Mehrzahl der deutschen Fürsten hatte aber nicht n
um das Reich, auch, was ihnen wichtiger war, um die eige
Dauer zu sorgen. Einer von ihnen war in der Zeit der V
wirrung übermächtig geworden und sie durften fragen, ob
überhaupt einer von ihnen war. Unter der Lehnshoheit d
Reiches stand ein König, der seine Königskrone in einem Vol
trug, das seit vielen Jahrhunderten in Deutschland gelage
nicht mit deutscher Zunge sprach. Die Herrschaft Köni
Ottokar II. von Böhmen reichte vom Meißner Land über d
Alpen bis zum mittelländischen Meere, von der Thaja bis üb
einen Theil Baierns. Die Bischöfe von Freisingen u
Salzburg waren hart bedrängt, die Herzöge von Baiern sucht
im Anschluß oder Widerstand gegen ihn ihre Rettung; er regie
mit harter Hand, hielt glänzenden Ritterhof und weit reich
sein Einfluß nach Ungarn und Polen. Und er war der Man
für sich die Herrschaft im Reiche zu begehren. Ihn zum Kön
machen hieß einen fremden Herrn und die Völker des Oste
zu Gebietern Deutschlands erwählen.

Da wurde Friedrich von Hohenzollern der thätigste Werber für seinen Verwandten, einen elsässischen Grafen, den Fähnrich der Stadt Straßburg und Landvogt im oberen Elsaß. Mit Hilfe des Erzbischofs von Mainz wurde bei den Fürsten, die in Frankfurt versammelt waren, durchgesetzt, daß man den Rudolf von Habsburg wol zum König wählen wolle, wenn er sich den Forderungen der großen Wahlherren füge.

Es war kein gewöhnlicher Mann und nach den Begriffen der Zeit besonders geeignet, das verzweifelte Wagniß der Königskrone auf sein Haupt zu nehmen. Graf Rudolf war damals 55 Jahr alt. Er war sein Lebtag einer der unruhigsten unter den kleinen Herren gewesen, welche in ihren Landschaften Gewaltthat übten um ihre Herrschaft zu vergrößern, so rastlos und frei von Bedenken, daß er sogar damals auffiel, der Schrecken seiner Nachbarn und Verwandten. Einen nach dem andern hatte er sie überzogen und aus ihrem Besitz gedrängt. Nicht nur durch Gewalt, sondern, was bei den deutschen Herren nicht gewöhnliche Eigenschaft war, planvoll, ohne Hitze, mit einer innern Freiheit und ruhiger Ueberlegung. Er war ein bewährter Kriegsmann. Man kannte schwerlich die ganze Tüchtigkeit seiner Feldherrnnatur, aber er war erprobt als unermüdlich, immer voran in Kampf und in Ertragung von Reiterbeschwerden, als Führer von schnellem Entschluß und eisenfestem Griff, als durchaus und in allen Lagen muthig.

Rudolf verdankte einen Theil seiner Erfolge der besonderen Stellung, in welcher er zu den Bürgern der größten Stadt des Elsasses stand. Seit er die reisigen Burgmannen und Kaufleute Straßburgs befehligte, hatte er für die Stadt harte Kämpfe gegen den Bischof derselben durchgeführt und war bei den Bürgern ein populärer Mann. Ihr Lob verdiente er, denn er stand gleichgültiger als vielleicht irgend ein Landherr seiner Zeit zu dem spielenden Idealismus des Ritterthums, ein nüchterner, praktischer Geschäftsmann. Seine Stellung als Hauptmann einer

Stadt hatte ihm Gelegenheit gegeben den Werth bürgerlicher Arbeit zu erkennen und die Erwerbenden in ihrem Verkehr zu beschützen. Seit er sich in Besitz der Kyburgischen Erbschaft gesetzt hatte, war er mächtig im Aargau und Thurgau. Dort wurde er Schirmherr der Kaufleute, welche über den Gotthard aus Italien zogen, er wußte die Waarentransporte, welche sein Geleit erkauft hatten, vor dem räuberischen Adel zu sichern, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das achtungsvolle Geleit, welches er einmal dem Erzbischof von Mainz zur Romfahrt gab, ihm die persönliche Neigung des geistlichen Fürsten gewonnen hat.

Die rastlose Rührigkeit, mit der er seine Nachbarn befehdet hatte, war damals gute Empfehlung für den unsicheren Thron, zumal da ihr kluge Pläne nicht fehlten. Und Rudolf besaß noch andere Eigenschaften, die ganz nach dem Herzen seiner Zeit waren. Er war seinen untergebenen Freunden zuverlässig, ein umsichtiger, billiger Mann, wo ihn nicht sein eigener Vortheil zur Partei machte. Seine Milde zwar rühmten die Sänger nicht, denn seine Hand war in der Regel leer und seine Eigensucht entbehrte den Schimmer höfischer Freigebigkeit, er war in harter Zeit heraufgekommen und für Kunst und feinen Schmuck des Lebens wenig gebildet; aber er verstand leutselig zu sein, unterzog sich jeder harten Arbeit eines Kriegsmanns, aß im Nothfall Rüben vom Felde und flickte selbst sein gescheuertes Wamms. Wie er arm an Würde und frei von Bedenken war, wo es seinen Nutzen galt, so war er auch merkwürdig frei von Vorurtheilen bei Schätzung einer Menschenkraft. Und er besaß in ruhigen Stunden trotz aller Selbstsucht die gemächliche Gutherzigkeit einer frohen Natur, er machte und vertrug einen groben Scherz, damals unter Deutschen nicht die letzte Eigenschaft populär zu werden.

Er hatte zur Hohenstaufenpartei gehört; man erzählte später, daß Kaiser Friedrich II. bei seiner Taufe Pathe gewesen sei. Noch im J. 1267 hatte der Vorsichtige sich von dem armen

Konradin das zweifelhafte Recht seiner Kyburger Lehne bestätigen lassen für den Fall, daß Konradin König würde. Jedenfalls hatte er den Zorn der Kirche auf sich geladen, er war zweimal, 1249 und 1254, in Bann gethan worden, das letzte Mal, weil er mit seinen Spießgesellen das Magdalenenkloster zu Basel bei Nacht überfallen, angezündet und beraubt hatte. Der letzte Kirchenbann war, wie ihm seine Gegner vorwarfen, gar nicht aufgehoben.

Seitdem hatte sich seine Stellung zum Papst geändert. Um Konradin hatte seine Partei keine Hand gerührt, der Kirche drohte in dem unbändigen und mächtigen Ottokar ein neuer Gegner, wie sorglich auch dieser um die Freundschaft des Papstes bemüht war, und die Unordnung im Reiche bedrängte nicht zuletzt die geistlichen Fürsten und verminderte die Einnahmen Roms. So kam es, daß in dem Jahr 1273 die Trümmer der Hohenstaufenpartei, in denen die Traditionen der deutschen Reichsherrlichkeit noch am lebendigsten waren, dem Papst eher als Verbündete wie als Gegner erscheinen mußten.

Rudolf war unter den Grafen am Oberrhein einer der mächtigeren, aber er war gegen die großen Reichsfürsten doch nur ein kleiner Herr, und er sollte den Mangel an eigener Hausmacht so lange er lebte, empfinden. Es gehört zu seinen besten Eigenschaften, daß ihn die Enge seiner Mittel und die Leere seiner Geldtruhe bei einigen großen Gefahren nicht gehindert hat das Höchste zu wagen.

Selbst von dem kleinen Landgebieter forderten die deutschen Fürsten vor der Wahl Sicherheit und Belohnung. Herzog Albrecht von Sachsen und Pfalzgraf Ludwig von Baiern, derselbe, welcher in früheren Jahren sein unschuldiges Weib in einem Anfalle eifersüchtiger Wuth getötet hatte, versicherten sich seiner guten Dienste dadurch, daß sie Töchter von ihm zur Ehe nahmen. Die übrigen Wahlfürsten wurden durch Geldsummen und Verträge erkauft, worin der König ihnen alte Usurpationen

und Rechte bestätigte oder neue verlieh. Aber damit nicht genug. Die Wahlfürsten stellten den neuen König völlig unter ihre Curatel, indem sie wichtige Verträge und neue Verleihungen nicht nur wie bisher, von der Beistimmung des Reichstages, sondern von ihrer, der Wahlfürsten, schriftlichen Beistimmung durch Willebriefe abhängig machten.

Daß Rudolf für sein Haus einen Landbesitz brauchte, um sich in dieser demüthigen Königsstellung zu behaupten, mußte jedem einleuchten. Diese Ausstattung war aber nur in den Lehen König Ottokars zu finden, und diese konnte der König erst im Kriege gewinnen, und zwar in einem Kampfe, den die große Mehrzahl der deutschen Fürsten thatlos anzusehen geneigt war.

Es waren also in Wahrheit verzweifelte Verhältnisse, unter denen Rudolf die Königskrone empfing. Das Volk sammelte sich in endloser Menge bei der Krönung zu Aachen, aber die Ausstattung des neuen Königs, welche die Städte des Rheins in Geld, Lebensmitteln und Wein zuführten, war ein guter Zehrpfennig für den Grafen, kläglich für einen römischen König. Doch Rudolf war ganz der Mann, sich aus solcher abenteuerlichen Lage heraufzubringen. Er hatte nicht die Art von fürstlichem Sinn, welchem Demüthigungen unerträglich sind, er war sein Lebtag ein wageluſtiger Spieler gewesen, hatte mit nichts angefangen und vieles durchgesetzt, und war geneigt seinem alten Glück zu vertrauen. Er hatte höchstens einige hundert Ritterpferde und als König auf sehr wenig Einnahmen zu rechnen. Aber er hatte zehn Kinder und er fand in vier Söhnen und sechs Töchtern ein reiches Capital, das er zu großen Familienverbindungen umsichtig verwandte. Und er hat durch diese Politik sein Geschlecht groß gemacht und von dem deutschen Reiche in seinen Jahren eine große Gefahr abgewehrt.

Bevor er den Kampf mit Ottokar begann, mußte er sich mit dem Papst stellen. Er warb demüthig um die römische Gunst und ließ es an Versprechungen nicht fehlen. Im Jahr 1275

ging er nach Lausanne, wohin der Papst über die Alpen gekommen war; dort erwies er dem Statthalter Christi jede wünschenswerthe Demuth, leistete den Eid des Gehorsams und empfing die Bestätigung der Königskrone. Er ließ sich das Kreuz anheften und gelobte nebst vielen Fürsten und Edlen nach dem Morgenlande zu ziehen, was er schon bei der Krönung zu Aachen der Kirche in Aussicht gestellt hatte, als seine Fürsten ihn auf eine glänzende Wolke in Kreuzesform aufmerksam machten. Aber im Ernst dachte er so wenig daran unter dem Kreuz dahin zu fahren, als die Mehrzahl seiner Fürsten, von denen einige ihre Kreuzespflicht im nächsten Jahre nur als Vorwand benutzten, ihm den Kriegszug gegen Böhmen zu weigern. Er versprach dem Papst nach Rom zu kommen und dort die Kaiserkrone zu empfangen, aber er wies nachher, wie der Fuchs, seine Getreuen auf die Fußspuren, welche nach der Löwenhöhle führten. So lange er lebte, war er an der Reise verhindert. Er bestätigte auch dem Papste alle alten Landansprüche in Italien, außerdem Sardinien und Corsica und einen großen Kreuzzehnten in Deutschland, diesen sollte sein Vertrauter, der neue Bischof von Basel erheben und ihm zur Romfahrt 10,000 Mark abgeben. Endlich scheint er, was für Deutschland wichtiger war für uns aber nur aus den Folgen erkennbar ist, sich auch zur Unterdrückung der Ketzereien in Deutschland verpflichtet und in diesem Punkte sein Wort nach Kräften gehalten zu haben. Dieselbe Politik der Nachgiebigkeit beobachtete er auch später gegen Rom, er enthielt sich ernstlicher Einmischung in die italienischen Geschäfte mit Recht, war immer devot gegen die kirchliche Autorität, und als einst ein widerwärtiger Legat des Papstes durch schamlose Habsucht und Wucher so laute Zornesausbrüche der deutschen Fürsten erregte, daß der König den Erschreckten bei der Hand aus der Versammlung führen mußte, da entging der König nicht dem Vorwurf seiner eigenen Partei, daß er Theil habe an den unwürdigen Praktiken des päpstlichen Legaten.

Erst nach diesen neuen Opfern an königlicher Autorität konnte er an den Feldzug gegen Ottokar denken, der bis dahin in hochmüthigen und fruchtlosen Verhandlungen seinem thätigen Gegner Zeit gelassen hatte. Rudolf wußte sich für den Feldzug dadurch den Rücken zu decken, daß er den gefährlichen deutschen Verbündeten Ottokars, Herzog Heinrich von Baiern, durch einen Separatfrieden auf seine Seite brachte. Auch hier war ihm eine Tochter das Mittel den wetterwendischen Fürsten an sein Interesse zu fesseln. Der König hütete sich Böhmen zu betreten, brachte, sehr ungenügend von deutschen Fürsten unterstützt, durch eine schnelle Anstrengung Oestreich und die Nebenländer in seine Hand, erhielt Neustadt durch Ueberraschung, und Wien, welches Ottokar nicht zu entsetzen vermochte, durch Vertrag. Die Fürsten vermittelten Frieden mit Ottokar, welcher Oestreich, Steyer, Kärnthen, Krain als erledigtes Reichsgut in der Hand König Rudolfs ließ und die Bestätigung seines Königreichs Böhmen von Rudolf empfing.

Aber die Bedingungen dieses Friedens, wieder Familienheirathen und daran geknüpfte Aussicht für den Böhmenkönig einen Theil des verlorenen deutschen Gebietes zurück zu gewinnen, wurden von beiden Theilen nicht gehalten.

Es ist charakteristisch, daß durch diese Erfolge des Jahres 1276 die Stellung König Rudolfs nicht befestigt, eher verschlechtert wurde. Ein Theil seiner Nachbarn, die Städte am Oberrhein und seine Schwiegersöhne hatten ihm im J. 1276 Zuzug geleistet, so lange wirkten die Verträge und Spenden der Krönung nach. Jetzt war der König im Besitz einiger wichtiger Reichslande, man wußte, daß er sie für seine Familie behalten wolle, König Ottokar hatte aufgehört übermächtig zu sein. Rudolf vermochte den begehrlichen Fürsten nichts Neues zu bieten, seine Versuche Frieden im Reiche zu erhalten und kleineren Uebergriffen entgegen zu treten, erregten Gegner, Ottokars Gold that das übrige. So geschah es, daß im J. 1278,

als der neue Krieg ausbrach, Rudolf wahrhaft hülflos war, die Ritterschaft Oestreichs verwildert und unzuverlässig bot ihm keine Stütze, auch die Treue der Wiener war zweifelhaft, Heinrich von Baiern war wieder zu Ottokar gefallen, im Elsaß rührten sich alte Gegner, nur in dem König von Ungarn hatte er einen schwachen Verbündeten gewonnen. Die Ungarn des Ladislaus standen bei ihm, ein Theil der kriegerischen Kumanen auf böhmischer Seite. Hier aber bewährte der sechzigjährige König glänzend seine kriegerische Tüchtigkeit, mit schwachem Zuzug aus seiner Heimath wagte er die entscheidende Schlacht bei Wien, welche König Ottokar in Siegeshoffnung ersehnt hatte. Und nach hartem Kampfe gewann Rudolf die Schlacht, Ottokar verlor sein Leben.

Diese Schlacht auf dem Marchfeld ist nicht nur ein politischer Glanzpunkt in Rudolfs Leben, sie ist auch in anderer Hinsicht merkwürdig. Es war die letzte Ritterschlacht, in welcher die alte Turnierweise einen großen Erfolg brachte. Von den Heereshaufen, welche die Könige gegen einander geführt hatten, zählten Ungarn und Kumanen, Bürger und Bauern zu Fuß auf beiden Seiten fast nur als Ziffern und bei der Verfolgung. Die Schlacht selbst wurde entschieden durch den Speerkampf einiger gepanzerter Reiterhaufen, von denen die deutschen und böhmischen Ritter Ottokars etwa 900, die ungarischen und deutschen Ritter des Königs Rudolf noch weniger Mann zählten. In dem Durcheinander dieses Schlachtturniers wurde Rudolf vom Rosse geworfen, Ottokar „gezäumt“ und im Getümmel getötet. Rudolf entschied den Erfolg durch einen Durchbruch à travers mit 50 Rittern.

Erst durch diese Schlacht wurde die Wahl des Habsburgers bestätigt. Seinem Hause waren jetzt die östreichischen Landschaften nicht zu nehmen. Er hütete sich mehr zu begehren, bestätigte den Nachfolger Ottokars in Böhmen und verwandte

wieder eine seiner Töchter, um Böhmen mit seiner Famil befreunden.

Er hatte sich als König durchgesetzt. Doch er wurd Deutschland kein Schirmer, wie die stärkeren unter den Königen hatten sein können. Er zerstörte eine Anzahl F burgen und verkündigte wiederholt seinen Landfrieden, er mochte nirgend durchgreifend und dauerhaft zu helfen, ab machte für den Südwest Deutschlands seine Regierungs zu einer besseren Zeit als die Jahrzehnte vorher und na gewesen, und diesem Segen seiner Herrschaft bewahrte Volk ein treues Gedächtniß. Für seinen guten Willen ten die Städte dadurch, daß sie ihm in seinen end Geldverlegenheiten Darlehen schafften, er war gern berei Städten größere Rechte einzuräumen und sich dafür von bezahlen zu lassen, und er sorgte dafür, daß die B digungen, die er der einen Stadt gewährte, die Schulde zahlten, die er bei einer andern gemacht hatte. Dies Geldquellen hatten auch die stolzesten Kaiser der Hohenst benutzt, neu war nur, daß Rudolf reichlicher bewilligen größere Rücksicht darauf nehmen mußte, seine Schulden z zahlen. Dennoch muß ihn der fortwährende Geldmang Maßregeln verleitet haben, welche mit Recht Unwillen erre Wir sind darüber ungenügend unterrichtet, aber der To dem sein warmer Lobredner, Ellenhard von Straßburg, im 1286 seine Protection der Wuchergeschäfte des Legaten hannes Tusculanus hervorhebt, und jene Katastrophe auf Convent von Würzburg lassen schließen, daß die Sache war. Gelegentlich wird erwähnt, daß ihn seine Kinder Geld kosteten.

Seit der König die böhmischen Angelegenheiten geor war sein unablässiges Bestreben für seine Familie neue sitzungen vom Reiche zu erwerben. Aber er hatte darin das Glück seiner ersten Regierungsjahre.

Seine Anstrengung ein Herzogthum Schwaben für einen seiner Söhne aufzurichten, scheiterte an dem Widerstand der schwäbischen Grafen. Schon wurde die Ländergier des Königs getadelt, größer noch war die Mißbilligung, als er um kleine Beute mit dem Abt von St. Gallen in Zwist gerieth und seine königlichen Würde benutzte, um den Gegner in einer Fehde zu verderben, wie sie einst dem Hauptmann von Straßburg geläufig war.

Aber er verlor die kluge Vorsicht nicht, welche ihn abhielt bei seinen Landgeschäften zu viel auf das Spiel zu setzen, und nicht die alte eisenfeste Tüchtigkeit eines Kriegsmanns; wenn er den Harnisch trug, war er den andern wie der jüngste voran. Das bewies er noch in den letzten Händeln. Seine feindlichen Nachbarn im Elsaß und der Schweiz waren Savoyen und Hochburgund, beide dem Reiche entfremdet, im Einverständniß mit Frankreich. Rudolf zwang in drei Fehden den Herzog Philipp von Savoyen und den Pfalzgraf Otto in Hochburgund dem Reiche den Lehnseid zu leisten. Als sein Heer in einer Burgunderfehde auf steiler Höhe über dem Doubs lag, von welcher kein Roßpfad zu den Feinden im Flußthal führte, unterwarfen sich diese dennoch und sagten: „wir kennen diesen König, er klettert auf Händen und Füßen herab um uns anzugreifen.“ Es gelang dem König aber nur vorübergehend den Schatten einer Reichspflicht wieder herzustellen, längs dem ganzen Rhein zog übermächtig der Einfluß von Paris. Und er vermochte noch weniger Burgund an sein Haus zu fesseln, obgleich er hier wieder sein Hausmittel, eine Heirath, versuchte. Diesmal war er selbst fröhlicher Bräutigam gewesen.

Auch andere Pläne, die er still gehegt, wurden ihm vereitelt. Seine Söhne starben vor ihm dahin bis auf den hochfahrenden Albrecht, den Herzog des Ostreichs. Die Mühe des Königs, dem gefürchteten Mann die römische Königskrone und die Nachfolge im Reiche zu sichern, war fruchtlos. Die Mehrzahl

der Fürsten war diesmal für die Diplomatie des Greises unzugänglich. Auch sein anderes, groß angelegtes Unternehmen, das er bereits für gelungen hielt, dem Sohn die ungarische Krone zu erhandeln, wurde vereitelt. Er hatte seinem Sohn Albrecht schon die Lehnbriefe des Reichs für Ungarn ausgestellt, da erhielt der Gegenkönig Andreas die Oberhand und der Papst erklärte die Königskrone Ungarn nicht für kaiserliches, sondern päpstliches Lehn. Rudolf hinterließ seinem Hause nur die großen Projecte, für welche er als Kaiser gearbeitet, eine Familienverbindung mit Böhmen, eine Partei und Ansprüche in Ungarn, und den Wunsch Burgund durch Vermählung zu erwerben. Was der große Planmacher ausgesonnen, das wurde eines nach dem andern in den nächsten Jahrhunderten erreicht, und es wurde erreicht genau mit denselben Mitteln, die er angegeben, durch ein System von Heirathen und Verschwägerungen und durch Fügsamkeit gegen Rom, erreicht in Gleichgültigkeit gegen die deutschen Interessen des Reichs und trotz aller Geldbedrängnisse. Mehr als einer der Nachkommen hat dieselben tiefen Demüthigungen erfahren, denen der Alte sich fügen mußte, Kaiser Friedrich III. fuhr auf einem Ochsenwagen in das Reich, und dem ritterlichen König Max steckten seine eigenen Landsknechte einen Strohwisch an die Thore der Stadt Arras und boten die Stadt einem zahlungsfähigen Bieter feil. Dennoch wurde mit den Mitteln König Rudolfs sein Geschlecht das erste und stolzeste Herrengeschlecht von Europa. Die Erfolge und die welthistorische Bedeutung der Nachkommen haben auch das Bild des Ahnherrn in der Phantasie der Geschichtschreiber mit fremden Zügen versehen. Für das edle Haus Habsburg war er der große Ahn, nicht eben so groß ist er für uns Deutsche. Und wir haben für seine Beurtheilung bei der Mangelhaftigkeit der Quellen einen zwar in Einzelheiten versagenden, aber im ganzen untrüglichen Maßstab.

Zu dem Wesen des alten Reiches gehörte, daß es nach

keiner Seite feste Grenzen hatte, sie verliefen allmälig in Unbotmäßigkeit und fremder Herrschaft. Es hatte auch keine Hauptstadt und festen Mittelpunkt, wo sich die Lebenskraft der Nation am stärksten regte. Des Reiches Herz war bald hier, bald dort, immer in dem Stamm, dessen Herrengeschlecht gerade die Kaiserkrone trug. In der Sachsenzeit griff der deutsche Norden erobernd über Skandinavier und Slaven, unter den Schwaben war die schaffende und erhaltende Kraft des Reiches beim Süden. Ein starker Fürst trieb das Lebensblut bis in die entferntesten Glieder des Reiches, ja darüber hinaus, dann mußten die Könige von England, Ungarn, Polen, Dänemark dem Reiche Gehorsam schwören. Darum messen wir die segensvolle Wirkung eines Königlebens darnach, ob ihm gelang den ganzen Leib des Reiches in Gehorsam zu vereinen und die Außenländer wenigstens in Scheu und Frieden zu erhalten. Als König Rudolf die Krone nahm, gehörten die Provence, Burgund und Dauphiné, Hennegau, Flandern und Lothringen nur nach alter Volksmeinung zum deutschen Reich, und im Osten war die Zugehörigkeit Böhmens, Mährens, Schlesiens fast eben so zweifelhaft. Als Rudolf die böhmische Macht brach und Oestreich, Steier, Krain für seinen Sohn erwarb, und als er später die Verbindung Schlesiens mit Böhmen vorbereitete und den König von Böhmen durch Reichsschenkenamt und Wahlstimme von neuem in das Reich fügte, da that er etwas Großes für das zerrüttete Reich. Aber ein Wiederhersteller der Westgrenzen ist er nicht geworden. Er vermochte nicht sich im Elsaß eine Hausmacht zu gründen, welche den Schwerpunkt dahin gelegt hätte, wo er am nöthigsten war, an den Rhein; einige Jahre nach seinem Tode begannen die Hirten und Bürger der Thäler, in denen er seine treueste Mannschaft gefunden hatte, den siegreichen Freiheitskampf gegen seine Nachkommen. Auch im innern Deutschland blieb seine Thätigkeit für das Reich in so engen Grenzen, daß man kaum sagen darf, Rudolf habe über dem deutschen Reiche

als König gewaltet. Erst zwei Jahre vor seinem Tode hatte Zeit und Willen die kaiserliche Macht bis nach Thüringen au zudehnen, wo die Verwirrung unerträglich geworden war. Ueb Thüringen hinaus ist er nie persönlich gereist, in ganz Nord deutschland war sein Regiment und Einfluß nicht der Red werth. Wie wenig er sich um die Hälfte des deutschen Boden gekümmert hat, das zeigt jeder Blick auf die erhaltenen Urkun den und landesherrlichen Acte seiner Canzlei. Die norddeutschen Städte suchten in dieser Zeit der Königslosigkeit sich selbst zu helfen, sie zogen die Bande alter Handelsgenossenschaft enger, in denen allmälig die Hansa zusammenwuchs.

Lange hofften die Gegner des Alten vergebens auf seinen Tod. Mit 66 Jahren hatte er noch ein 14jähriges Kind, die schöne Isabella von Burgund, zur Gemahlin genommen, und die Hofleute lachten spöttisch, wenn er seine junge Frau, oder nach dem Rath gefälliger Aerzte auch andere Frauen vor aller Augen liebkoste. Aber der an seinem Hofe so würdelos tändelte und zu Erfurt mit dem Bierkruge auf der Gasse lief, blieb zu Ross ein Feldherr, im Rath der kluge Geschäftsmann bis an sein Ende Als ihm der Arzt meldete, daß seine Lebenskraft zu Ende gehe — wie erzählt wird, während er neben seiner jungen Gemahlin am Schachbret saß, — da fügte er sich vorsichtig und geschäfts mäßig in das letzte Unvermeidliche, wie er sich als König dem über mächtigen Willen des Papstes und seiner Fürsten gefügt hatte und er eilte sich bei Zeiten das Letzte zu sichern, was ihm übrig blieb, ein Kaisergrab zu Speier. Wohl hatte er sich in Kampf und klugem Rath ein Recht erworben neben den älter Kaisern zu ruhen, denn er hatte durch Kriegszüge, Familien verbindungen und Verträge mit den Fürsten die Grundlage eines neuen Reichslebens geschaffen, das, wie ungenügen immer, dem deutschen Volke die Möglichkeit gab selbständig zu dauern, bis die Arbeit von Millionen Kleinen sich in de Kraft eines Mannes zusammenschloß, welcher Reformator un

Bildner des deutschen Lebens werden sollte; aber dieser eine war kein Habsburger und kein König, sondern ein thüringischer Mönch.

Wie König Rudolf durch das Volk seiner Zeit angesehen wurde, soll der folgende Bericht deutlich machen. Es sind seine treuen Landsleute im Elsaß, die von ihm melden. Unter den Quellen für seine Geschichte haben zwei aus seinem Heimathland hier besonderes Interesse. Das eine ist die Chronik, welche Ellenhard, ein rittermäßiger Straßburger, Vorsteher der Bauhütte des Doms, anfertigen ließ, das andere sind Aufzeichnungen der Predigermönche von Kolmar, beide lateinisch geschrieben. Die letzteren sind hier zu Grunde gelegt, aus der gebildeteren Chronik Ellenhards nur wenige Sätze zur Vervollständigung des Zusammenhanges eingefügt. Die Aufzeichnungen von Kolmar, welche unter dem Titel „Jahrbücher", „Chronik" und „Beschreibung des Elsasses" von Jaffé*) herausgegeben sind, wurden nicht deßhalb gewählt, weil sie die Geschichte König Rudolfs am besten erzählen, sondern weil sie in naiver Weise eine volksmäßige Behandlung der Geschichte zeigen, welche seit den Hohenstaufen in lateinischen und bald in deutschen Städtechroniken in den Vordergrund tritt. Es sind nicht mehr die vornehmen Benedictiner, welche schreiben, sondern kleine Leute, Bettelmönche, Stadtschreiber und ehrliche Bürger, welche aus dem Gesichtskreise ihrer Mauern die Weltereignisse beurtheilen. Ihre Handschriften geben uns das Kleinleben der Geschichtschreibung, eine Auffassung, welche geneigt ist den historischen Stoff in Anek-

*) Bei Pertz, Monum. scriptt. XVII. Da die Berichte von Kolmar, wie sie uns erhalten sind, aus verschiedenen Aufzeichnungen zusammengeschrieben sind und die Beschreibung des Elsasses aus kurzen Notizen locker zusammengestellt ist, so war es für den vorliegenden Zweck erlaubt, in der wortgetreuen Uebersetzung einiges wegzulassen, an anderen Stellen die Reihenfolge der Sätze anders zu ordnen.

boten umzubilden, mit der behaglichen Zurichtung, durch welc
das Volk sich große Ereignisse verständlich macht. Aber die
Erzählung ist doch nicht mehr ganz die alte epische, es ist bereit
viel von dem guten Gedächtniß und der scharfen Beobachtun
des Details darin, welche der nüchterne Realismus des letzte
Mittelalters nirgend verleugnet. Die „Beschreibung des E
sasses“ und die „Chronik von Kolmar“ erzählen Folgendes:

Es giebt eine Gegend in deutschen Landen, Elsaß genann
sie ist vom großen Meere 61 Meilen oder 70 Meilen entfern
so daß ein Mann den Weg gut in drei Wochen machen kam
Diese Gegend liegt zwischen der Stadt Straßburg und Base
ist 16 Meilen lang und 3 breit, wie man insgemein rechne
Sie liegt am Rhein. Noch vor kurzer Zeit schied der Rhein d
Stadt Breisach von dem Elsaß, im Jahre 1295 zog er sich a
dieser Stelle auf die andere Seite des Berges. Er hat
keine Brücke, sondern die Leute setzten auf Schiffen über. D
Fluß Rhein entspringt aber im Süden und fließt gen Norde
drei Tagereisen von Kostnitz bis zum Elsaß, und er geh
mitten durch Deutschland.

Um das Jahr des Herrn 1200 waren die Städte Stras
burg und Basel gering an Mauern und Kirchen, aber noch g
ringer an Häusern. Die festen und guten Häuser hatten weni
und kleine Fenster und Mangel an Licht. Kaufleute ware
wenig und fast alle galten für reich. Meister im Handwe
gab es wenige, auch sie wurden unter die Reichen gerechne
Wenig Wundärzte, noch weniger Aerzte, wenig Juden. Ketz
waren an vielen Orten in Fülle, diese aber rotteten die Brüd
vom Predigerorden mit großer Hilfe der Landesherren ruhn
voll aus. Die Handwerker waren ohne große Kunst, aber spät
kamen sie darin viel weiter. Die Edlen hatten in den Dörfer
kleine Thürme, die sie vor ihresgleichen kaum vertheidige
konnten. Die Ritter trieben Jagd, Fischerei, Turniere, Kamp

spiele, Frauenliebe, und fast alle hielten einfache Unzucht für gar keine Sünde. Jeder Knecht warb um wessen Magd er wollte, und wenn er sie durch Bitten oder Gaben gewonnen hatte, kam er bei Nacht und Tage zu ihr. Dafür besorgte er ihr das nöthige Schuhwerk, und so befreite der Liebhaber die Herrin von diesem Aufwand. Die Ritter hatten Panzer von großen, dichten und schweren Ringen.

Karren waren wenig und die Elsasser gebrauchten ihre Wagen ohne Eisen. Mit Eisen beschlagene Wagen kamen später aus Schwaben nach Elsaß. Man hatte nur eine Art kleiner Hühner, aber später wurden Hühner mit Bart und Kamm und ohne Schwänze, sehr groß mit gelben Beinen aus entfernten Ländern durch Fremde hergebracht. Man sah auch nur eine Art von Tauben und Ringeltauben, die griechischen Tauben aber, welche gefiederte Beine haben, und viele andere Arten wurden später nach dem Elsaß gebracht. Es gab um 1200 viele Wälder im Elsaß, welche das Land an Korn und Wein unfruchtbar machten. Man fand große und hohe Bäume, welche 9 oder 10 Fuß in der Dicke hatten. Die Bauart der Häuser mit Gyps war noch nicht bräuchlich, denn erst viel später, um 1290, wurde in der Stadt Dürckheim von den Einwohnern Gyps gefunden, d. h. die Erde, aus welcher der Cement gemacht wird; auch die Erde, welche Mergel heißt und durch welche die Aecker von den Bauern gedüngt werden, wurde nach 1200 gefunden.

Um das Jahr des Herrn 1200 waren im Elsaß wenige Geistliche, und einer genügte in 2 oder 3 kleinen Dörfern die Messe zu lesen. Viele Geistliche waren in Wissenschaft schwach, weßhalb sie nicht klugen Rath geben konnten. Auch hatten die Geistlichen insgemein Beischläferinnen, weil die Bauern sie dazu gewöhnlich anhielten; denn sie sagten: Der Pfaff kann nicht enthaltsam sein, deßhalb ist besser, daß er nur ein Weib hat, als daß er die Weiber von allen versucht oder erkennt. Die

Stiftsherren und die Ritter erkannten Nonnen von Adel. Herr Heinrich, der Bischof von Basel, hinterließ bei seinem Tode 20 Kinder als Waisen der Sorge ihrer Mütter.

Daselbst war Graf Rudolf v. Habsburg aus dem Geschlechte des Herzogs von Zähringen im April des Jahres 1218 seinem Vater, dem Grafen Albert von Habsburg, geboren. Dieser war Landgraf in Ober-Elsaß und von Kindheit in reisigem Dienst erzogen, denn er war bei seinen Lebzeiten Hauptmann der Reisigen [und Fähnrich] *) der Stadt Straßburg. Nach dem Tode des Vaters folgte Rudolf in seiner Stelle und wurde ebenso Hauptmann der Reisigen von Straßburg. Es war dieser Mann lang von Leibe, sieben Fuß groß **), hager mit kleinem Kopf, bleichem Antlitz und langer Nase, hatte wenig Haare, schmale und lange Hände und Füße. In Speise, Trank und anderen Dingen war er enthaltsam, ein weiser, fürsichtiger Mann, er erwarb die größten Reichthümer und war doch immer in der größten Bedrängniß. Er hatte viele Söhne und Töchter, die er alle mit großem Vermögen und Ehren ausstattete. Da nun Graf Rudolf sah, daß die Grafen, seine Nachbarn, viel Reichthum hatten, er aber gegen andere in Armuth und Elend steckte, so dachte er darauf, wie er zeitige Schätze erfassen könnte. Er

*) Das Eingeklammerte bei Fritsche Closener, Straßb. Chronik.

**) In einer Handschrift steht der Zusatz: „Er hatte 7 Fuß weniger 2 Finger, der Jud Ebenlang 7 Fuß, der Herr v. Baldeck $7^{4}/_{10}$ Fuß, Ritter Kunrad im Gefolge des Kaisers $3^{1}/_{2}$ Fuß. Im Durchschnitt haben die Männer 6 Fuß und 2 Fingerbreiten, kleine Leute findet man von $4^{1}/_{2}$ Fuß." — Da nach einer Zeichnung in der Handschrift der damalige elsassische Fuß $10^{1}/_{2}$ Zoll rheinländ. Maß ausmacht, so wissen wir, daß Rudolf von Habsburg grade 6 Fuß preuß. Maß hielt; für Durchschnittsmaß eines Mannes aber galt 5 Fuß $4^{1}/_{2}$ Zoll preuß. Es scheint, daß seit dem Jahr 1300 die Manneslänge in Deutschland nicht verringert ist. Allerdings meldet diese Notiz nichts von dem Zahlenverhältniß zwischen dem Mehr und Minder des mittleren Durchschnitts. — Viele der erhaltenen Rüstungen und Helme sind auffallend klein.

erwog auch, daß er große Habe durch Gebet oder Gerechtigkeit schnell zu ergreifen nicht vermöge, und bedachte bei sich, daß er seine Nachbarn mit Fehde überziehen wollte.

Damals lebte ein edler und reicher Jüngling mit Namen von Tufenstein, und er hatte eine Burg, auf die er sehr vertraute. Der Graf Rudolf aber hätte seine Güter gern gehabt, wenn er sie an sich bringen konnte. Da er Gelegenheit fand, begann er den Jüngling zu belagern, aber da er ihn mit Gewalt nicht bewältigen konnte, machte er einen falschen Frieden mit ihm und legte ihm durch einige aus seinem Gesinde einen Hinterhalt, und diese erschlugen den Jüngling schmachvoll. Darauf begann Graf Rudolf den Grafen Gottfried von Lauffenberg zu befehden, einen wackeren Knappen, den Sohn seines Oheims, und verwüstete ihm viele Dörfer. Der Graf Hartmann der Aeltere von Kyburg hatte sich mit einer Tochter des Grafen von Savoyen vermählt, da er aber sah, daß er von ihr keine Söhne haben könnte, gab er seine Besitzungen dem Herrn Bischof von Straßburg, wie man sagte unter der Bedingung, daß die Gräfin einige Güter auf Lebenszeit frei besitzen sollte, und später sollten die Besitzungen den Nachfolgern der Straßburger Bischöfe zukommen. Als aber der Graf von Kyburg gestorben war, nahm Graf Rudolf von Habsburg fast alle Habe und Güter mit Gewalt, obwohl viele sagten, daß er nicht der rechte Erbe sei. Der Graf Rudolf hat, wie man weiß, mit verschiedenen Herren Zwist und Fehde gehabt, mit den Grafen von Savoyen, von Rapperswyl, von Hohenberg oder Homberg, mit dem Abt von St. Gallen, mit Eberhard Bischof von Konstanz, mit den Bürgern von Bern, mit dem Bischof Heinrich, seinem Vetter.

Nach dem Tode des Kaisers Friedrich nahm jeder von den Herren vom Reichsgut was er fassen konnte, in Besitz. Graf Rudolf aber nahm Breisach und behielt es einige Zeit in seiner Gewalt. Der ehrwürdige Herr Heinrich Bischof von Basel

sagte dem Grafen Rudolf: „Breisach gehört mir, weil ich es nach Erbrecht besitze.“ Der Graf Rudolf aber sagte: „Wenn du mir 1000 Mark Silber für mein Recht geben willst, so verspreche ich Stadt und Burg in deine Gewalt zu geben.“ Der Bischof gab ihm 900 Mark und erhielt so die Stadt, die er behielt, bis Rudolf zum römischen König gewählt wurde. Da aber unterdeß der Graf Rudolf den Bischof wieder ungebührlich belästigte, lud ihn der Bischof zu sich und sagte: „Vetter, höre auf mich zu quälen und ich will dir freiwillig 100 Mark Silber geben.“ Der Graf war willig und hielt dieses Jahr Ruhe. Im folgenden Jahre fing der Graf zum zweiten Mal an den Bischof zu beunruhigen. Wiederum gab er 100 Mark, damit er ihn nicht mehr quälen sollte, und wieder gab ihm dieser eine zweite Ruhe von der Quälerei. Im dritten Jahre forderte der Graf Rudolf von dem Bischof 200 Mark, weil er sie brauche, denn er sei in viele Schulden verstrickt. Da sagte der Bischof: „Ich schäme mich ferner zinspflichtig zu sein, mit 200 Mark will ich mich so umschanzen, daß ich keine Gewalt fürchte.“ Darauf fing Graf Rudolf an seinen Vetter, den Bischof von Basel, nach Kräften zu befehden. Der Bischof aber und die Bürger von Basel drangen mit Macht in das Dorf Blotzheim am Rhein, welches damals neu verschanzt war durch Graben und Brustwehr, und verwüsteten alles was darin war. Darauf belagerte der Graf Rudolf die Herren von Toggenburg, die Schwestersöhne des Herrn Bischofs, und bedrängte sie hart, der Bischof dagegen zerstörte aus Haß gegen den Grafen Rudolf die Veste Vertenberg, die neu erbaut und schön vollendet war. Darauf nahm der Bischof die Veste Rheinfelden, welche unüberwindlich schien, mit Gewalt ein und zog sie an sich. Da Graf Rudolf sah, daß er mit Gewalt dem Bischof Heinrich nicht widerstehen konnte, so gab und verhieß er Geschenke den Rittern und Bürgern des Bischofs. Die Ritter des Bischofs waren dem Grafen insgeheim günstig und achteten den Bischof nicht.

Da der Bischof das merkte, traute er sich nicht mit seinen eigenen Leuten gegen den Grafen zu ziehen, und da Graf Rudolf das wußte, so ging er unbesorgt seine Wege.

[*) Unterdeß versammelten sich auf Befehl des Papstes die Fürsten zu Frankfurt, um über die Wahl eines römischen Königs zu handeln. —

Die Wählenden hielten untereinander verschiedene Handlungen und Versammlungen und konnten über die Wahl nicht einig werden, und sie brachten einander in das Gedächtniß alle Edlen in allen Kreisen deutschen Landes. Da kam auf göttliche Eingebung der Burggraf Friedrich von Nürnberg, und als er vernahm, daß sie unter sich nicht einig werden konnten, mahnte er sie, daß alle übereinkämen einhellig den Herrn Rudolf Grafen von Habsburg zum römischen König zu wählen, der von Alters her bewährt sei durch Gerechtigkeit, Billigkeit und Rechtschaffenheit. Sobald die Fürsten, welche gegenwärtig waren, seinen Namen hörten, stimmten sie mit geneigtem Sinne überein und wählten diesen Herrn Rudolf zum König der Römer; nur allein Ottokar König von Böhmen nicht, der war nicht zugegen und wollte auch seine Stimme nicht geben zu dieser Wahl. Eiligst sendeten die Fürsten den genannten Burggrafen zum Grafen Rudolf wegen der Bestätigung ihrer Wahl.

Der Burggraf machte sich also auf, kam in den oberen Elsaß und fand den Herrn Rudolf vor Basel bei der Belagerung dieser Stadt. Der Burggraf sprach:] „Die Wahlfürsten thun euch kund: wenn ihr eure Töchter diesen und diesen Herren vermählen wollt, so werden sie euch zum König der Römer wählen.“ Dieser antwortete: „Dies und alles andere werde ich erfüllen.“ Da zeigte der Bote allen die Wahl und den Bestätigungsbrief. Als der König diese sah, sagte er allen

*) Das Eingeklammerte aus Ellenhard und Fritsche Closener.

seinen Leuten: „Haltet Friede mit allen und laßt alle Gefangenen frei.“ Als die Herren dies hörten und sahen, riefen sie: Es lebe der König! und erwiesen ihm königliche Ehre. —

[Als die Mär nach Basel kam, erschrak der Bischof Heinrich so sehr, daß er aus großem Kummer einige Zeit darauf starb, und er sagte zu denen, die bei ihm waren: „Niemand ist ärger, als der Arme, wenn er erhöht wird“, und er murmelte, wandte sich hin und her und sprach: „Wenn einem lebenden Menschen möglich wäre auf Gottes Stuhl zu kommen, so würde der Herr Rudolf auch Gottes Nachfolger werden.“]

Als Graf Rudolf am Tage vor Allerheiligen zum König Deutschlands gekrönt wurde, erschien um die neunte Stunde eine große weiße Wolke, wie ein Kreuz gestaltet, die später in blutroth sich umwandelte. Als dies die Fürsten dem Herrn König meldeten, sagte er: „Wenn der Herr mir Leben und Glück bescheert, so will ich über's Meer ziehen, dann will ich für meine großen Sünden mein Blut dem Herrn Jesus Christus weihen.“

Vor der Geburt des Königs Ottokar hatte seine Mutter einen Traum, daß sie einen Wolf statt eines Knaben empfangen habe. Dieser Wolf unterwarf sich das Böhmerland und verschlang die benachbarten Länder mit Gewalt, aber über diesen Wolf kam ein Löwe, zerriß ihn mit seinen Klauen und nahm sein Gut. Darauf wurde dem König von Böhmen ein Sohn geboren (1230), den er zärtlich liebte; dieser war ein schöner Jüngling von brauner Farbe, mittler Größe, breiter Brust, stattlichem Antlitz, tapfer, weise, an Beredtsamkeit übertraf er die Weisen und Philosophen. Diesem gab der Vater eine Frau und machte ihn zum Markgraf in Mähren. Der Jüngling begehrte das Königreich des Vaters und zwang endlich seinen Vater das Land zu räumen. Aber der Vater erwarb die Hülfe der Markgrafen von Brandenburg und Meißen und sie belagerten die Stadt Prag und den Sohn mit einem Heere. Der Sohn floh aus der Stadt und ließ das Königreich dem

Vater. Darnach vermehrten sich in Böhmen die Deutschen, durch diese erhielt der König einen unermeßlichen Schatz aus Gold- und Silberbergwerk.

Als der König gestorben war, bemächtigte sich sein Sohn Ottokar (II.) des Königreiches, er verjagte die Deutschen und bekämpfte den Adel und unterjochte die Nachbarn, vielen wurde er Feind und treue Diener hatte er wenige. Als seine Frau ohne Kinder starb, erhielt er vom Papst Dispens eine Nonne aus dem Kloster der Predigermönche in Trier zu heirathen, die Schwester Margaretha, welche einst Königin von Deutschland gewesen war*). Wenige Jahre darauf erwarb er durch sie Oestreich**). Da er von dieser keine Kinder hatte, so forderte er von den Bischöfen Erlaubniß eine andere zu heirathen. Diese antworteten: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden." Darauf räumte ihr der König die Stadt Krems mit ihren Erträgen ein, dort lebte sie wie eine Wittwe und starb nach wenig Jahren. Der König aber nahm die Tochter eines Kumanen zur Frau, von der er viele Söhne und Töchter erhielt. Durch seine Frauen hatte er viel Land erworben, und wie die Leute sagten, hatte er Thürme von Gold und Silber gesammelt und fast alle seine Feinde besiegt.

Als aber die Edlen, welche unter Herrschaft oder Gewalt des Königs von Böhmen lebten, von der Wahl des König Rudolf hörten, freuten sie sich sehr, weil sie hofften von der Herrschaft des Böhmenkönigs befreit zu werden. Sie sandten Briefe und Boten zum römischen König und baten demüthig, daß er in ihr Land komme, weil sie das Reichsgebiet, welches der Böhmenkönig durch Gewalt besaß, seiner Herrschaft unter-

*) Es war die Wittwe des Hohenstaufen Heinrich VII., des Sohnes von Kaiser Friedrich II. Die Heirath fand vor Ottokar's Thronbesteigung statt.

**) Er hatte Oestreich schon 1251 gewonnen.

werfen wollten. — Denn der König von Böhmen besaß Baierland, Kärnthen, Krain, Steyer viele Jahre in sicherem Besitz. — Jetzt erschrak er und versammelte einen Rath seiner Fürsten und sagte: „Schwört mir Treue.“ Da schworen alle. Auch die Bürger aller Städte schworen ihm Treue und gaben ihm ihre Söhne als Geiseln. — Und der König von Böhmen forschte fleißig bei den Predigermönchen, bei den Minderbrüdern und anderen, die er für kundig hielt, nach der Art dieses Königs. Da sagte ihm ein Predigermönch mit Namen Rüdiger, der ein großer Redner war und den Grafen Rudolf genau kannte: „Herr König, wenn ihr mir es verstattet und nicht zürnt, so will ich euch die Art seines Landes und seine Art berichten.“ Darauf sprach der König von Böhmen: „Sprich frei, und ich werde dir deßhalb nicht feind sein.“ Da sagte der Bruder Rüdiger: „Herr König, Graf Rudolf von Habsburg ist mager, lang, hat eine große Adlernase, ist enthaltsam in Nahrung, an Jahren alt, aber noch kein Sechziger, er hat viele, nämlich neun (zehn) Kinder, ward von Jugend auf in große Dürftigkeit gestellt, ist den Seinen treu und von Kindheit an mit Waffen, Krieg, Fehde, mit Unglück und unendlicher Arbeit vertraut. Er siegt mehr durch klugen Rath als durch Heereskraft, und außerdem wird er durch Glück gestärkt. Am Sonnabend begeht er kein Unrecht, wie man sagt, und läßt die Seinen keines begehen, aus Scheu vor der heiligen Jungfrau Maria.“ Da sprach der König von Böhmen: „Gutes und Uebles hast du von diesem Grafen gesagt, aber mehr als alles andere müssen seine Feinde fürchten, daß er Glück hat.“

Als König Rudolf die Botschaft der edlen Böhmen erhalten hatte, wäre er ihnen stracks zu Hülfe gekommen, aber er konnte das Rheinland nicht verlassen. Da er aber in eigener Person nicht zu den Böhmen hinüberziehen konnte, kamen einige derselben selbst nach dem Elsaß und baten den König flehentlich, er möchte nicht aufschieben in die Länder des Böhmenkönigs zu kommen,

und sie wollten ihm ihr ganzes Land übergeben. Der Römerkönig Rudolf war den Bitten der Herren geneigt, er warb selbst alle Ritter, welche er werben konnte, und befahl den Seinen allen in Waffen mit ihm aufzubrechen, weil er eilig in fremdes Land reisen müsse. Viele versprachen ihm Geld, aber sie konnten es nicht aufbringen.

Der König Rudolf fuhr aus seinem Land mit wenigen, aber von Tag zu Tag warb er mehr Ritter. Da er aber nach Mainz kam, sagte zu ihm der Herr von Klingen: „Herr, wer ist der Hüter eures Schatzes?“ Da antwortete ihm der König: „Ich habe nicht Schatz, nicht Geld, nur fünf Schillinge in schlechter Münze.“ Da sagte ihm der Herr von Klingen: „Wie wollt ihr dann für euer Heer sorgen?“ Da antwortete ihm der König: „Der Herr hat immer für mich gesorgt, er kann auch auf dieser Fahrt für mich sorgen.“ Freudig zog der König vorwärts und blieb immer in der größten Bedrängniß*). —

Der römische König aber zog mit dem genannten Heere vor die Stadt Wien und belagerte sie so stark, daß auf der einen Seite der Stadt niemand sicher ein- und ausgehen konnte ohne seinen Willen. Die Wiener aber in der Gefahr wußten nicht was sie thun sollten, endlich hielten sie einen Rath, vertrugen sich mit dem römischen König und ehrten ihn mit großen und schönen Geschenken. Da aber der Böhmenkönig sah, daß er dem römischen König nicht widerstehen konnte, demüthigte er sich und übergab sich seiner Gnade. Die Fürsten aber versöhnten die Könige unter diesen Bedingungen: der Böhmenkönig sollte seine Tochter einem Sohne des Königs Rudolf verheirathen, sein Königreich, wie es recht war, von ihm als Lehn zurückempfangen und 300 Ritter mit verdeckten Rossen zum Heer des Königs führen, wenn dieser wollte.

*) Es ist ein Bettelmönch, welcher hier zum Leser spricht, ihm wird die fröhliche Armuth des Königs zu einem poetischen Refrain.

Der König von Böhmen bereitete sich sogleich mit vielen Rittern und Rossen, geschmückt mit goldenem Gewand und Edelsteinen, das Königreich Böhmen vom römischen König als Lehn zu erhalten. Als dies die Vornehmen des König Rudolf merkten, berichteten sie es freudig dem Könige und sprachen „Herr, rüstet euch mit köstlichem Gewande, wie einem König ziemt.“ Da sprach der König: „Der Böhmenkönig hat mein graues Kleid oft verspottet, jetzt aber soll mein graues Kleid ihn verspotten.“ Darauf sagte er seinem Schreiber: „Gieb mir deinen Mantel, damit der Böhmenkönig über meine Armuth lache.“ Als der Böhmenkönig herankam, sagte der römisch König seinen Rittern: „Wappnet euch, rüstet eure Rosse und macht euch so schön ihr könnt, wie zum Kampf, dann stellt euch in Reihe auf beide Seiten des Weges, da der König kommt zeiget den Ruhm deutscher Waffen diesen Barbarenvölkern.“ Die Ritter thaten nach dem Willen des Königs; da kam der König von Böhmen in goldenem Gewande, glänzend in Königspracht fiel dem römischen König zu Füßen und bettelte demüthig vor ihm die Verleihung seines Königlehns. Da bewilligte der Römerkönig dem Böhmenkönig sein Königreich und die König rechte, und rühmte ihn vor allen Umstehenden als seinen lieben Freund. Als der römische König das that, trug er ein graues Wams, sah gemein und demüthig aus und saß auf einem Dreibein.

Nach wenigen Wochen reuete den Böhmenkönig, daß er sich dem Römerkönig unterworfen hatte. Denn er sah, daß König Rudolf zwar vieles Gut gewonnen hatte, aber doch immer in der größten Bedrängniß war. Darum und wegen anderem machte er seine Tochter zur Nonne, die er dem Sohn des König Rudolf zur Ehe versprochen, und weihete sie feierlich in ein Frauenkloster vom Orden der Minderbrüder.

Und da er auch sah, daß König Rudolf nicht durch Heimlichkeit noch durch Rath und Gewalt zu besiegen war, so wollte

er ihn durch Bestechung besiegen. Und er sandte einigen Rittern in Oestreich vieles Geld, damit sie im Kampfe den König verließen oder wo möglich durch ihren Rath hinderten. Er versprach auch sechzehn Rittern 1000 Mark Silber, wenn sie ihm den König Rudolf lebend, oder verwundet, oder tot brächten. Er sandte auch den Rittern in Ungarn Geld, daß sie ihn selbst nicht angreifen oder doch nur schwach beunruhigen sollten. Dies erwies später der Ausgang. Er sandte auch und versprach den Herren Bischöfen, Grafen und Freien am Rheine, damit sie dem König Rudolf nicht zu Hülfe kämen oder ihn gar nach Kräften angriffen. Das thaten auch einige nach ihren Kräften, und sie hätten es ärger gethan, wenn es der König in etwas versehen hätte. Deßhalb kamen auch dem König Rudolf nur 200 Ritter zu Hülfe.

Als dies der römische König vernahm, befahl er seinen Fürsten, als dem Ungarkönig, dem Sachsenherzog, dem Baierherzog, vielen Rittern, dem Bischof von Basel, seinem Sohn, dem Landgrafen von Elsaß, mehren Bischöfen und allen Getreuen und dem Herrn von Baldeck, ihm eilig mit aller Rüstung, die sie aufbringen könnten, zu Hülfe zu kommen. Er sagte aber: „Wenn ihr um Mariä Geburt nicht da seid, kann mir der größte Schaden geschehen.“ Der Ungarkönig hörte günstig auf den König Rudolf und kam mit 14,000 gerüsteten Männern nach Wien. Aus Oestreich hatte der König viele Ritter mit verdeckten Rossen gesammelt. Er hatte außerdem die Stadt Wien mit vielem Kriegsvolk, aber auf sie alle verließ sich der König nicht und traute nicht mit ihnen den Böhmenkönig zu bestehen. Er hoffte nämlich, daß sein Sohn mit vielen Rittern kommen werde, für ihn Gut und Leben zu wagen. Da aber zur gesetzten Zeit die erwähnten Ritter nicht kommen konnten, wurde der römische König unmäßig betrübt, denn er war verlassen und ermangelte des Raths und der Hülfe. Dazu kamen die Bürger von Wien zum Könige und sprachen: „Herr, die Euren haben

euch verlassen und ihr habt keine Mannen, mit denen ihr dem Böhmenkönig widerstehen könnt. Wir bitten euch, wir wollen uns selbst einen Herrn wählen, damit wir nicht mit eurem Gesinde umkommen." Da bat der König sie flehentlich und sagte: „Harret nur noch kurze Zeit, damit wir sehen, was sich thun läßt." Darauf ließ er die Burg sorglich bewachen und befahl seinen Knechten, kleinen und großen, daß keiner einem Bürger bei irgend einem Anlaß trotzig oder verächtlich antworte, „denn das könnte uns allen an Gut und Leben gehen."

Da König Rudolf so in Gefahr stand, sammelten der Herr Heinrich Bischof von Basel, ein Bruder des Minoritenordens, ein weiser und vorsichtiger Mann und treuer Freund des Königs, und Herr Konrad Wernher, Untervogt des Elsaß genannt von Hattstadt, einen Haufen von 200 wohlgerüsteten Rittern mit verdeckten Pferden. Diese beiden vereinigten sich in Basel, zogen zusammen nach Schwaben, dort gesellte sich ein Graf mit 100 Rittern auf verdeckten Rossen zu ihnen und sie fuhren zusammen vorwärts. Auf der Fahrt hatten diese Ritter Sorge vor vielen Herren und zogen mehre Tage ihren schweren Harnisch nicht aus. Da sie nach Wien zum deutschen König kamen, hatte dieser große Freude. Da frug der König: „Weßhalb ist mein Sohn nicht in eurer Gesellschaft gekommen?" Da antworteten sie ihm: „Euer Sohn rüstet sich mit 500 Rittern zu kommen, und der Graf von Pfürt und der Graf von Mömpelgard und die andern sind mit vielen trefflichen Rittern auf der Fahrt." Insgeheim aber meldeten sie dem König das Gegentheil von allem und sagten: „Herr König, nicht euer Sohn und nicht ein anderer eurer Freunde kann euch alsbald in euren Nöthen zu Hülfe eilen, erwägt also, was ihr thut." Da antwortete er ihnen und sprach: „Ich will, daß ihr einen Tag rastet und darauf in die Schlacht zieht, mir ist Genüge daß ich euch habe mein Haupt zu beschirmen. Ich vertraue auf Gott, der mich wunderbar zu dieser Würde auserwählt und

wunderbar in ihr gestärkt hat, ich hoffe, er wird in seiner Gnade auch jetzt mir durch ein Wunder helfen." Dies sagte er und sie meldeten seine Worte den Ihren: „Wappnet euch alle morgen zur Schlacht, denn wir müssen tapfer mit dem Gesinde des Königs von Böhmen kämpfen." Da liefen alle Knechte des König Rudolf zu den Beichtigern, meldeten ihre Sünden, verziehen ihren Feinden und bereiteten sich gläubig zur Communion. Denn Todesgefahr schien über allen zu schweben. Das ganze Heer des König Rudolf trug ein weißes Kreuz, aber das Heer des Königs von Böhmen ein grünes Kreuz. Der König von Deutschland stand in größter Sorge um sich und die Seinen, der König von Böhmen aber war des Sieges sicher, weil er guten Verheißungen der Feinde wunderlich vertraute. Darum sprach er: „Wer mir wahr verkündet, daß König Rudolf mit den Seinen die Donau überschritten hat, dem will ich gern 20 Mark spenden.

Am dritten Tage nach der Ankunft des Herrn Bischofs von Basel und des Herrn Konrad Wernher v. Hattstadt, als am Tage vor St. Bartholomäus, zog König Rudolf mit seinem Heere aus Wien, um mit dem König von Böhmen eine Schlacht zu liefern. Denn der König von Böhmen war mit seinem Heere nahe zur Stadt Wien gekommen. Der Böhmenkönig hatte sein Heer in mehre Schaaren, nämlich in drei, getheilt, denn er hatte viele tausend kumanisches Fußvolk, dann hatte er eine Schaar von verschiedenen Reitern und Fußvolk, dann hatte er eine Schaar von verdeckten Rossen und ungefähr 900 Ritter. König Rudolf theilte sein Heer ähnlich in drei Theile. Er hatte den König von Ungarn mit 15,000 Ungarn. Dieser König war ein Jüngling von 18 Jahren und ging nicht in die Schlacht, weil König Rudolf das nicht wollte. Der Herr und Bischof von Basel saß auf einem verdeckten Rosse, mit schönen Waffen angethan, und wäre sehr gern in die Schlacht gezogen, wenn der Wille des Königs ihm das erlaubt hätte. König

Rudolf hätte gern gesehen, wenn die Ungarn mit den Kumanen zusammengeschlagen hätten, aber sie wollten diese nicht angreifen. Der König Rudolf hatte eine zweite Schaar und diese stellte er gegen das Heer des Böhmenkönigs. Das Heer des Böhmenkönigs aber war stärker und zwang sie zu weichen. Da König Rudolf die Seinen wanken sah, führte er seine dritte Schaar, 300 Ritter mit verdeckten Rossen, auf die er sich zumeist verließ, gegen den Böhmenkönig und traute mehr auf den Herrn, als auf die eigene Macht. Als der Böhmenkönig den König Rudolf gegen sich ziehen sah, griff er allein trotzig die Feinde an und durchstach viele, dreißig Ritter, seine Leibwache, halfen ihm kräftig. Endlich war der König von Böhmen ermattet, wurde von einem Unedlen gefangen und seiner Waffen beraubt. Und der König wurde so entgürtet geführt. Da folgte ihm ein Ritter und rief: „Das ist der König, der meinen Bruder schändlich getötet hat, er büßt die That.“ Er zog sein Schwert und schlug dem König in's Antlitz eine schwere Wunde. Ein anderer aber folgte ihm und durchbohrte den Leib des Königs mit dem Schwerte. Der Mann aber, welcher den Böhmenkönig gefangen hatte, zürnte sehr und hätte ihn gern vertheidigt, aber er vermochte es nicht.

König Rudolf kämpfte tapfer gegen seine Feinde. Endlich kam ein tapferer Mann und stach nach dem König, aber da er ihn nicht bewältigen konnte, durchbohrte er das Roß des Königs mit dem Speer. Da stürzten der König und das Roß, und der König lag auf den Boden gestreckt ohne jede Hülfe, und legte seinen Schild auf sich, damit er nicht unter den Rosseshufen schmählich umkam. Nachdem die Rosse vorüber waren, wollte ihn einer von der Todesgefahr befreien und hob ihn, so gut er konnte, vom Boden. Da rief der König: „Rüstet mir schnell ein Roß.“ Dies geschah, er stieg sogleich auf und rief stark die Seinen zur Hülfe. Es kamen aber von den Seinen etwa fünfzig zu ihm. Mit diesen brach der König von

der Seite in das Heer des Böhmenkönigs und theilte es in zwei Theile und bedrängte stark den hinteren Theil. Der vordere Theil des böhmischen Heeres aber schrie: „Sie fliehen, sie fliehen!“ und wollte das Heer des König Rudolf täuschen. Aber je mehr sie schrieen, desto mehr stachen die Deutschen in sie. König Rudolf aber jagte den hinteren Theil des Heeres in die Flucht. Da sie aber den Rücken wandten, folgten ihnen die Ungarn. Sie drängten die Kämpfenden und verfolgten die Flüchtigen, sie nahmen gefangen, schlugen nieder und töteten. Und es war eine gemeine Rede, daß in diesem Treffen 14,000 Menschen geblieben sind.“

So erzählten um 1300 die kleinen Mönche des Elsaß von ihrem königlichen Landsmann, stolz auf ihre deutsche Art und auf die Kriegsthaten ihres alten Nachbars.

Aus der Mitte des alten Reiches waren die Könige des sächsischen, fränkischen, schwäbischen Stammes heraufgewachsen; Rudolf stammte vom linken Rheinufer, und die bedeutsamste That seines Lebens war, daß er seine Hausmacht vom deutschen Westen in den Osten an die böhmische und ungarische Grenze verlegte. Von ihm bis zu dem böhmischen Winterkönig bestimmen die Interessen von Oestreich und Böhmen die Geschicke Deutschlands.

Es war nicht sein Haus allein, welches aus den Grenzländern Frankreichs nach Osten herübersprang, denselben Weg und dieselben Mittel der Herrschaft suchte nach ihm das Grafengeschlecht der Luxemburger. Rudolfs Nachkommen wußten dies neuere Königsgeschlecht durch Heirath und Erbschaft in sich aufzunehmen.

Ein Burggraf von Nürnberg war es, der die Erhebung des Hauses Habsburg betrieb. Als 400 Jahre nach Rudolf das Kaisergeschlecht der Habsburger die Kraft verlor, sein altes Geburtsland, den Elsaß, vor dem Einbruch der Franzosen zu retten, da

war es wieder ein Nachkomme jenes Friedrich, der diese Schmach Deutschlands am tiefsten empfand. Seitdem ging allmälig die Leitung der höchsten Interessen Deutschlands von der Ostmark an der Donau über auf die andere Ostmark an der Oder, in welcher die Zollern ihren Staat gegründet hatten.

Auch darum beginnt mit dem dreißigjährigen Kriege und dem großen Kurfürsten die neue Geschichte Deutschlands.

4.

Auf den Straßen einer Stadt

(nach 1300).

Zwiſchen dem Jahrhundert der Hohenſtaufen und dem Jahrhundert des erſten Bücherdrucks liegt ein Zeitraum, der uns in vieler Hinſicht weniger bekannt iſt als die große Zeit vorher. Alles ſcheint in Auflöſung, überall Krieg, Fehde, Zerſtörung, und doch wachſen in dieſer Zeit die Städte, und die friedliche Arbeit derſelben gedeiht reichlicher und kunſtvoller; hart iſt der Egoismus, arm an Zucht und guter Sitte ſcheint das Leben, und doch weiht dieſelbe Zeit faſt jedes menſchliche Verhältniß durch feſte Ordnungen und ſinnvollen Brauch, und frommer Tiefſinn iſt geſchäftig dem Glauben und Gewiſſen der Menſchen reinere Lehre und innigere Frömmigkeit zu erringen. Ueberall Zerſetzung und Vernichtung alter Lebensformen und wieder daraus die großartigſten politiſchen Bildungen, die Germaniſirung weiter Landſchaften, das Ordensland Preußen, die Hanſa. Das Reich war nie machtloſer und doch hat es nie eine Periode gegeben, wo die Herrſchaft der Deutſchen ſich ſo weit über die alten Grenzen nach Norden und Oſten ausbreitete.

Noch auffallender werden dieſe Gegenſätze, wenn wir die Menſchen nahe betrachten, welche ſich in dieſer Zeit tummeln. Keine Periode iſt ſo arm an Charakteren, die als Führer über das Volk hinaufragen, und doch empfinden wir überall die Wir-

kungen der tüchtigsten Menschenkraft. In keiner Zeit, seit das deutsche Volk die Erbschaft des Alterthums übernommen hat, treten die Individuen so sehr zurück, es ist auch nicht mehr wie in der Urzeit, gemeinsames Bedürfniß und gemeinsamer Inhalt der Seelen, der in praktischer und idealer Thätigkeit zu Tage kommt, die schöpferische Kraft ist in viele einzelne Kreise getheilt, deren Interessen oft feindlich gegen einander arbeiten; was schafft und groß macht, sind nicht die Einzelnen, nicht das ganze Volk, es sind die Vereine. In der Genossenschaft sucht der Einzelne Schutz, Herrschaft, Behagen und derben Genuß, so die Handwerker, Kaufleute, die Städte, die Ritter.

Es sind auch andere Schichten des Volkes, welche das neue Leben darstellen. Fürsten, Adel und Ritter haben aufgehört eine freie und edle Bildung zu haben, Bischöfe, Stiftsgeistliche und alte Mönchsorden sind reich und bequem geworden, ja in wüstes Schwelgen, in Roheit und Unwissenheit zurückgefallen. Es sind jetzt Tausende von Kaufleuten, Handwerkern und kleinen Bettelmönchen, welche die besten Interessen des Volkes vertreten, indem sie für sich selbst sorgen.

Die Morgensonne, welche seit Karl dem Großen über dem deutschen Volke steht, erleuchtet nicht mehr die hohen Gipfel mit glänzendem Strahl, das eintönige matte Licht des aufsteigenden Tages fällt in die dämmrigen Thäler, ein gleichförmiges Grau liegt über dem deutschen Lande, überall rührt sich darin die Tagesarbeit des jungen Volkes, aber dem entfernten Auge sind viele Einzelheiten schwer erkennbar.

Die Menschen sind uns einförmiger und ärmer an Gemüth, der Sinn der großen Mehrzahl ist nach außen gekehrt; hart und rücksichtslos suchen sie ihren Vortheil, überall geht der Streit um Geld und Gut, Habe und Hufen, sehr nüchtern und realistisch ist der Grundzug der Zeit. Auch der Genuß scheint eines Theils der Poesie entkleidet, welche der Deutsche sich so leicht um seine Freuden spinnt. Es ist ein Geschlecht arm an Illusionen und

arm an schöner Erfindung, aber unermüdlich rührig, hartnäckig, unzerstörbar, von großartiger Willenskraft.

Aermlicher ist der schriftliche Ausdruck eigener Gefühle und Gedanken, als in früherer Zeit. Ein Mann der Geschäfte, welcher anderen gebietet, ergreift nur selten die Feder, der kleine Bürger und der arme Mönch erzählen, was ihre Stadt durch Fehden und Unglücksfälle gelitten, oder was ihnen sonst als ungewöhnlich auffiel, aber sie haben nicht das Bedürfniß aus dem Privatverkehr zu berichten. Am wenigsten die Ereignisse ihres eigenen Lebens, das verdeckt dahinfließt unter der Strömung städtischer Interessen. Längere Zeiträume, große Landschaften, gewaltige Thaten fanden unter den Zeitgenossen keinen erträglichen Geschichtschreiber, die norddeutschen Kaufleute und deutschen Kreuzritter haben die großartigsten Erfolge durch sehr männliche Arbeit errungen, die Kunde davon auf andere Völker und spätere Menschen zu bringen, hat ihnen nicht am Herzen gelegen. Im Gegentheil. Sie wollten nicht, daß man die Pfade ihrer Heere und Flotten erkenne. Auch das ideale Schaffen des Einzelnen zeigt dieselbe Armuth. Diese ganze Zeit hat in Deutschland keinen starken Dichter hervorgebracht, nur wenige, welche so viel Originalität haben, wie Heinrich der Teichner, ihr eigenes Urtheil über die Welt gegen das Treiben der andern zu setzen; fast nur in Schwänken und kleinen Geschichten erreicht die gestaltende Kraft wirksame Darstellung. Die zahlreichen gereimten Chroniken in deutscher Sprache haben bei unbehaglicher Breite doch fast sämmtlich rohe Form und dürftigen Inhalt. Nur das Lied, das auf den Straßen gepfiffen und gesungen wird, kann die treuherzige Innigkeit deutscher Menschen nicht verleugnen, auch der Sänger ist einer aus der Menge, ein fahrender Schüler, ein Reiterknecht, ein Bürgersohn oder Handwerksgesell, das sagt er wohl selbst in dem letzten Vers und freut sich, daß es ihm mit dem Liede so wohl gelungen ist.

Wo der Mann sich dem Behagen der Stunde hingiebt,

liebt er derben und massenhaften Genuß, an die Stelle verfeinerter Empfindung ist eine grobe Laune getreten, Neigung zu Possen und Eulenspiegeleien; sogar in das Ritual des Glaubens bringt frech das burleske Spiel der Straße, aus ernster und harter Arbeit sucht der Deutsche Erholung in Narrheit. Aber der Grundzug deutschen Wesens ist in dieser Zeit massiver Menschenverstand und praktische Klugheit.

Ueberall, in Kampf und Arbeit, in Poesie und Genuß gilt der Einzelne an sich wenig, alles seine freie Bruderschaft, die sich gegen andere abscheidet und bei jeder Macht der Erde Begünstigung sucht gegen die andern. Unter seinen Gesellen reitet und hämmert, singt und zecht der Mann, und einer sieht vielen andern ähnlich.

In dieser Periode sind die Städte Bewahrer der besten treibenden und bildenden Kraft, alle große Erfindung, fast jeder Fortschritt wird durch sie geschaffen oder doch gefestigt.

Unter den Sachsen- und Frankenkaisern hatte der König seine Reichsstadt, der Bischof oder Herzog seine Landstadt unter den Schutz einer Burg gestellt, sein Graf oder Dienstmann führte die Stadtreisigen, erhob Thorzölle und Abgaben vom Grunde und von Verkaufsbänken, sein Schultheiß oder Voigt saß den Schöppen der Stadt vor, welche das Recht fanden über Bürger und in Händeln des Marktes. In der Stadt standen obenan die reisigen Burgmannen und freie Kaufleute, sie bildeten den Reitertrupp und waren Beisitzer des Schöppengerichts, neben ihnen siedelte die Masse der Angezogenen: Handwerker, Knechte, Tagearbeiter, ursprünglich selten Freie sondern Hörige und Unfreie.

Die Handwerker aber hatten um 1300 sämmtlich die Rechte freier Leute. Und die Städte waren geschäftig ihren geldbedürftigen Herren Besitz der Burg, Zollrecht, Steuern, Gericht durch Kauf, zuweilen in offener Auflehnung durch Blut und Waffen abzuringen. Das Regiment der Stadt ging auf die reisigen Dienstmannen und Kaufleute über, welche sich zu einer regie-

renden Aristokratie verbunden hatten. Die reisigen Burgmannen, welche gewöhnlich in der Stadt oder in der Markung ein festes Haus zu Lehn besaßen, suchten zwar wie ihre Genossen auf dem Lande, den Ritterschild, aber sie waren in das städtische Leben eingefügt, ihre Interessen enge mit denen der Bürgerschaft verwachsen. Sie waren die Vornehmen in jeder ansehnlichen Stadt, außer wo sie durch Bürgerzwist ausgetrieben waren, wie eine Zeitlang in Cöln, oder wo sie sich gar nicht einbürgern durften, wie in Hamburg, und noch bestand in vielen Städten ein verfassungsmäßiger Unterschied zwischen ihnen und den Kaufleuten. Wer Handelschaft trieb, durfte nach Lübischem Recht nicht Mitglied des Rathes werden, und Spuren ähnlicher Zurücksetzung finden sich in anderen alten Stadtrechten.

Dafür gab es nach Auffassung jener Zeit einen unwiderleglichen Grund. Der Kaufmann konnte seinem Beruf nur in des Königs Frieden nachgehen, er bedurfte den Schutz anderer und konnte nicht Schutz gewähren wie ein Ritter. Wenn er mit seinen Wagen und Knechten auf der Reichsstraße dahinfuhr, sollte er sein Schwert nicht an der Seite tragen, sondern am Sattel, damit er es etwa gegen Räuber ziehen konnte. Bot er an fremdem Markt seine Waaren feil, so fand er nur Sicherheit durch den Königsfrieden, er war nach alter Anschauung durch sich selbst in fremdem Lande rechtlos, er konnte kein Lehn erwerben und wurde neben dem Juden und dem fahrenden Manne genannt; in der Fremde war er Händler, dessen Heimwesen man nicht kannte, der große Kaufmann wie der heimathlose Krämer hatten nur das Marktrecht. Das verschlechterte sein Ansehn.

Aber der reisende Kaufmann war auch in seiner Heimath nicht wohl geeignet im Rath zu sitzen, denn er war einen großen Theil des Jahres auswärts, vielleicht in Italien, in Polen, unter den Nordleuten. Es erschien nicht seßhaft und bürgerlich, daß er umherschweifte und in der Fremde seine Baarschaft mehrte, und man behauptete, daß ihm bei der häufigen Abwesenheit

nicht immer die Ordnung seines Hauses gedieh, kam er vo
weiter Fahrt zurück, so fand er wohl unerwartet einen neuen Ir
lieger in der Wiege seines Hauses, oder die gestorben, für dere
Zukunft er Gut erworben.

Aber derselbe Mann war an Weltklugheit leicht den Fürste
und Bischöfen überlegen, er kannte Sprache, Recht, Sitten de
fremden Völker, war an ein hartes Leben in Gefahren und u
sicherem Rechtsschutz gewöhnt, zäh, gewandt, unerschrocken. E
wußte in der Fremde mit jedermann zu verkehren, mit de
König und dem wilden Reiter in einsamer Herberge; überlege
wußte er seinen Vortheil zu verfolgen, mit spähem Auge un
unabläßiger Selbstbeherrschung. Und er brachte heim, wa
einen Zauber ausübte, wie ihn unsere geldreichere Zeit gar nic
begreift. Die Kostbarkeiten, die er mit sich führte, waren Seh
sucht und Poesie von jedermann, durch ihn kam alles Selte
und ganz Unerhörtes in die Landschaft, er besaß das Geld, w
mit man die Höchsten der Erde gewinnen konnte, den Papst, d
er Nonnen verheirathete, den Kaiser, daß er ganze Haufen U
edler zu Rittern machte und Pathe stand bei den Kindern ein
Bürgers. Geld erwarb, wie man klagte, die Liebesgunst edl
Frauen und alle denkbare Herrlichkeit der Welt. Der Kaufman
verlieh und verschenkte, er gewann guten Willen, wo er ihn n
brauchte, kaufte Häuser und Güter und machte einen große
Theil der Bürger abhängig von seinem Wohlstand und seine
Geschäft. Seine Erfahrung und seine Geldmittel waren d
Stadt in gefährlicher Zeit unentbehrlich, und er wußte wieder
machen, daß die Stadt ihre ganze Kraft daran setzte seine G
schäfte zu fördern.

Es war also natürlich, daß er mit dem übrigen aristokr
tischen Theil der Stadtbevölkerung eng verwuchs. Auch d
Familien alter Lehnsleute und Burgmannen in der Stadt trieb
Kaufmannschaft. Der eine Sohn trug den Schild und be
Lehngüter, der andere ritt mit den Frachtwagen auf der Straß

wer nicht selbst reisen wollte, legte einen Theil seines Vermögens in Genossenschaft zum Handel an, oder er ließ seine Söhne, Vettern, Diener reisen und saß als großer Herr im Rath.

In wenigen Städten überdauerte der alte Unterschied zwischen den Familien der großen Geschlechter das vierzehnte Jahrhundert.

Ritterbürtige der Stadt und Kaufleute sind eng verschwägert, ihre Blutsfreunde sind in anderen Städten mächtig, sie regieren die Städte im Frieden, führen häufig die bürgerlichen Heerhaufen im Kriege, sind einflußreiche Diplomaten am Kaiserhofe. Auch gesellig schließen sie sich gegen die übrige Bürgerschaft ab. Die Kaufleute haben ihre besondere Innung und ein Heiligthum — schon um d. J. 1000 ist in Magdeburg eine Kirche der Kaufleute —, ihre Söhne behaupten Stellen in den geistlichen Stiften der Stadt, sie leben stolz, reichlich, gastfrei in ihren Trinkstuben und Höfen. Durch sie werden die großen Bündnisse der fränkischen, schwäbischen, rheinischen Städte, der Hansa möglich, sie bilden seit 1300 die Geldmacht Deutschlands.

Neben den Geschlechtern stand die regierte Bürgerschaft, gegliedert in Innungen, in diesen die Männer des besitzenden Mittelstandes als Herren. Die Innungen waren Genossenschaften derer, welche ähnliche Erwerbsinteressen hatten in Handwerk und Kramhandel, auch sie hatten gemeinsamen heiligen Altar oder Kapelle, um das Wohl ihrer Mitglieder im Jenseits zu fördern, und eine Casse zur Unterstützung für Kranke und Hülflose und zu ehrlichem Begräbniß.

Wer Handwerk gewinnen wollte, der mußte wenigstens drei Jahr als Kind lernen, bevor er Knecht wurde. Als Knecht arbeitete er dann nach freier Wahl bei einem andern, der das Handwerk selbständig betrieb. Schnell wurde das Wandern der jungen Gesellen Brauch und Gesetz. Es war sicher uralt, wir finden es aber erst seit dem dreizehnten Jahrhundert erwähnt.

Einst hatten die Handwerker im Hofe oder unter der Burg

eines Herrn gesessen, da war denen von gleichem Gewerb ein oder mehre Meister gesetzt worden; seit die Handwerker persönliche Freiheit und selbständige Ordnung ihres Handwerks gewannen, wurde bei den meisten Handwerken Meister ein Ehrentitel nicht nur der Innungsvorsteher, sondern jedes, der das Handwerk mit Bürgerrecht in selbständigem Haushalt betrieb. Nur in der großen Genossenschaft der Bauhandwerker, welche in ihrer Bauhütte gern Maurer, Tüncher, Zimmerleute, Steinmetzen vereinigten, blieb der Name Meister länger ehrende Bezeichnung des obersten Vorstehers, der um 1300 häufig einer aus den Geschlechtern war.

Nicht jeder Handwerker der Stadt brauchte um 1300 zu der Innung seines Handwerks zu gehören, nicht jedes Handwerk war als Innung geeinigt, und nicht jede Innung bestand aus Männern desselben Handwerks, oft waren mehre zu einer Brüderschaft verbunden. Und noch machte die Stadtgemeinde den Anzug fremder Arbeiter leicht; da bemühten sich die Innungen zuerst durchzusetzen, daß jeder, der ihr Handwerk trieb, Mitglied ihrer Brüderschaft werden mußte, demnächst, daß die Aufnahme in der Brüderschaft abhängig wurde von den Vorschriften, welche sie für Lehre und Ausübung des Handwerks gesetzt hatten.

Diese Genossenschaften hatten seit früher Zeit auch eine militärische Bedeutung, denn der Bürger war verpflichtet unter dem Banner seiner Innung Kriegsdienst zu leisten, die Knechte, wie es scheint, in leichterer Rüstung. Die Bürger auch darin im Gegensatz zu den Geschlechtern, daß sie in der Regel zu Fuß kämpften.

Endlich, jede dieser Innungen war nach deutscher Weise eine Schwurgenossenschaft, deren Mitglieder gelobt hatten „Lieb und Leid" mit einander zu tragen, sie umfaßten mit ihren Knechten und abhängigen Leuten die große Mehrzahl der Städter; jedem einzelnen Meister waren die Genossen seiner Werkstatt und seines Hofes wieder durch Gelöbniß verbunden.

Eine Bürgerschaft, so fest gegliedert, in dem Selbstgefühl des Wohlstandes und physischer Ueberlegenheit, konnte auf die Länge nicht ertragen von der Regierung der Stadt ausgeschlossen zu sein. Die Geschlechter aber gaben Veranlassung zu gerechten Beschwerden, ihr Regiment wurde als hart und parteisüchtig verklagt und ihre Verwendung der Stadtgelder als höchst gewissenlos. Sie wählten aus ihrem kleinen Kreise den Rath, oder der Rath, dessen Mitglieder jährlich wenigstens theilweise wechselten, bestimmte selbst die Nachfolger. Gegen diese alten Schäden, welche überall der Herrschaft regierender Familien anhängen, vereinigten sich die Innungen sämmtlich oder in der Mehrzahl zu Klagen, endlich zu offenem Aufstand. Kaum eine Stadt auf deutschem Boden, in welcher nicht Bürgerkrieg die Straßen blutig färbte und die Rathsstühle umwarf; in den meisten Stadtmauern wechselten wilde Aufstände und erzwungene Theilnahme der Handwerksmeister am Rath, gänzlicher Ausschluß der Geschlechter von der Regierung und kurze Zeiten einer patricischen Reaction. Aus diesen inneren Krämpfen erwuchs eine gemischte Verfassung, welche den Innungsgenossen eine Theilnahme am Schöppengericht und der Verwaltung sicherte, den Geschlechtern doch den Haupttheil der Geschäfte überließ, aber mit dem Gefühl größerer Verantwortlichkeit.

Freilich war in den Städten noch weniger möglich als auf dem Lande, den Uebergang aus einem Beruf und Stand in den andern zu hindern. Wer heut Handwerker und Zunftgenosse war, wurde morgen Kaufmann und konnte in wenig Jahren Reichthum und Bedeutung gewinnen, welche ihn zum Eidam alter Geschlechter machten; und wieder einzelne Geschlechtsgenossen versanken in Dürftigkeit oder traten in das Handwerk ein. Zumal in den Ehen war Ebenbürtigkeit gar nicht zu erhalten; dieser Umstand verdarb dem Geschlechter in der Folge das Turnierrecht, aber er sicherte ihm auf Jahrhunderte die Verbindung mit neu angesammeltem Kapital und führte unab-

lässig frisches Blut in seine Kreise. Wer das Leben der vornehmen Stadtfamilien in diesem und den nächsten Jahrhunderten mustert, der bemerkt mit Verwunderung, wie schnell — verhältnißmäßig — die Namen der vornehmen Familien in einer Stadt sich ändern, sie sterben aus oder ziehen weg und neue Namen treten an ihre Stelle. Und dieser Wechsel wird auffälliger, da die Ehen der Geschlechter, früh geschlossen, bei verhältnißmäßig größter Sicherheit des Lebens häufig einen erstaunlichen Kinderreichthum zeigen. Es war wohl ein seltener Fall, daß Konrad, der Ahnherr der Stromer in Nürnberg, von drei Frauen 33 Kinder hatte, sein Sohn 15 Kinder, und wieder dessen Sohn 18 Kinder, welche den Vater überlebten. Aber auch in anderen Familien war die Vermehrung oft ungewöhnlich stark; und es sieht aus, als ob die Jugendkraft der Nation damals, wo der Einzelne weniger galt und mehr gefährdet war als jetzt, leichter einen Ueberfluß an Menschen hervorbrachte, welche die ungeheuren Verluste einer Pest in den Jahren 1349 und 1350 ergänzen und noch zu vielen Tausenden über die Elbe und Oder und thalab der Donau ziehen konnten.

Auf einer fast unabsehbaren Verschiedenheit der localen Verhältnisse regt sich die gestaltende Kraft in den Städten, jede Stadt hat ihre eigene Geschichte, in keiner ist Recht, Entwicklung, Schicksal den Nachbarstädten völlig gleich. Jede der größeren bildet einen kleinen Staat, fast jede hat eigenthümlichen Antheil an der großen Entfaltung der Production in den nächsten Jahrhunderten, und fast jede zeigt dem Beschauer einen originellen Charakter. Zuweilen gliedert sich das Leben einer Landschaft durch zwei Hauptstädte, in Schwaben sind Ulm und Augsburg, in Franken Nürnberg und Frankfurt, welche als Reichsstädte das ältere Bamberg überwachsen, in Baiern das herzogliche München und das freie Regensburg, um 1300 neben Erfurt wohl die größte Stadt Deutschlands, die Mittelpunkte der Landschaften. Dann die beiden Endpunkte des

Elsaß: Basel und Straßburg, in der Schweiz Zürich und Bern, am Mittelrhein Mainz und Köln, daneben die alte Kaiserstadt Aachen, unter allen Reichsstädten am meisten durch kaiserliche Privilegien begnadigt. In Thüringen Erfurt und an der Elbgrenze Magdeburg, an der Nordsee Hamburg und Bremen, und die jüngste der Hansaschwestern, welche alle an Macht und Ruhm überwachsen hatte, die Furcht der Könige, Lübeck. Endlich in dem östlichen Deutschland, das fremdem Volksthum abgerungen war oder jetzt colonisirt wurde, an der Donau der große Markt Wien, an der Moldau das vielthürmige Prag, welches durch ein halbes Jahrhundert für die Hauptstadt Deutschlands gelten konnte, und noch weiter im Osten der neue deutsche Markt Breslau, erst vor kurzem nach deutschem Stadtrecht geordnet, aber bereits ein wichtiger Vorposten deutscher Kultur.

Bei großen Verschiedenheiten ist aber doch sehr auffallend, wie viel Gemeinsames diese Städte in Aussehen und Wandlungen haben. Nicht nur in den Ordnungen, welche eine Stadt von der andern entlehnt, auch in den inneren Kämpfen, den Fehden mit äußeren Feinden und in der Veränderung, welche ihre Verfassung und Production erfährt, steht das Gleichartige für uns obenan. Deßhalb wird hier der Versuch gemacht, das Tagesleben einer ansehnlichen Stadt im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in kurzem Bilde zu schildern. Wie wenig ein Tag, der ruhig verläuft, in dem Leben einer Stadt bedeutet; uns, den späten Nachkommen, gewährt er doch manchen lehrreichen Eindruck, welcher vielleicht dazu hilft, das Fremdartige jener Zeit zu verstehen.

Noch liegt die Stadt um 1300 zwischen Wald und Wasser, von Holz, Teich, Bruch und Haide umgeben. Aus der Haide führt die Straße durch die Landwehr, einen Wall mit Graben, der die Flur und ihre Gemarkung in weitem Kreise umzieht, der Wall ist mit Dornengebüsch und Knicken besetzt, die Feinde abzuhalten. Ueber die Baumgipfel des Waldes und auf den

benachbarten Höhen ragen einzelne Wartthürme, schmucklose Steinbauten, zuweilen mit hochgelegener Thür, die nur durch eine Leiter zugänglich wird, oben mit Umgang oder Plattform. Hinter der Landwehr zeigt sich die Stadt, die Morgensonne glänzt von Thürmen und hoher Kuppel des Doms, von dem riesigen Holzgerüst der neuen Kirche, an welcher grade gebaut wird, und von vielen großen und kleinen Thürmen der Stadt. Sie stehen, aus der Ferne betrachtet, dicht gedrängt, nicht nur an Kirchen und Rathhaus, auch zwischen den Häusern, als Ueberreste alter Befestigung oder an einer Binnenmauer, welche die alte Stadt von einem neueren Theile scheidet; dann hat die innere Mauer auch Thore, die bei Nacht zu großer Belästigung der Bürger noch geschlossen werden. Sehr groß ist die Zahl der Mauerthürme und die Menge wird noch vermehrt — München hatte damals gegen 100, Frankfurt zwischen 60 und 70, kaum eine menschenreiche Stadt weniger. — Diese Thürme, quadratisch oder rund gebaut, von ungleicher Höhe und Dicke, sind bei einer reichen Stadt mit Schiefer oder Ziegeln gedeckt, vielleicht mit zinnernen Knäufen versehen, welche im Sonnenlichte wie Silber glänzen, kleine Fahnen darauf und hie und da ein vergoldetes Kreuz. Auch Erker springen aus der Mauer vor nach dem Stadtgraben, sie sind zum Theil heizbar, zierlich gedeckt und mit metallenen Kuppeln geschmückt. So wird die alte Stadt gewaltig dem Anblick, und der Buschreiter, welcher von seinem Klepper auf den ungeheuren Steinkasten schaut, denkt begehrlich bei blinkenden Kreuzen und Knöpfen an die tausend herrlichen Dinge, welche die Stadtmauer seinem Wunsche vorenthält. Aber zwischen ihm und der Stadt steht auf einer Anhöhe der Rabenstein, und schwarze Vögel fliegen dort um formlose Bündel an dem hohen Stadtgalgen. Beim Hochgericht vorbei führt der Weg durch Aecker, Weiden und Gemüsegärten, auch außerhalb der Mauern sind Menschenwohnungen, hier ein Ackerhof mit Steinhaus, Stall und Scheuer, wahrscheinlich Land-

besitz eines Geschlechters, auch er mit Mauer, Graben und Zugbrücke umgeben. Auf luftigen Stellen drehen nahe der Mauer Windmühlen ihre Flügel, wo ein Bach durch Wiesen läuft, klappern die Räder der Wassermühlen. Liegt die Stadt an größerem Fluß, dann sind Schiffsmühlen mit gewaltigen Radschaufeln gebaut, im Schutz der Mauern und Thürme, damit die Stadt in einer Nothzeit nicht des Brotes entbehre. Und führt außerhalb der Mauer eine Brücke über den Fluß, so hat sie unten schwache Eisböcke zum Schutz und bildet oben einen gedeckten Gang, mit Thürmen an beiden Ufern; in der Mitte der Spannung steht wohl das Bild des Schutzheiligen, mit Crucifix und einem Opferstock, in welchen der Bürger, stolz auf seine stattliche Brücke, freiwillig einlegt, damit der Stadt die Erhaltung der Brücke leichter werde.

Doppelt sind alle größeren Thore, um das Außenthor steht ein festes Werk, ein dicker Thurm oder ein Wighaus, dahinter liegt die Brücke über den breiten Stadtgraben, in welchem der Rath Fische hält, trotz dem Schlamm.

Wer am Morgen die Stadt betritt, der begegnet sicher zuerst dem Stadtvieh. Denn auch in den großen Reichsstädten treibt der Bürger Landbau auf Wiesen, Weiden, Aeckern, Weinbergen der Stadtflur, die meisten Häuser, auch vornehme, haben in engem Hofraum Viehställe und Schuppen. Der Schlag des Dreschflegels wird nach 1350 in Nürnberg, Augsburg, Ulm nahe an dem Rathhaus gehört, unweit der Stadtmauern stehen Scheuern und Stadel, jedes Haus hat seinen Getreideboden und häufig einen Kelterraum. Denn der Weinbau wird damals, wie bekannt, in fast ganz Deutschland versucht, nicht nur in Thüringen, auch in der Mark und Pommern, ja sogar in dem neuen Ordensland Preußen. Begeht die Stadt frohe Weinlese, dann rücken Bewaffnete in das Feld, damit die schwärmenden Städter vor einem Ueberfall sicher sind. Von außen sieht die Stadt aus wie der prächtige Steinpalast eines

Riesenkönigs, von dem kleinen Platz innerhalb des Thors wie ein großes Dorf, trotz der höheren Häuser. In den Gassen der Stadt traben die Kühe, ein Schäfer führt mit seinem Hunde die Schafheerde auf die nahen Höhen; auch im Stadtwald weidet das Vieh, aber das wird grade in diesem Jahrhundert als schädlich für das Holz erkannt und hier und da verboten, ja kluge Städte säen sogar Wald an, z. B. Nürnberg im Jahr 1368 mehre hundert Morgen. Die Schweine fahren durch die Hausthüren in die Häuser und suchen auf dem Wege ihre unsaubere Nahrung; große Flüge von Tauben heben sich aus den Gassen, sie sind Lieblinge der Bürger, seltene Arten werden gesucht, einer sucht sie dem andern abzufangen und der Rath hat zu schlichten. Noch mehr Mühe machten dem Rathe die Borstenthiere und ihr Schmuz, er verbietet zuweilen Schweineställe an der Straße zu bauen — so 1421 in Frankfurt —, auch im reichen Ulm liefen die Schweine bis 1410 übelriechend auf den Straßen umher, wo ihnen dies Recht auf die Mittagsstunde von 11—12 beschränkt wurde. In den Flußarmen, welche durch die Stadt führen, hat das Vieh seine Schwemmen, dort brüllt und grunzt es und verengt den Weg für Menschen und Karren. Da fehlt auch der Mist nicht, auf abgelegenen Plätzen lagern große Haufen, und wenn die Stadt sich einmal zu einem Kaiserbesuch oder einer großen Messe schmückt, dann läßt sie, um säuberlich auszusehen, nicht nur die Gehängten vom Galgen abnehmen, sondern auch den Dünger von Straßen und Plätzen der Stadt schaffen. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß das Anstandsgefühl unserer Vorfahren auch kleine Gemächer in den Straßen errichtete, diese „Profeien" wurden ebenfalls bei besonderer Gelegenheit gereinigt.

Die Hauptstraßen der Stadt sind hier und da gepflastert, längs der Häuser besondere Steinwege, und vornehme Städte, wie Aachen, Nürnberg, Ulm halten städtische Pflasterer und lassen sich die Straßenbesserung etwas kosten. Aber nicht überall war man

so weit, in Frankfurt wurden die Hauptstraßen bis 1399 nur durch Holzwellen, Sand und kleine Steine gebessert; doch muß der Weg oft schwierig gewesen sein, es gab für die Domherren eine gesetzliche Entschuldigung beim Convent zu fehlen, wenn der Straßenschmutz arg war. Wurde auf einem Platze der Stadt ein Fest gefeiert, ein Stechen oder Schauspiel, dann wurde der Platz mit Stroh belegt; dasselbe durfte jeder Bürger vor seinem Hause thun. Wer bei schlechtem Wege ausging, fuhr in schwere Holzschuhe; von den Rathsherren wurde gefordert, daß sie diese vor der Sitzung auszogen.

Auf den Straßen sind die Brunnen häufig, es sind einfache Ziehbrunnen mit Rolle, Kette und Eimer; wo gutes Wasser fehlt, sind die Städte seit ältester Zeit bemüht gewesen reine Quellen und Bäche in die Stadt zu leiten. Dafür sind sogar Hebemaschinen errichtet — seit 1292 in Straßburg, der Meister, welcher sie erbaute, verunglückte bei dem kunstvollen Werke. — Oft haben die Bürger darum große Anstrengungen gemacht. Sogar das kleine Gotha hat sich mit Hilfe eines kunstreichen Mönches durch Visirruthe und unendliche Arbeit eine Wasserader wohl zwei Stunden weit über Thäler und zwischen Höhen herzugeführt. Denn an reichlichem Wasser hing das Gedeihen der Stadt. Für das Vieh und gegen Brandunglück, zum Schutz gegen außen, vor allem aber für städtische Gewerbe war es unentbehrlicher als jetzt. Ohne Stadtmühlen war nicht auszukommen, die Gerber, Weber, Färber, Wollspinner siedelten am Wasser. Deßhalb wurde der Fluß, die nahen Bäche bei der Anlage und jeder Vergrößerung der Stadt in vielen Armen zwischen den Straßen und um die Mauer geleitet, und gern die hintere Seite der Höfe an das Wasser geführt. Auf den Plätzen der Stadt bei laufenden Brunnen standen Schöpftröge von Stein und Metall, und an gelegenen Stellen gefüllte Wasserbottiche für den Fall einer Feuersgefahr.

Sehr unähnlich moderner Bauweise sind die Straßen der

Stadt, sie ziehen sich in der Mehrzahl enge gewunden dahin; die Häuser sind oft klein, von Fachwerk gebaut, mit Stroh gedeckt — im Jahre 1362 ließ der Rath in Frankfurt bei seinen Bauten selbst noch mit Stroh decken, 1351 wurden in Erfurt Breter- und Strohdächer verboten —, die Häuser stehen mit dem Giebel auf die Straße, in der Regel nicht dicht aneinander, denn zwischen ihnen sind Schlupfe, in denen das Regenwasser herabgeleitet wird, die Eingänge sind häufig mit einer Halbthür versehen, über der Thür hängt an einem Schild das gemalte Zeichen des Hauses, oft wird der Besitzer nach seinem Hausbilde genannt. Die Häuserlinie läuft nicht glatt und senkrecht, ein Oberstock oder zwei — die Gadem — springen über das untere Stockwerk vor, der zweite wieder über den ersten, und darin sind wieder Erker und Söller. Diese Ueberhänge, Ausschüsse und Erker brechen die Fluchtlinie bei jedem Hause anders, verengen das Licht und nähern die oberen Stockwerke der gegenüberliegenden Häuser. Die Söller werden bei Neubauten bald verboten, bald erlaubt, und die erlaubte Breite bestimmt. An dem Erdgestock der Häuser aber sind auf der Straße Schuppen, Vorkräme, Buden angebaut, auch die Hauskeller öffnen sich auf die Straße und die Kellerhälse ragen bis an den Fahrweg. Das ärgert in dieser Zeit den Rath, und er befiehlt vielleicht sie sämmtlich auf einmal abzubrechen. Zwischen den kleineren Häusern stehen einzelne größere Steinbauten im Besitz der Stadt oder wohlhabender Bürger, sie sind aber, auch in den größeren Reichsstädten, selten, ihre feuerfesten Gewölbe und der Steinzierrath ihrer Front sind Stolz der Besitzer. In den Städten der Niedersachsen, der Thüringer und Franken ist alter Brauch, daß die Straßenwand der vorgerückten oberen Stockwerke durch Pfeiler gestützt wird; dann entsteht zwischen dem eingerückten Unterstock und den Pfeilern ein gedeckter Gang, die Löben, Lauben, welche an Hauptstraßen und am Markte geschützten Durchgang gestatten. Ist eine Stadt durch große

Feuersbrünste verwüstet worden, dann beschließt sie wohl, daß alle neuen Häuser aus Ziegeln erbaut werden — so Breslau schon im J. 1272 nach dem großen Brande, aber das ist eine Ausnahme, auch in den stolzen Reichsstädten stehen auf den Hauptstraßen sehr schlechte und verfallene Häuser neben größeren Neubauten. Wie reich sich in dieser Zeit das Leben der Stadt entfaltet, das Privatleben und Behagen des Einzelnen tritt auch im Häuserbau auffallend zurück vor den Arbeiten der Gemeinde. Denn zwischen Heerden und Strohdächern erheben sich großartige Kirchen, riesige kunstvolle Bauten, in denen die Bürgerschaft mit Stolz zeigt, was Geld und Arbeit in ihr vermag. Unter den alten Kaisern der Sachsen, Franken, Hohenstaufen sind die großen Paläste der Stadtheiligen mit edlen Kuppeln, starken Säulenreihen und hohem Mittelschiff aufgerichtet worden, jetzt aber baut nach verändertem Geschmack die Stadt ihren Dom mit Strebepfeilern und ungeheuren Fenstern, die durch Glasgemälde geschlossen werden, mit hohen Spitzthürmen, deren kunstvolle Gliederung und durchbrochene Steinmetzarbeit über alle anderen Thürme gegen die Wolken ragen soll. Es ist ein riesiges Werk, berechnet auf die frommen Beiträge vieler Geschlechter. Der Meister, welcher den Plan gezeichnet, lebt nicht mehr, aber die Bauhütte, mit der er gearbeitet, pocht und meißelt unermüdlich, wer weiß, ob die Enkel die Vollendung des Gebäudes schauen werden, denn das Leben wird theurer, die Genüsse mannigfaltiger, die Frömmigkeit geringer.

Zahlreich sind die Gotteshäuser, außer den Stadtkirchen kleinere Kirchen und Kapellen, auch solche, welche von Gesellschaften und Privatleuten unterhalten werden, mehre vornehme Stifter und mehre Klöster der Bettelorden, Kirche und Kloster wo möglich durch eine Mauer abgeschlossen, der Bürger ist gewohnt Mönche und Nonnen von verschiedener Tracht zu sehen. Bis zu ihrem Unglück hatten die Templer ein Haus in der Stadt,

jetzt noch die Johanniter und der deutsche Orden, auch den Benedictinern gehört ein Freihaus. Laienbrüder und Schwestern, welche in Klosterordnung leben aber mit dem Recht in die Welt zurückzukehren, die Begharden und Beguinen, sind in Häusern angesiedelt. Sie üben Frömmigkeit nach neuer Regel, aber sie stehen nicht in gutem Ruf, selbst nicht die Beguinen. Neben frommen Frauen, welche Wolle spinnen und fasten, und wenig ärgere Sünde zu beichten haben als ihre Träume, treiben sich andere auf den Gassen umher, laufen in die Mönchsklöster und halten verstohlene Zusammenkünfte mit Schülern. Denn die Stadt hat nicht nur einige Stadtschulen, welche von den Pfarrgeistlichen beaufsichtigt werden, auch eine höhere lateinische Schule mit einem lateinischen Lehrer, einem angesehenen Mann, der nicht mehr wie bei den alten Domschulen, von der Kirche unterhalten wird, sondern vom Rath. Er lehrt seine Schüler Lateinisch aus der Grammatik des Donat, und nach alter Mönchsweise die vier Wissenschaften des Quadriviums. Er hat großen Zulauf von armen Schülern aus der Fremde, welche bei den Bürgern betteln und durch fromme Almosen erhalten werden, darunter sind alte Knaben; viele verbringen ihr Leben, indem sie von einer Stadt zur andern ziehen, Söhne der Bürger unterrichten oder Schreiberdienste thun, sie sind weit umhergekommen, in Frankreich und Italien, unter Polen und Ungarn, sie verfertigen Gedichte für ihre Gönner, erzählen Lügen und reden Uebles nach, sie sind mit allen Geheimnissen der Stadt und den Schlupfwinkeln, mit den Schenken und dem Frauenhause wohl bekannt und in jedem Schelmenstreiche wohl erfahren, aber sie sind nicht nur frech und verschlagen, auch lustig und als witzige Possenreißer oft die gelehrteste Unterhaltung der geistlichen Herren. Denn die Wahrheit zu sagen, in diesem Jahrhundert steht die gesammte Geistlichkeit, die Orden und was irgend Cleriker heißt, in sehr schlechtem Ruf, als profan und frech und mit allen ungeistlichen Neigungen übermäßig behaftet, und je vor-

ehmer um so ärger. Der Stadtrath hat bittere Beschwerden
ber Unzucht, nächtlichen Straßenlärm gegen sie gesammelt.
Die wenigen Gottseligen unter ihnen aber werden von den
aien sehr geachtet und haben großen Zulauf von bedrängten
Seelen.

Auch für ihr eigenes Regiment baut die Stadt grade jetzt
n schönes Rathhaus, zierlich und schmuckvoll, darin einen
Saal für die großen Feste der Stadt und ansehnlicher Bürger.
ber zwischen Dom und Rathhaus verhält sich eine kunstlose
Wasserpfütze mit schwimmenden Enten, und daneben steht der
eutsche Dorfbaum, die alte Linde; sie ist dem Bürger Er-
merung an eine Zeit, wo seine Stadt noch nicht war und
o die Waldvögel in den Zweigen sangen, auf denen jetzt
ur die Sperlinge sitzen, und im Winter die Krähen. Länd-
ch sind auch die Umfriedungen der Stadt, sogar bei Kirch-
öfen oft Holzzäune. In dem neuen Stadttheil liegen zwischen
en Häusern Gärten für Gemüse, Obst und die Lieblings-
lumen der Frauen: Nelke, Lack, Rose und Lilie, dort stehen
uch Sommerhäuser.

Der Morgen wird den Bürgern durch Geläut verkündet
nd die Glocken der zahlreichen Gotteshäuser tönen fast den
anzen Tag hindurch, bald mahnt die eine, bald die andere zum
Gebet und Kirchgang. Ihr Ton ist dem Bürger herzlich lieb,
r umklingt ihm das ganze Leben, wie er seinen Vorfahren ge-
han, unten ändert sich unablässig der Menschen Treiben, von
er Höhe ruft immer dieselbe Stimme, eifrig mahnend in hohem
Klange, oder in tiefen langsamen Schwingungen sein Ohr er-
chütternd. Wenn der Heimkehrende den Glockenklang seiner
eliebten Stadt auf dem Felde hört, dann hält er still und betet.
Darum ehrte der Deutsche seine Glocken wie lebende Wesen, er
ab ihnen Frauennamen, den großen am liebsten die Namen
nna, Susanna, und er war geneigt ihnen ein geheimnißvolles
eben anzudichten, denn sie läuten noch in versunkener Stadt

tief unter der Erde oder im Waſſer, ja ſie ſteigen dann zuweilen aus der Tiefe herauf bis an das Sonnenlicht.

Aber während der Bürger gedankenvoll dem hergebrachten Läuten ſeiner Glocken lauſcht, iſt ein neuer Gruß derſelben, den ſie grade in dieſem Jahrhundert lernen, der bedeutſamſte von allen, ſo ſchnell alltäglich geworden, daß nur ſelten ein Chroniſt ſeiner erwähnt. Die Thurmuhren werden allmälig eingeführt. Bis zu ihnen hat nur das Geläut wichtige Tageszeiten gemeldet und daneben das Horn oder die Trompete der Thürmer. Die Sonnenuhr und vielleicht eine große Sanduhr am Rathhauſe haben den Verlauf der Stunden von 1—24 gewieſen, in die nach römiſchem Brauch Tag und Nacht getheilt war. Im vierzehnten Jahrhundert war die Kunſt der Thurmuhren bereits erfunden, aber ſie ſcheint in Deutſchland ſich nur langſam verbreitet zu haben, wir erfahren in dieſer Zeit kaum, wenn ſie zuerſt in einer Stadt geſchlagen. Aber ſeit dies Zifferblatt weiſt, zählen die Bürger nach 12 Stunden wie wir, und gewöhnen ſich bei Berichten über Erlebtes die Tageszeit in Stunden anzugeben.

Die Stadt hat ihren Markttag, am Rathhauſe iſt die rothe Fahne ausgeſteckt, ſo lange ſie hängt, haben die fremden Verkäufer das Marktrecht. Zu allen Thoren ziehen die Landleute der Umgegend herein, auch die Landbäcker und Metzger, welche heute an beſonderen Plätzen feil halten dürfen. Auf Ständen, Tiſchen, Krambuden und den Stadtbänken ſind die Waaren ausgelegt, das kleine Handwerk der Stadt zeigt heut im Gewühl der Fremden und Einheimiſchen auf der Straße, was der Fleiß des Bürgers in der Woche geſchaffen. Jeder ältere Handwerksmann wußte damals, welche Fortſchritte das Handwerk ſeit Menſchengedenken gemacht hatte. Ueberall größere Kunſt und Reichlichkeit des Lebens, neue Handwerke waren entſtanden, unaufhörlich änderte die Mode. Aus dem alten Handwerk der Eiſenſchmiede waren wohl zwölf jüngere gekommen, vom Sarwürker, der die Kettenpanzer verfertigte, bis zum (Neſtel-)

heftelmacher. Die Riemer, Sattler und Beutler hatten sich etrennt, und die Beutler verfertigten Handschuhe und zier- iche Ledertaschen für die Frauen und parfümirten sie mit mbra; die Glaser, sonst geringe Werkleute, waren hoch raufgekommen, sie verstanden durchsichtiges Glas in den hönsten Farben zu verfertigen, sie setzten diese Farben kunst- oll in Blei zu Bildern zusammen, malten Gesichter und Haare, hattirten die Gewänder mit dunkler Farbe und schliffen helle tellen aus. Auch die Schuster waren sehr kunstreich geworden, r Handwerk war schwierig, sie hatten Schnabelschuhe zu nähen m buntem Leder, deren Spitzen sich zuerst etwas in die Höhe hoben und dann wie der Kamm eines Truthahns hinabhingen. s war Rittertracht, der Rath wollte für die Bürger nur ge- nge Länge der Schnäbel zulassen, aber das war vergeblich, die ierlichkeit war nicht aufzuhalten. Auch sie hatten sich getheilt, er moderne Schuharbeit von buntem Leder verfertigte, nannte ch, nicht überall, aber z. B. in Bremen: Corduaner, die nderen hießen schwarze Schuhmacher, sie hatten wieder die lltbüßer von sich ausgeschlossen, diese saßen als kleine Leute in esonderen Ständen bei ihrer Bastelarbeit; die Schneider, eine hr wichtige und ansehnliche Innung, waren zumeist durch die Mode geplagt, schon damals war Klage, daß ein Meister, der n vorigen Jahre noch zur Zufriedenheit gearbeitet hatte, jetzt ar nichts mehr galt, weil er die Kunst der neumodischen ge- ssenen und geschlitzten Kleider nicht verstand.

Auch das Publikum hatte ein Gefühl, daß es mit der Kunst nd Erfindung rasch vorwärts ging, und wenn der Prediger- önch in die Jahrbücher seines Klosters die Denkwürdigkeiten ntrug, bemerkte er neben den politischen Ereignissen des Jahres icht nur, daß er selbst einen großen Atlas auf zwölf Pergament- ätter gezeichnet, und daß die Schreiberin eines benachbarten onnenklosters ein ganzes Buch mit einer einzigen Feder ge- hrieben hatte, sondern auch, daß der Töpfer gestorben war,

der im Lande zuerst thönernes Geschirr mit Glas umkleidete, daß ein Meister einen kostbaren Käfig um dreißig Pfund Silber für den Vogel des Königs verkauft habe. Und er sah mit Erstaunen auf die Arbeit der Bergleute aus Goslar, welche in das Land gerufen waren, um den Stein zu sprengen, auf dem eine feste Raubburg stand, und er vernahm von den Fremden, daß der Böhmenkönig steinreich werden müsse, denn er hatte 60,000 deutsche Bergleute, die ihm in Körben Gold und Silber aus den Schachten trugen.

Daß die Handwerker sich stolz in ihrer Kunst fühlten, sah man schon auf der Straße an den Häusern, wo ihre Innungsstuben waren. Denn sie hatten, wie die Geschlechter, ein schönes Wappen drangemalt. Das hatten sie sich selbst gesetzt nach alter Ueberlieferung, vor anderen die Schmiede, welche Hammer und Zange in einem Schild führten, nach dem Sagenhelden ihres Handwerks, dem Witege, dem Sohn Wilands des Schmiedes, oder es war ihnen neulich gar von einem deutschen König verliehen worden, weil sie ihm tapfer beigestanden; so sahen die Weißbäcker freudig auf ihre gekrönte Brezel, denn sie wurde von zwei schreitenden Löwen gehalten, welche in den anderen Branken ein Schwert hielten, und war ihnen von Kaiser Karl IV. wegen ihres Löwenmuths zugetheilt worden.

Hundert Geräthe und Erfindungen, die wir noch heut gebrauchen, waren auf dem Stadtmarkt des vierzehnten Jahrhunderts feil, und hundert andere Formen des Schmucks, der Kleidung und des Hausraths, die uns fremd geworden sind und die wir erst deuten müssen. Und wer damals vom Lande kam, der staunte über die Pracht und Fülle begehrungswerther Dinge und fühlte tief den Zauber des Geldes. Aber das Werthvollste war auch damals in dunkelen Stuben und Gewölben der großen Kaufherrn, in eisernen Truhen und hinter festem Verschluß aufbewahrt. Und wer den Reichthum und Werth der Stadt für den friedlichen Verkehr der Nationen ermessen wollte, der mußte

die Waaren da suchen, wo sie unscheinbar in Hülle und Kasten lagen, denn Schaufenster gab es nicht; nur der Goldschmied stellte vielleicht kleine Becherlein und Ketten hinter die grünen Fensterrauten der Werkstatt, vorsichtig und unter Aufsicht, damit nicht ein fremder Strolch hineinschlage und mit der Beute entlaufe.

An dem Stadtthor ist Aufenthalt und Gedränge, denn jeder Wagen, der den engen Durchgang passiren soll, wird von den Thorhütern sorglich beschaut wegen der Waaren und daß keine Arglist eingefahren werde. Der Fuhrmann zahlt einen Thorzoll und eine Abgabe von den Waaren, die Lebensmittel aber, welche die Stadt nicht entbehren kann, werden — zum Theil — frei eingeführt, auch einzelne Rohstoffe, welche eine begünstigte Innung für ihre Arbeiten bedarf. Den Karren der Landleute folgen große Frachtwagen, ihr Inhalt ist unter einer Leinwanddecke verborgen, es ist werthvolles Kaufmannsgut, eine schwere Ladung, denn viele Pferde waren nöthig, um die Wagen auf den schlechten Wegen fortzuschaffen; bewaffnete Reiter des nächsten Landesherrn haben der Karavane das Geleit bis an die Stadtmark gegeben. Sorgenvoll hat der Eigenthümer die Ankunft erwartet, er ist mit seinen Knechten hinausgeritten an die Landwehr, dort hat er das Geleit empfangen und zieht jetzt freudig bei den Wagen ein mit Trabanten der Stadt und seinen Knechten. Der Zug windet sich mühsam durch die Straßen bis zu der Rathswage, wo die Waaren gewogen werden und ihre Steuer entrichten. Es ist gute Theilnahme in der Bürgerschaft und am Rathhause bemerkbar, und der Kaufmann wird viel beglückwünscht. Denn obgleich dieser Kaufherr seine Feinde hat, und der Handwerker wenig Untugenden christlicher Menschen so sehr haßt als den Hochmuth seiner Geschlechter, so ist glückliches Einbringen einer werthvollen Ladung in die Stadtthore ein ebenso freudiges Ereigniß, als die Heimkehr eines Schiffes aus dem Nordmeer. Der Rath hatte mehrmals Boten abgefertigt und

Briefe darum geschrieben, und die Bürgerschaft dachte, daß gesichertes Gut der ganzen Stadt zur Ehre gereichte, verlorenes Gut aber mit Gefahr jedes Einzelnen gerochen werden mußte. Es gab deßhalb in Nähe der Rathswage manchen Freudentrunk.

Durch die Marktleute und Buden reitet ein edler Herr aus der Umgegend mit seinem Gefolge ein, auch Frauen zu Pferde darunter, er hat einen Reiter vorausgeschickt dem Rath seine Ankunft zu melden, jetzt steigt er vor ansehnlicher Herberge ab, in welcher die Fremden vom Adel und Ritterstand einzukehren pflegen — sie gilt der Stadt nicht für die beste, und der Wirth, ein reicher Mann, keineswegs für sicher, die Aufnahme in den Rath ist ihm versagt. Kurz darauf schreiten zwei Beamte des Rathes würdig die Rathstreppe herab durch die Menge, von Dienern gefolgt, welche den Willkommen tragen, die Weinspende, womit die Stadt den Fremden begrüßt.

Ja, diese Gastspenden! Sie sind von der Urväterzeit schönes Zeichen eines freundlichen Herzens und achtungsvoller Gesinnung, aber der Stadt wird das Herz zuweilen schwer bei dem Betrage dieser endlosen Geschenke. Denn jedem vornehmen und ehrbaren Fremden wird geschenkt, jedem, der irgend wie zum Vortheil der Stadt ihre Mauern betritt, und der Vornehmste wie der kleine Bote der Nachbarschaft rechnen sehr genau, ob sich die Stadt mit Schenken auch ehrlich gegen sie gehalten. Ist der Fremde ein kleiner Mann, so erhält er das einfache Trinken, d. i. ein Maß oder zwei Seidel Wein, aber der Ritter, Gelehrte, Prälat, auch die fremde Priorin und Ordensschwester den gewöhnlichen Satz von zwei Trinken, ein Graf in der Regel vier. Kommt aber gar ein geistlicher und weltlicher Fürst zu mehrtägigem Aufenthalt, dann ist es nicht mit dem Weine abgethan, ihm gebührt auch Hafer für seine Rosse, eine Spende an Fischen und Küchenspeise, Gewürz und vielleicht eine Handwerksarbeit, um welche die Stadt berühmt ist. Erwies gar der Kaiser der Stadt die Ehre, oder hatte sie die Gunst

eines großen Herrn zu ſuchen, dann wurden die Geſchenke maſſenhaft. Der Kaiſer erhielt ein Prachtſtück der Goldſchmiedekunſt, einen Becher oder eine Schüſſel, gefüllt mit Goldſtücken, die Kaiſerin ein kleineres Geldgeſchenk, außerdem Stücke koſtbaren Zeuges, beide viele große irdene Krüge mit Wein; die Königskinder ebenfalls Becher und Stücke Zeug, ihre Amme, die Kammerfrauen, die Hoffrauen, das ganze Gefolge, je nach ihren Würden große oder kleine Becher oder Stoffe und immer Wein. Auch wenn angeſehene Nachbarn in ihren Höfen irgend ein Familienfeſt feierten, wenn ein junger Edler zum Ritter geſchlagen wurde oder ein Grafenkind heirathete, wurde dies der Stadt angezeigt in Erwartung eines Geſchenkes, und der Rath ſandte eine Summe Geld oder ſilbernes Geräth, um ſeine Achtung zu erweiſen. In der Form von Geſchenken wurden auch viele Dienſte bezahlt, die der Stadt geleiſtet waren von Fremden und Einheimiſchen. Wer eine gute Neuigkeit brachte, erhielt ſein Botenbrot in Geld und Wein, ſogar wer auf häufigen Reiſen in der Umgegend Neues zu erfahren pflegte, dem wurde gelohnt, wenn er vor dem Rath ſeinen Sack aufthat, er empfing ein Trinken oder Badegeld zur Erfriſchung. Dieſe Geſchenke waren der Stadtcaſſe die größte Laſt, ſie ruinirten mehr als einmal die Finanzen, und gerade ſie wurden von den Geſchlechtern zu ihrem eigenen Vortheil unmäßig verwandt und machten die Bürgerſchaft aufſäſſig.

Wer vom Lande in die Stadt kam, der fand unter den fleißigen Bürgern auch allerlei Luſt. In manchen Herbergen war Eſſen und Trinken rühmlich. Dann waren leider die Frauenhäuſer, unter ſtrenger Aufſicht des Rathes, welche zuweilen zu einer gemüthlichen Vorſorge wurde, welche faſt wie Wohlwollen ausſah. Dann waren zahlreiche Badeſtuben, den Bürgern weit wichtiger als jetzt, mit einfacherer Einrichtung, ſonſt ähnlich den modernen iriſchen Bädern. Aber ſie ſtanden nicht immer in gutem Ruf. Es gab ohne Zweifel ehrbare, wo nur

die entkleideten Badergesellen den Dienst versahen, aber es werden auch andere gerühmt, wo hübsche Jungfräulein den Ankommenden badeten und strichen. Trat er aus dem Bade, so kam ein freundlicher Barbier und rasirte, dann legte sich der Gast auf ein Ruhebett, und wieder trat ein hübsches Fräulein ein und kämmte und kräuselte ihm die Haare.*)

Auf der Straße aber zogen sich durch das Gedränge der Bürger und Landleute auch fremde Gesellen, welche mit Kaufmannsgut nicht nach Stadtbrauch sondern nach Waldesrecht handelten. Ein Ritter aus der Nähe, gefolgt von seinem Knechte, sah spöttisch auf die Bürger, deren Gesichter sich bei seinem Anblick finster zusammenzogen. Er war ein berüchtigter Fehder, mehr als einmal hatte er der Stadt abgesagt, hatte Bürger gefangen und in seinen Thurm gelegt, Bauern der Stadt erschlagen und verstümmelt, er war mit einzelnen Geschlechtern der Stadt tötlich verfeindet. Die letzte Fehde jedoch war vertragen, er genoß jetzt den Frieden der Stadt, aber er wußte, daß er hier wenig guten Willen fand, und die Bürger argwöhnten, daß er nur eine Gelegenheit erwartete um auf's neue nach Stadtgut zu jagen, und sie achteten wohl auf den schnellen Blick, den er mit seinem Knechte austauschte, als er bei den Arbeitern an der Stadtwage vorüberkam und als er vor dem Thurme stand, in dem er früher einmal verstrickt gewesen war. Wohl noch sorgenvoller als der Bürger sah dem hageren Gesellen ein wohlhäbiger Cistercienser nach, der auf einem Saumthier aus seinem Ordensstift eine Meile Wegs nach der Stadt geritten war, vielleicht um ein geistliches Geschäft für den Keller des Klosters zu besorgen. Zwischen seinem Kloster und dem Hause des weißen Dominicaners, der neben ihm stand, war keine Freundschaft, aber die Mönche grüßten einander doch höflich und klagten, leise sprechend

*) So um 1300 in Erfurt, beschrieben in dem lat. Gedicht eines fahrenden Schülers, herausg. v. Höfler: Carmen historicum, v. 1850.

mit geneigtem Haupt, wie Mönchbrauch war. Auch die Dominicaner der Stadt hatten sich Wein zu Schiffe aus der Fremde kommen lassen, und wie der weiße Mönch klagte, mit schweren Unkosten. Aber sie konnten doch in dem Vertrauen leben, daß sie ihn selbst austrinken würden, der Mönch vom Lande hatte dies Vertrauen nicht. Und er gestand dem Bruder arge Bedrängnisse seines Klosters durch die Genossen des erwähnten Landbeschädigers. *)

Denn sie kamen unaufhörlich in Freundschaft zu Gaste. Der eine kam sich einige Mark Silber zu leihen, ein anderer um Getreide oder hundert Schafe zu nehmen; einer forderte Bauholz als nachbarliche Beisteuer nach altem Herkommen, wenn das Kloster fischte, schickte der andere leere Tonnen mit ernstem Verlangen, ein dritter begehrte Tuch zum Wammse, das seine Familie seit alter Zeit alle Jahre bekäme, und dabei höhnten diese Schildträger noch die Mönche mit übermüthigen Worten. Auch die großen Landgrafen waren Räuber geworden wie ihre Ritter, sie kamen bei Nacht mit Haufen von Jägern und Jagdhunden, die Hunde fraßen so viel Brot als zwei Knechte tragen konnten, dem Gesinde der Herrn aber war das Brot des Klosters zu schwarz, der Wein zu sauer, dann lagen sie die Nacht an der heiligen Stätte, sangen und brüllten gottlose Lieder und beim Aufbruch entführte der Graf noch den Zelter des Abtes mit sammt dem Sattel. Auch der Räuber kam, der mit seinem Bogen im Walde lag, er forderte den Räubersold und drohte mit hundert Genossen in der Nacht über die Mauer zu springen. Auch die Frauen kamen, Gräfinnen und Ritterfrauen in Karren und Wagen mit schönen Kränzen auf dem Haupt und in reichem Gewande, so oft irgend ein Kirchenfest einfiel oder eine vornehme Leiche. War der Gottesdienst vorbei, der Tote begraben, so verlangten sie, daß ihnen vor der Clausur ein Mahl aufge-

*) Die folgende Klage aus dem Kloster Pforta in Thüringen.

ſtellt werde, nüchtern haben ſie geweint und voll und lachend ziehen ſie ab.

Und während die geiſtlichen Brüder einander ſo klagen, verſäumen ſie wahrſcheinlich nicht von der Seite auf die Stadtfrauen zu blicken, welche wohlgeziert und wohlgebunden, die Ledertaſche an der Seite, von einer Magd mit gefülltem Korbe begleitet, den Einkauf heimtragen und vor den Brüdern fromm und zutraulich ihr Haupt neigen.

So knarren die Wagen und handeln die Menſchen, bis die Marktfahne am Rathhaus abgenommen wird oder ein Glöcklein den Markt ausläutet. Da ziehen auf allen Straßen die Karren und Menſchen zu den Thoren hinaus, Stadt und Land haben ihren Bedarf ausgetauſcht, die Sonne hat freundlich geſchienen, der Handwerksmann hat manches Geldſtück in ſeinen Kaſten hinter das kupferne Zahlbret geſchoben, auch der Rath iſt zufrieden, es iſt nur Einer tödlich verwundet worden, dagegen einige Marktdiebe gefangen, ſchlechtes Volk, das hier und da daheim iſt, der Nachrichter wird keine große Arbeit haben.

In der Stadt aber dauert die Bewegung; wie die Sonne ſinkt, treibt die heitere Aufregung des Tages die Bürger wieder in die Straßen, jetzt freuen ſie ſich geſchäftslos des milden Abends, und jetzt erſt beginnt ihnen der Genuß des Tages. Nicht im Hauſe, und nicht bei Weib und Kind, ſondern auf der Straße unter den Genoſſen. Auch das iſt charakteriſtiſch.

Dem Leben des deutſchen Hauſes fehlte damals ſicher nicht feſte Neigung, große Leidenſchaft des Mannes und nicht anmuthige Wärme und Innigkeit der Frau, aber wir ſehen ſie nicht in den alten Berichten. Ein Wittwer rühmt ſeine verlorene Frau als gut und liebevoll. Ein Kaufmannsdiener hat ein armes Mädchen geheirathet gegen den Willen ſeines und ihres Brotherrn, er verliert darum den Dienſt, da beweiſt das junge Weib den Muth einer wackeren Hausfrau, ſie tröſtet den Gatten, ſie werde ihm wohl durch Wollſpinnen zu Hilfe kommen. Er findet einen ge-

lehrten Pfarrer, der ihm ein Buch zum Abschreiben giebt und einen Gulden um Papier zu kaufen. „Also kam ich heim zu meiner Hausfrau und sagte ihr, was ich erreicht hatte, da war sie froh. Und ich hub an zu schreiben und schrieb in derselben Wochen vier Sextern des großen Papiers Karta regal und brachte sie dem Herrn. Das gefiel ihm wohl. Und mein Weib und ich saßen zusammen und ich schrieb und sie spann, und wir gewannen oft drei Pfund Pfenninge (2 Thlr. 10 Sgr.) in einer Woche, doch sind wir oft die ganze Nacht zusammen gesessen.“ Solch treue Genossenschaft in dem Ernste des Lebens war die Gattenliebe gewiß vielen Millionen, aber die Ueberlieferungen des vierzehnten Jahrhunderts melden wenig davon. — Die Einrichtung der Wohnung, Geräth und Ausstattung sind im Anfange des Jahrhunderts selbst bei Wohlhabenden dürftig, die Räume schmucklos, wenig Geräth darin, eng das Zusammenleben. Erst während dieses Zeitraumes beginnt in den Häusern der Kaufleute, zumal derer, die mit dem milden Süden verkehren, bessere Ausstattung. Der Stubenofen, kein häufiges Geräth des alten Bürgerhauses, in älterer Zeit von Ziegeln oder schwärzlich glasirten Kacheln in schmuckloser Kuppelform, der verkleinerte Backofen, wird in wohlhabenden Häusern größer, buntfarbig, mit ehrenvollen Sitzen an der Seite. Er und bunte Glasrauten der Fenster in Blei gefaßt, die zuerst die Muster eines Teppichs nachbilden, dann Wappenbilder in schöner Ausführung zeigen, sind der größte Schmuck eines stattlichen Hauses. Die Stuben werden am Ende des Jahrhunderts wohl schon mit Kalkfarben gemalt*), die Möbeln sind einfach, Tisch, Holzstühle, Bänke, die Schränke seltener als Truhen und Kästen, das Geschirr ist von zierlich gemaltem und glacirtem Thon oder von Zinn. Im Erdgeschoß ist die Werkstatt oder Arbeitstube, außer-

*) Die Hinterstube des Burkhart Zingg in Augsburg wurde freilich erst im fünfzehnten Jahrhundert grün gemalt.

dem eine Schlafkammer und eine Hinterstube für die Frauen und zum Schmuck, das ist auch in wohlhabendem Haushalt der Wohngelaß; viel Raum des Hauses wird durch Waarenlager und Vorräthe gefüllt.

Weit wichtiger aber als in der Gegenwart ist dem Menschen jener Zeit die geschmückte Kleidung, Männer und Frauen sind um die Wette bemüht, sich, wo sie vor andern erscheinen, kostbar zu halten. Der Verbrauch an bunten und theuren Stoffen ist verhältnißmäßig sehr groß. Dieser Drang, sich vor andern bemerkbar zu machen und über die Kräfte stattlich zu erweisen, steht im Widerspruch zu der Neigung des Mittelalters, jeden Mann auch durch bezeichnende Tracht nach Beruf und Geltung kenntlich zu machen. Wie der Leibeigene, der Jude, der Geistliche durch besondere Tracht erkennbar sein soll, so will auch der Fürst, der Ritter, der Kaufmann für sich und seine Frau in Stoff und Schmuck ein Vorrecht haben, und unablässig suchen andere Kreise dieselbe Auszeichnung für sich zu gewinnen. Damals beginnen die Kleiderordnungen der Städte und Landesherren, die erst mit der französischen Revolution aufhörten.

Ebenso wichtig war gute Speise und Trank. Der gute Bissen beglückte solche, welche ihn in der Regel entbehrten, wie die Kinder. Den kleinen Dichtern, die von Helden und Vornehmen reimen, ist die Aufzählung der guten Dinge, welche von ihren Helden verzehrt werden, zuweilen das wichtigste. Aber auch die Freude des Gaumens gönnte sich der Deutsche fast nur im Verein mit andern, sie war die Grundlage aller Geselligkeit; Verschwendung und Völlerei, welche dabei geübt wurden, veranlaßten wieder beschränkende Verordnungen des sorgsamen Raths, welche von den Gesetzgebern selbst nicht beachtet wurden.

Die Kochkunst jener Zeit gedieh am besten in den großen Städten, die Geschlechter hatten zu den heimischen Gerichten fremde eingeführt: Reis in griechischer Weise, französische Blancmanger, orientalisches Confect mit Rosenöl parfümirt

Aber ihre gute Küche wäre uns unerträglich, denn die Vorliebe für ſtarkes Gewürz war übergroß, außer den heimiſchen Küchenkräutern und dem milden Safran wurden die indiſchen Baumgewürze in unglaublichen Maſſen verbraucht, und zu den Geſchenken der Stadt an vornehme Gönner gehörten deßhalb auch Pfeffer, Zimmt, Nägelein, Muskatnuß.

Ob uns die Getränke beſſer munden würden? Im Norden des Thüringer Waldes herrſchte das Bier, faſt jede Stadt braute mit beſonderen Vortheilen und war auf ihre beſſere Sorte ſtolz. Erſt aus dem Ende des nächſten Jahrhunderts ſind uns zahlreiche Scherznamen überliefert, mit denen die berühmten Biere bezeichnet wurden, aber die Erfurter wußten wohl, daß ihr öliges ſchwarzes Bier den alten König Rudolf bei ſeinem Beſuch im deutſchen Norden begeiſtert hatte. Im Norden hatte auch der alte Meth ſein Anſehen bewahrt, der Haidehonig dazu wurde durch eine Genoſſenſchaft mit merkwürdigen Bräuchen, die Zeidler, geſammelt, er ward von geiſtlichen Herren mit wohlverdienter Achtung getrunken, obgleich ihm ſehr ungeiſtliche Tugenden zugeſchrieben wurden. Und die Stadt Aachen, welche dem Meth beſondere Pflege angedeihen ließ, ſpendete ihn jährlich als Delicateſſe an Kurfürſten, Biſchöfe und einige andere Vornehme *).

Der ſchlechte inländiſche Wein wurde viel mit Kräutern, Gewürz und Honig verſetzt, er hieß dann Lautertrank, eine Erinnerung daran dauert in unſerem Maitrank; fremder Würzwein, kunſtvoll aus franzöſiſchem Rothwein verfertigt, wurde als Claret und Hippokras eingeführt, über Maulbeeren abgezogener Wein hieß Moraß; außerdem wurden viele Arten von Kräuter- und Gewürztränken verfertigt, auch mit gekochtem Wein, zum Theil nach Recepten, die aus dem römiſchen Alterthum ſtammten;

*) Im J. 1385 mehr als 29 Ohm im Werth von 1068 Mark, d. i. circa 284 unſrer Ducaten Goldwerth, es war alſo ein koſtbares Getränk.

sie galten für medicinisch hülfreich, waren auch von Frauen begehrt, mehr als jetzt die Liqueure. Im Süden des Thüringer Waldes machte dem Landwein der Birnmost und Aepfelwein Concurrenz, er war z. B. der herrschende Trank in Baiern, wo erst später das Bierbrauen überhand nahm, der Bock aus der Stadt Eimbeck erlernt wurde.

Von ungemischten Weinen waren außer dem deutschen vom Rhein und der Mosel, vom Neckar und dem Würzburger vom Main,*) noch der von Rivoglio (Reifall genannt) und von Botzen, die französischen Muscatel und Malvasin und der Osterwein aus Ungarn wohlbekannt, außerdem viel italienische Sorten, von Ancona, von Tarent u. s. w., endlich griechische Weine, darunter der berühmte Cyperer. Ulm war der große Weinmarkt, von dort gingen die Fässer bis hinauf in das Ordensland Preußen und in die fernsten Handelsstationen der Ostsee.

---

*) Die atmosphärische Beschaffenheit unseres Landes mag sich in der That zum Nachtheil für den Weinbau mit der Zeit etwas geändert haben. An der Nordgrenze der Weincultur wurde der Wein damals mit Erfolg gebaut, wo er unter sich Wasserspiegel, über sich schützendes Holz hatte. Nicht die Sommerwärme scheint ihm jetzt zumeist zu fehlen, sondern während der ersten Entwicklung bis zur Blüthe eine gleichmäßigere feuchte Temperatur, langsamerer Uebergang von Mittagswärme zu einem kürzeren Nachtfrost. In den entholzten und entwässerten Landschaften wird durch strengere Nachtluft die Entwicklung der Blüthe zu lange aufgehalten. — Auch in Süddeutschland war die Weinlese im 14. Jahrhundert früher als jetzt, in Frankfurt z. B. in der zweiten Hälfte des September. — Der Erfurter Wein galt um 1300 einem fahrenden Schüler, der viermal in Rom gewesen war und besseren Wein kannte, für ein Getränk, das ihm gar nicht mundete. Bis zum Jahr 1336 soll er so sauer gewesen sein, daß er die eisernen Schnauzen der Gefäße, aus denen er gegossen wurde, abfraß; nach diesem Jahre sei er auf einmal besser geworden. Um 1500 war aber Erfurt ein großer Kelterplatz und Markt für heimischen Wein, obgleich dort gutes Bier gebraut wurde und die Anfuhr des Würzburger Weins nicht grade theuer kam. Noch zur Zeit des dreißigjährigen

Auf der Straße und in der Trinkstube wurde das Leben genossen. Darum füllten sich Marktplätze und Straßen der Stadt am Abend, der Handwerksgesell und der junge Schreiber gassirten und zeigten sich den Mädchen, die an Fenster und Thüre standen und die Grüße und Scherzreden empfingen. Bei solchem Durcheinander der Männer wurden die Neuigkeiten ausgetauscht, was ein Reisender aus der Ferne zugetragen hatte, daß auf einem Dorfe in der Nähe ein unförmliches Kind geboren war, daß in Bern ein Weib mit einem Mann im Gottesgericht gekämpft, der Mann nach altem Recht mit dem halben Leib in einer Grube, das Weib mit ihrem Schlüsselbund bewaffnet, der Mann sei erschlagen. Und wieder, daß die reitenden Boten des Rathes, der Christian und der Gottschalk, ausgeritten waren nach großen Nachbarstädten, um dort Kunde einzuziehen, ob man etwas Neues aus Frankreich wisse oder von dem Anzuge abenteuerlicher Schwärme von singenden Büßern. War ein Fehdebrief am Stadtthore abgegeben, dann war die Aufregung groß, wer einen Verwandten auf der Landstraße hatte, der wurde Mittelpunkt eines Kreises von Theilnehmenden und Neugierigen, ob ihn der Rath gewarnt hatte, ob er gutes Geleit zu erhalten hoffe.

Diese große Börse für Neuigkeiten verbreitete auch kleinen Familienklatsch, der in der abgeschlossenen Stadt die größte Bedeutung hatte, daß der alte Rathsherr Muffel von neuem heirathen werde, daß die Stromer und die Nützel sich wegen ihres gleichen Wappens auf der Gesellenstube heftig gezankt hätten. Auch das Regiment der Stadt war in diesen Stunden Gegenstand einer Beurtheilung, die nicht immer wohlgeneigt blieb, und in unzu-

---

Krieges war der wackere Superintendent Müller in Sangerhausen der besondern Güte des heimischen Weines froh. — In jenen Jahrhunderten wurden, nebenbei bemerkt, die Menschen sehr häufig wegen Steinbeschwerden behandelt, es gab besondere Aerzte dafür.

friedener Zeit wurde in den Haufen Empörung gemurmelt, in den Schenken und Zunftstuben ausbrach und langgetragen Leid und verstecktem Haß blutige Sühne verschaffte.

War einmal etwas Merkwürdiges zu beschauen, dann k die Stadt in helle Bewegung. Fremde und kunstfertige Thi wurden gern bewundert. Man lief in den Garten der Predig mönche, wo ein Schwein mit Stacheln gezeigt wurde, damit n an ihm Gottes wunderbare Schöpfung schauen könnte. (fahrender Clericus wies an der Marktecke einen Kasten Schlangen, die er angeblich in der Nähe gefangen hatte, sie horchten seinem Befehle, tanzten und hüpften. Und wie war ein Mann zum Markte gekommen, dem der Rath erla hatte kleine Vögel zu zeigen, welche lachen konnten. Wenn Herr sprach: „Komm Heinrich und lache!“ so trat eins di Vöglein vor, neigte den Kopf zur Erde, erhob ihn wieder u lachte herzlich. Sprach dann der Meister: „Lache doch weite so sprach das Vöglein: „Ich thu's nicht“. Vor solchem Wun vergaßen der reisige Stadtfeind, der Bürger und der Mö ihren Groll und sahen vergnügt und erstaunt einer den and an. — Auch ungeheure Thiere aus fremden Ländern waren n unerhört. Die Großeltern erzählten, daß sie in ihrer Jug den Hohenstaufen Kaiser Friedrich II. gesehen hatten, wie er es war im Jahr 1235 — mit einer Menge von Kameelen die Stadt einzog. Der Herr hatte solche Lastthiere als königlich Schmuck geliebt, wie früher Karl der Große; ach er selbst war i Enkeln bereits zum Märchenbild geworden, zu einem abenteu lichen König aus dem Morgenlande! Aber Rudolf von Habsbu hatte als König dieses Beispiel seines vornehmen Gönners ni vergessen, auch ihm mußte ein Kameel Gepäck durch sein H mathland tragen, es war erst dreijährig, aber ungeheuer groß. A Menschen aus heißem Lande waren nicht unerhört, ein vornehn Bischof unterhielt sogar einen Mohren, der bei Hoffesten weißen Kleidern ging. Dergleichen Heidenvolk war seit

Fahrten nach Palästina eine Unterhaltung der Großen. — Bis die Sonne sank, spielten die Kinder vor den Straßenthüren und auf den Kirchhöfen, auch die Erwachsenen vergaßen die Würde des Friedhofs, wenn ein Spielmann mit Geige oder Sackpfeife an dem Zaune lehnte oder ein lustiger Geselle die Weise pfiff. Dann tanzte Alt und Jung neben den Gräbern, jauchzte heidnisch um das Gotteshaus und sprang den Reien. Dagegen half kein Verbot.

War die Sonne gesunken, dann wurde es finster und leer in den Straßen der Stadt, denn Beleuchtung gab es noch nicht; nur wenn eine Menge vornehmer Gäste oder fremdes Kriegsvolk am Orte lag, und in Nächten, wo Feindesgefahr drohte, befahl der Rath, daß jeder eine Laterne vor sein Haus hänge, eine Fackel oder ein Blech mit brennendem Kienholz.

Wer am Abend Geld im Beutel hatte, ging in die Trinkstuben. Sie waren zahlreich und für jede Art von Ansprüchen*). Die Vornehmen schritten in ihre Geschlechterstuben, dort war geschlossene Gesellschaft, seltene Speise und theurer Wein. Der Handwerker suchte die Zechstube seiner Innung. Wer in eine öffentliche Schenke trat, fand laute Geselligkeit und allerlei Gäste. Dort saß die Wirthin des Dorfgeistlichen und vielleicht neben ihr ein Schüler der lateinischen Schule; am andern Tisch rittermäßige Leute und ihre Knechte, wildes Volk, wenn man sich neben sie setzen wollte, mußte man sein Messer an der Seite haben. Und wieder gesondert Bürger und Bauern mit ihren Frauen. Dazwischen zweideutige Gesellen, von denen der Verständige wegrückte, fahrende Strolche und wüste Gesichter. Es war arger Lärm in dem gefüllten Raum um die dicken Holztische, ein unabläßiges Kommen und Gehen. Der eine sang, der andere tanzte, ein dritter aß, dort erzählte einer Lügengeschichten vom Weigger,

*) Um 1300 war in Erfurt keine Straße, worin nicht fünf bis sechs Schenken lagen.

dem Vorgänger des Münchhausen, wie der einst im Winter b
großem Schnee durch einen Wald ritt. Und als er so rit
stieg er einmal ab und band das Pferd an einen Baumast, d
durch die Schneelast herabgedrückt war. Während Weigger b
Seite ging, rückte das Pferd am Aste, der Schnee fiel hera
der Ast erhielt seine Spannkraft wieder, fuhr in die Höhe u
schleuderte das Pferd in den Baumgipfel. Der Weigger s
sich erstaunt nach seinem Pferde um, konnte es nirgend entdecke
und mußte zu Fuß nach Hause gehen. Im nächsten Sommer
kam er an dieselbe Stelle, da erblickte er im Baumgipfel etwa
Fremdes, stieg hinauf und fand die Haut seines Pferdes, di
ein Bienenschwarm mit Honig gefüllt hatte. Er schnitt der
gnügt den Honig aus, lud ihn auf einen Karren und schaffte ih
nach Hause. Dabei hatte er sich die Kleider mit Honig beleimt,
und plötzlich kam ein großer Bär und begann an den Kleidern
zu lecken. Weigger fuhr ruhig fort und strich sich nur immer
etwas Honig an das Gewand. Da folgte ihm der Bär bis zu
seinem Haus Landsberg. Dort rief der Weigger seiner Frau:
„Oeffne die Thür und bring ein Beil", schloß hinter sich
zu und schlug den Bär tot. So hatte er durch Honig und Bär
seinen Schaden wieder gut gemacht".*) — Während die Um-
sitzenden lauschten, entstand am nächsten Tisch heftiger Streit,
weil einer dem Zutrinkenden Bescheid versagte und erklärte, daß
er mit niemand anderem trinke als mit seiner eigenen Frau.
Sie warfen die Krüge einander ins Gesicht, stießen Tische und
Bänke um, die Weiber kreischten und fielen den Gegnern in die
Haare; da sprang der starke Wirth dazwischen und stiftete Frieden.
Die Gäste gehorchten und verlangten einen Becher Johannesminne
zur Versöhnung, dann gingen sie nach der Prügelei voll nach
Hause. Der Wirth aber kommt nicht zu Schaden, denn es ist Ge-
setz der Schenke, daß kein Fremder, und sei er noch so gut

*) M. Haupt. Zeitschrift. N. F. I. S. 578. — Carm. hist. v. 1880.

bekleidet, einen Trunk bekommt, wenn er nicht das Geld hinlegt; eine Zechschuld aber muß den nächsten Tag eingefordert werden.

Das lustige Leben der Schenke hört auf, sobald die Rathsglocke zum ersten Male läutet, dann müssen alle Häuser geschlossen werden und kein Wirth darf im Hause schenken, nur über die Straße. Nach dem letzten Läuten soll niemand auf der Straße sein, er wird angehalten und auf die Wache geführt, nur der Rath ist frei. Auch war es nicht ganz rathsam, bei Nacht in der Stadt zu wandeln. Es gab unsichere Leute, die kein Nachtquartier bezahlen konnten und in den Schrannen oder in dunklen Ecken Unterschlupf suchten. Aber es war doch nicht leicht die Nachtschwärmer zu bändigen, denn trunkene Gesellen zogen trotz allem Verbote umher und fielen an, wen sie trafen; am ärgsten trieben das, wie der Bürger klagte, die Geistlichen mit Messern in der Hand und wildem Toben *).

Das Hämmern in der Werkstatt und der Lärm auf den Gassen war vorüber, nur die Stadtwache schritt durch die menschenleeren Gassen und der Nachtwächter, dessen Amt zu den ältesten der deutschen Städte gehörte; der reiche Patricier breitete die seidene Decke von Arras über sein Lager, der Handwerker lag mit seiner Frau in der Kammer unter dem deutschen Federbett, sein Knecht auf dem Hausboden. Dann bellten die zahlreichen Hofhunde einander zu, vom Flusse her drang die kühle Nachtluft in die leeren Gassen und auf dem Thurme hielt der Wächter seinen Umgang und spähte in die dunkle Landschaft, bis sein Hornruf und das Frühgeläut der kleinen Glocken das Anbrechen eines neuen Arbeitstages verkündeten.

Es ist eine mächtige Stadt nach den Begriffen jener Zeit,

*) Allgemeine Klage, z. B. in Ulm und Breslau. C. Jäger, Ulm im Mittelalter, S. 501; C. Grünhagen, Breslau unter den Piasten, S. 115.

in der das kleine Leben sich in solcher Weise regt. Uns freilich würde ihr Mauerkreis eng dünken. Schwerlich zählte die größte Stadt Deutschlands im 14. Jahrh. mehr als 40—50,000 Einwohner. Nürnberg hatte im Jahre 1450, fast auf dem Höhenpunkt seiner Macht, nicht mehr als 20,000 Menschen, Knechte und Dienstboten eingerechnet. Denn die deutschen Städte waren nicht wie die großen Märkte des Ostens, schnell entstandene Wohnsitze zugelaufener Menschenschwärme, es waren feste, kunstvoll gegliederte Genossenschaften privilegirter Menschen, von denen fast jeder das Gefühl einer ansehnlichen Bedeutung in sich herum trug. Sie machten den Zugang zu sich leicht, dem ehrlich geborenen und verständigen standen die Thore gastfrei geöffnet, aber gedeihen konnte in ihnen nur, wer den Ordnungssinn und die Bescheidenheit jener Zeit hatte, d. h. wer sich als Arbeiter in das große Räderwerk einzufügen wußte.

Wir aber sehen mit Theilnahme auf diese bescheidene Arbeit des kleinen Mannes zurück. Nicht in der Poesie und nicht in der Wissenschaft, ja vielleicht nicht in Geselligkeit und Familienleben jener Jahre gewannen die liebenswerthe Innigkeit des deutschen Gemüthes und die opfervolle Hingabe an frei erwählte Pflicht damals ihren höchsten Ausdruck. Sie gewann ihn aber in der Werkstatt, wo der Deutsche meißelte, schnitzte, in Formen goß und mit Zirkel und Hammer bildete. Seine Freude am Schaffen und die Achtung vor dem Geschaffenen, in das er eigenthümliches Leben sinnig hineinbildete, das war auch eine ächte Poesie. Und wenn es nur ein neues Hufeisen oder ein Radbeschlag war, das ein andrer verfertigt hatte, es ziemte ihm nicht achtlos darauf zu treten. An einfache Waaren und schmuckloses Geräth gaben Millionen Arbeiter ihre beste Kraft hin, aber sie thaten es mit dem Gefühl eine Kunst zu besitzen, die sie vor den meisten voraus hatten, sie saßen als Bewahrer feiner Geheimnisse, vieler kluger Vorschriften und Handgriffe, die kein andrer kannte als ihre Brüderschaft, und die der übrigen Welt so unent-

ehrlich waren. Sie waren stolz darauf unter ihren Genossen die tüchtigsten zu sein und sie wußten, daß ihre Kunst redlich geübt nach Handwerksbrauch, ihnen ein mannhaftes Leben sichere, Achtung guter Leute, eigenen Haushalt und eine ehrliche Stellung in ihrer Stadt. Und wenn ihnen Gelegenheit wurde, die erworbenen Geheimnisse ihrer Kunst an einem besonderen Stück zu erweisen, da schufen sie, gehorsam den alten Gesetzen und doch mit einziger sinnvoller Erfindung, ein Werk, in dem wir noch heut die Sorgfalt und Liebe der Arbeit und eine sichere Zweckmäßigkeit bewundern, welche zuweilen zur Schönheit wird. Der Thürbeschlag eines bedächtigen Schlossers, der Löffel eines Nürnberger Goldschmieds, der Thonkrug, den ein alter Töpfer mit Figuren versehen und bunt glasirt hat, zeigen diese Poesie des alten Handwerks. Denn während die gewöhnlichen Erzeugnisse jeder einzelnen Handwerkerindustrie nach Stoff, Form und Preis aufs genaueste bestimmt und die schöpferische Kraft des Einzelnen völlig in die Ueberlieferungen seiner Stadt und Innung gebannt war, kam eine eigenthümliche Originalität bei allem zur Erscheinung, was einer sorgfältigern Behandlung werth schien. Und daneben eine erstaunliche Vielseitigkeit der technischen Kenntnisse. Noch rieb der Maler seine Farben selbst, kochte den Firniß, aber er schnitt auch in Holz und gravirte Kupferplatten; Albrecht Dürer verkaufte in der Marktbude Bilderbogen mit Holzschnitten, zu denen er vielleicht selbst den Text gemacht hatte. Der Goldschmied war auch Zeichner und Modelleur, es war seine Freude aus jedem werthvollern Stück ein kleines Kunstwerk zu bilden, in welches er einen Theil seiner Seele hineinlegte. Wenn die Einrichtung der Häuser, der Kirchen in allen Grundformen bis auf das Verhältniß der Maße feststand, zeigt sich um die Arabesken der Steinarbeit in zahllosem, oft überreichem Detail das Behagen, mit welchem die Seele des Erbauers, wo ihr freies Schaffen erlaubt war, dem Drang folgte eigenthümliches Wesen auszudrücken. Grade in dieser Verbindung von beengender

Tradition und von freier Erfindung wurde die Handarbeit den Städten zum Segen, überall höheren Wohlstand, Gesittung, Bildung entwickelnd. Und die Städte standen durch das ganze Land als zahllose Knotenpunkte eines Netzes freier Genossenschaften, zwischen denen das flache Land, in seiner Entwickelung zurückgeblieben, fast feindlich lag.

Nur selten haben wir Gelegenheit, an solcher Arbeit eines einzelnen Handwerkers aus dem 14. Jahrhundert die Tüchtigkeit der Kleinen zu schauen und uns zu erinnern, daß unsre gesammte Production, die nicht nach jeder Richtung jener Zeit überlegen ist, auf jenen Werkstätten beruht, in welchen das deutsche Handwerk zuerst stolzes Selbstgefühl gewann. Wir wissen aber auch wenig von dem Treiben in der Werkstatt und von der allmäligen Zunahme ihrer geselligen Ordnung. Wie der Arbeiter lebte bei seinem Geräth, unter seinen Genossen, möchten wir gern aus den spärlichen Trümmern alter Handwerkersitte errathen, welche uns überliefert sind. Was uns davon wie durch einen Zufall bewahrt wurde, stammt freilich nicht aus jener alten Zeit. Erst um das Jahr 1700 kam ein Conrector in Altenburg auf den Einfall, einiges Ceremoniel des Handwerks, das zu seiner Zeit noch vorhanden war, aufzuzeichnen. Das wenige, was er drucken ließ, ist in verkommenem Zustande, durch spätere Zusätze entstellt, aber an einigen Stellen vermag man leicht den alten guten Kern auszusondern. Und darum soll hier ein Stück der mittelalterlichen Handwerksgewohnheit nach seinem Buch: Der vornehmsten Künstler und Handwerker Ceremonial-Politika, Leipzig 1708, mitgetheilt werden.

Es ist die Ansprache, welche einer der alten Handwerksknechte dem Jungen hält, der in die Brüderschaft der Knechte aufgenommen wird *). Das Ceremoniel beim Freisprechen

*) Die ältesten Ansprachen bei Frisius sind die der Schmiede und Faßbinder, sie waren ursprünglich gleichlautend, wie denn überhaupt die Gleichheit vieler Formeln in den verschiedenen Handwerken auffällt. Hier

wurde früh possenhaft und roh, die Gebräuche der Deposition auf den lateinischen Schulen waren ganz nach dem Geschmack der Zeit und drangen auch in das Handwerk; hier durften wenige Stellen, welche durch ihren andern Ton als spätere Zusätze kenntlich sind, weggelassen werden.

Wenn die Meister und Knechte versammelt waren den jungen Gesellen frei zu sprechen, so ging der Altknecht, nachdem er mit Gunst um Erlaubniß gebeten hatte, in die Schmiede und setzte den Blasebalg in Bewegung; sobald die Kohlen auf dem Heerde glühten, wurde „der Jung Gesell in die Versammlung geführt, und der Altknecht begann mit diesen Worten seine Vorsage“:

Glück herein! Gott ehr ein ehrbar Handwerk. Mit Gunst! Meister und Gesellen, stillet euch ein wenig. Jung Gesell, ich will dir Handwerks-Gewohnheit sagen, wann gut wandern ist; zwischen Ostern und Pfingsten, wenn es sein warm ist und die Bäume Schatten geben, da ist wandern gut. So nimm einen ehrlichen Abschied von deinem Meister, Sonntag zu Mittage nach dem Essen, denn es ist nicht Handwerksgebrauch, daß einer in der Woch aufsteht. Und sprich, wenn er dein Lehrmeister ist: „Lehrmeister, ich sag euch Dank, daß ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk geholfen habt, es stehet heut oder morgen gegen euch und die eurigen wieder zu verschulden“. Und zur Meisterin sprich: „Lehrmeisterin, ich sage Dank, daß ihr mich in der Wäsche frei gehalten, so ich heut oder morgen möchte wieder kommen, stehet es um euch wieder zu verschulden“. Willtu dein Bündel nicht auf die Herberge tragen, so sprich den Meister an und sage: „Meister, ich will euch angesprochen haben, ob ihr mein Bündel eine Nacht wollt beherbergen“. Darnach gehe zu deinen Freunden und zur Brüderschaft, bedanke dich bei ihnen und

sind einige Lücken der ersten Ansprache aus der zweiten ergänzt. — Aehnliche Ansprache bei Ch. L. Stock, Grundzüge des Gesellenwesens, 1844.

ſprich: „Gott behüte euch, ſaget mir nichts Böſes nach“. We du dann Geld haſt, trinke Valet mit ihnen und friſch an u wandere zum Thor hinaus.

Wenn du aus dem Thore kommſt, ſo nimm drei Federn i die Hand und blaſe ſie auf in die Höhe, die eine wird fliege über die Stadtmauer zurück, die andere über das Waſſer, die dritte grade hinaus; ſtoße nicht mit dem Kopf durch die Mauer, und eh du über das Waſſer fährſt, wirf einen Stein hinein, trägts den Stein, dann trägts auch dich. Friſch an und ziehe grade hinaus.

Und wenn du deine Straße gehſt, wirſt du kommen an einen dürren Baum, darauf ſitzen drei ſchwarze Raben und ſchreien: „Er zieht dahin, er zieht dahin“. Du ſollſt deinen Weg fort gehen und gedenken: „Ihr ſchwarzen Raben, ihr ſollt mir keine Botſchaft ſagen“. — Dann wirſt du kommen an ein Dorf, an des End ſteht eine Mühle, die wird immer gehen und ſagen: „Kehr um, kehr, kehr, kehr um“. Du aber ſollſt fortziehen und ſagen: „Mühle, geh du deinen Klang, ich will gehen meinen Gang“. Und wenn du weiter kommſt, da werden drei alte Frauen ſitzen und ſagen: „Jung Geſell, weich von dem Wald, die Winde wehen ſauer und kalt“; du aber wirſt weiter gehen und ſagen: „Im grünen Wald, da ſingen die Vögelein jung und alt, ich will mich mit ihnen luſtig erweiſen“.

Und wenn du in den dicken Wald kommſt, da wird ein Reiter geritten kommen in rothem Sammtmantel und ſprechen „Wie ſo luſtig, Landsmann“. Darauf wirſt du ſagen: „Soll ich nicht luſtig ſein, ich habe all Gut meines Vaters bei mir“ So wird er dir einen Tauſch anbieten, thu es aber nicht flug zum erſtenmal, das andremal auch nicht; bietet er dir aber da drittemal Tauſch an, ſo bis kein Thor und gieb ihm deinen Ro zuerſt, ſondern laß dir ſeinen Mantel zuerſt geben. Wenn du nu von ihm erlöſt biſt, ſo geh immer fort und ſieh dich nicht um, den er möchte dir nachreiten, könnte dich auch wohl um dein Leben bringen

Wenn du weiter läufst, wird der Wald finster und ungeheuer werden und kein Weg daraus, und dir wird zu gehen sehr grauen. Die Vögelein werden singen jung und alt, der Wind wird wehen gar sauer und kalt, die Bäume gehen die Winke die Wanke, die Klinke die Klanke, mit Brasseln und Brausen. Da wird es sein, als wollte alles über den Haufen fallen und du wirst gedenken: „Ach wär ich daheim bei der Mutter geblieben.“ Du sollst aber doch nicht umkehren, sondern deinen Weg fortgehen. Schmied, schlag hierher!

Bist du aus dem Wald hinaus, dann kommst du auf eine schöne Wiese, darauf wird ein Birnbaum stehen mit schönen gelben Birnen. Da krieche nicht hinauf, schüttle als ein starker Gesell den Baum ein wenig und lies nicht alle Birnen auf, die herabfallen, denn es könnte nach dir ein andrer guter Gesell unter den Baum kommen, der nicht so stark wäre, so würde es ihm ein guter Dienst sein, wenn er etwas Vorrath findet. Darnach wirst du kommen vor einen großen Berg, da wirst du denken: „Lieber Gott, wie werd ich mein Bündel hinaufbringen auf den hohen Berg.“ Hänge es aber nicht irgend an ein Schnürlein und schleppe es hinter dir her, sondern behalte es fein auf dem Rücken und trage es hinauf, so nimmt dirs niemand. Wenn du nun fortgehest, so wirst du kommen vor einen Brunnen, da wird dich sehr dürsten; wenn du nun trinkest, so lege dein Bündel ab und behalte es nicht auf dem Rücken, denn wenn du trinkest, möchte das Bündel den Schwang nehmen und dich hinabreißen. Jedoch lege es nicht zu weit von dir, sonst möchte einer kommen und dirs wegnehmen, so kämest du um dein Bündel. Und wenn du trinkst, so halte dich sauber dabei und den Brunnen rein, denn es möchte nach dir ein andrer guter Gesell kommen und gerne trinken wollen. Schmied, schlage hierher!

Fasse dein Bündel auf und geh immer fort, so wirst du sehen einen Galgen. Du sollst dich nicht darum freuen noch traurig sein, daß dort einer hanget, sondern du sollst dich darum

freuen, daß du auf eine Stadt oder Dorf kommst. Wenn du nahe hinzu bist, setze dich eine Weil nieder, lege ein gut Paar Schuh an und geh in die Stadt hinein.

Da wird dich der Thorwart anrufen: „Woher, jung Gesell"? So nenne dich nicht von weit her, sondern sprich immer daher, vom nächsten Dorf, so kommst du am besten aus. Nun ist an manchen Orten der Brauch, daß der Thorwart einen nicht zum Thor hineinläßt, man lege denn sein Bündel ab und hole ein Zeichen. Darum frage du und sprich: „Mein gut Freund, berichtet mich doch, bei welchem Meister ist wohl die Herberge". Darnach lege das Bündel ab und gehe auf die Herberge und hole ein Zeichen bei dem Herrn Vater.

Wenn du auf die Herberge kommst, so sprich: „Guten Tag. Glück herein. Gott ehre das Handwerk, Meister und Gesellen. Herr Vater, ich bitt, ihr wollet mir doch ein Gesellenzeichen geben, daß ich mein Bündel kann zum Thore herein bringen". Alsdann wird dir der Herr Vater ein Hufeisen oder einen Rinken als Zeichen geben. Wirstu das Zeichen aufweisen, so werden sie dir das Bündel folgen lassen.

Darnach mußtu wieder auf die Herberge gehen und sprechen: „Ich bedanke mich ganz freundlich, daß ihr mir das Zeichen geliehen habt. Auch wollte ich euch angesprochen haben um das Handwerk, ob ihr mich heute wollt beherbergen, mich auf die Bank und mein Bündel unter die Bank; ich bitte, der Herr Vater setze mir nicht den Stuhl vor die Thür, ich will mich halten nach Handwerksbrauch, wie ehrlichem Gesellen zukömmt".

Dann wird der Herr Vater sagen: „Wenn du willt ein frommer Sohn sein nach Handwerksbrauch, so geh hinein in die Stube und lege dein Bündel ab in Gottes Namen". Wenn du nun in die Stube kommst und die Frau Mutter ist drinnen, so sprich: „Guten Abend, Frau Mutter", hänge dein Bündel aber nicht an die Stubenwand, sondern lege es fein unter die Hammerbank, verliert der Herr Vater seine Hämmer nicht, so

wirſt du dein Bündel auch nicht verlieren. Wenn du es nun abgelegt haſt und der Bruder arbeitet, ſo ſchlage ein oder zweimal mit und frage dann, ob hier der Brauch iſt, daß man auf's Geſchenk geht.

Wenn du auf das Geſchenk gehſt um Gabe und Trunk, ſo gehe nicht zuerſt in die nächſte Werkſtatt, ſondern gehe fein in die weiteſte Werkſtatt, damit du der Herberge immer näher und näher kommſt. Wenn du auf dem Geſchenk in eine Werkſtatt kommſt und ein Stück Schmiedearbeit im Hauſe liegt, ſo hüte dich, mit Füßen darauf zu treten oder zu ſpucken, ſonſt möchten die Schmiede ſprechen: „Ei, wer weiß, ob ers ſelber ſo gut kann machen, als das iſt". Wenn du nun ein oder zweimal getrunken haſt, ſo ſprich, wenn der Meiſter in der Werkſtatt iſt: „Meiſter, ich ſage Dank eures Geſchenkes, eures guten Willens, es ſtehet heut oder morgen gegen euch und die eurigen wieder zu verſchulden". Darnach bedanke dich bei den Knechten auch und ſprich: „Schmied, ich ſage dir Dank deines Geſchenkes, deines guten Willens, wenn du heut oder morgen zu mir kommſt und ich in Arbeit ſtehe, will ich dir wieder ausſchenken eine Kanne Bier oder Wein, was in meinem Vermögen ſoll ſein".

Wenn du nun wieder auf die Herberge kommſt, ſo wird der Bruder ſprechen: „Wie iſt's, Bruder, haben dir die Knechte auch geſchenkt?" Sprich immer „ja", wenn du gleich keinen Trunk geſehen haſt.

Wenn ſie nun des Abends zu Tiſche gehen, ſo ſetze dich an die Stubenthür. Spricht der Herr Vater: „Schmied, komm her und iß mit", ſo lauf nicht flugs hinzu, ſondern kannſt ſagen: „Herr Vater, ich ſag euch Dank davor"; ſpricht ers aber zum andernmal, ſo geh immer hin und iß mit. Wenn du nun ſatt biſt, ſo ſtecke dein Meſſer nicht ein, ehe die andern ſatt ſein, ſonſt möchten ſie ſprechen: „Das iſt ein kleiner Eſſeſchmied, er will gewiß einen ausſtechen, weil er ſo wenig ißt". Wenn dir's hernach der Herr Vater zutrinkt, ſo kannſt du wohl trinken, haſtu

aber Geld, so kannst du austrinken und sprechen, ob man einen Boten kann haben, du wolleſt auch eine Kanne Bier geben.

Wenn es nun auf den Abend kömmt, so wird dir der Herr Vater laſſen das Bett weiſen. Wenn dir nun die Schweſter auf den Boden leuchtet und du das Bette gewahr wirſt, so wünſche ihr eine gute Nacht und ſprich: „Sie ſoll in Gottes Namen hinabgehen, du willſt dich ſchon ins Bette finden“. Am Morgen ſteh zur Zeit auf, und wenn du in die Stube kömmſt, ſo wünſche allen guten Morgen, da werden ſie dich vielleicht fragen, wie du geſchlafen haſt; ſo ſage ihnen auch, was dir geträumt hat.

Wenn du nun wieder fortläufſt, ſo ſprich: „Herr Vater, ich ſag euch Dank, daß ihr mich und mein Bündel habt geherbergt, es ſtehet heut oder morgen gegen euch und die eurigen wieder zu verſchulden“. Lauf alſo fort. Wenn du nun in das Thor kömmſt, ſo werden ſie dich fragen „wo zu“? Sprich nur, du weißt es ſelbſt nicht. Und lauf immer zu. —

Alles mit Gunſt. Ich wünſche dir Glück zu Wege zu Stege, zu Waſſer und Land, wo dich der liebe Gott hinſendt. Und wo du heut oder morgen möchteſt hinkommen, da Handwerks-Gewohnheit nicht iſt, ſo hilf ſie aufrichten. Hilf Handwerks-Gewohnheit ſtärken und nicht ſchwächen. Hilf eher zehn ehrlich machen als einen unehrlich, wo es kann ſein; wo es aber nicht kann ſein, ſo nimm dein Bündel und lauf davon.“

Soweit die Vorſage der Schmiedegeſellen.

Durch ähnliche Vorſage der Zucht iſt das ganze Leben des Handwerkers in ſeiner Innung gefeſtigt. Nach erlerntem Wortlaut wird jede Zuſammenkunft der Meiſter und Knechte geleitet, Gruß und Einführung des Zuwandernden, Aufnahme des neuen Meiſters. Wenn die Lade geöffnet iſt und Handwerksbrauch geübt wird, ſteht Strafe darauf, daß keiner Ungebührliches rede oder thue. Auch der Tagesverkehr des Meiſters und ſeiner Knechte, alle Leiſtung, ja alle Gunſt und Gefälligkeit iſt in her-

kömmlicher Weise geordnet, durch Spruchwort und Wechselrede bestätigt.

Diese Ordnung bildet ein eisenfestes Band, welches die harten Gesellen an einander fesselt. Dieselben Formeln sind dem kleinen Mann aber auch Zauberworte, welche ihm sein Herrengefühl in der Welt geben; der sonst in der Fremde rechtlos und schutzlos wäre, er findet damit, so weit die deutsche Zunge reicht, überall solche, welche wie Brüder und Väter um ihn zu sorgen verpflichtet sind. Und er wandert mit Handwerksgruß und Erkennungszeichen, mit leichter Habe und leerem Beutel Hunderte von Meilen, bis er eine Werkstatt findet, in der er als Genosse der Familie eintritt, oder bis ihm sein Glück ein eigenes Geschäft vergönnt.

Es war natürlich, daß der Handwerksbrauch, der solche Vortheile bot, immer künstlicher wurde. Ebenso wie die Arbeit der Innungen unter dem Zunftzwang erstarrte, wurde auch mit den Ansprachen und Bräuchen des Handwerks ein kleinliches Spiel getrieben, der Formelkram zuletzt den Gescheiten lästig. Es kam die Zeit, wo die Arbeit der Privilegirten nicht mehr dem Bedürfniß der Nation genügte, wo neue Staaten mit größerer Sicherheit des Verkehrs, besserer Schule und freierer Intelligenz auch die höhere Idee der freieren Concurrenz und Arbeit vertreten konnten. Jene alten Formeln und Bräuche des deutschen Handwerks sind dem Geschlecht der Gegenwart veraltet. Wir aber denken daran, daß sie dem deutschen Handwerksgesellen einst die Kraft gegeben haben, mit dem Bündel über Berg und Thal, durch den ungeheuren Wald zu fremden Völkern zu ziehen und dort auf fremder Erde in der Gemeinschaft mit seinen Brüdern so lange zu hämmern, zu messen und zu nähen, bis große Stücke Land, auf denen jetzt das Leben unserer Nation reichlich und kräftig erblüht, dem deutschen Volke zugemessen, angehämmert und eingenäht waren.

Nicht der Handwerker allein trug deutsche Sprache und

Cultur über die Elbe und Oder, auch der Kaufmann l
den Thoren der Stadt seine Federn in die Luft, und
sich sogar auf die gefahrvollen Wege, welche der Handw
mied, er brach durch die Mauern der Städte und fu
das grundlose Wasser, auch er um in der Fremde m
Genossen ein Kaufhaus zu gründen, einen deutschen
eine deutsche Stadt. In der alten Heimath haderten
schlechter und der Handwerker durch Jahrzehnte in erl
Streit, in der Fremde waren sie Kampfgesellen für h
Recht und die Freiheiten deutscher Städte.

Sie gingen voran, die Ritter und die Bauern folg

5.

Besiedelung des Ostens.

Schlesien.

Während die Landschaften an der Westgrenze des Reiches unsicher zwischen deutschem und gallischem Wesen, zwischen dem römischen Reiche deutscher Nation und dem Frankenreich mit romanischer Nationalität schwankten, war das deutsche Volkstum gegen Osten in unaufhaltsamem Fortschritt. Als Heinrich, der erste Sachsenkönig, die Krone empfing, waren Schlesien, Mähren, Böhmen, das ganze Gebiet im Osten der Saale und Nordelbe und das östliche Holstein von slavischen Völkern besetzt. Und slavische Colonien reichten nach Sachsen, Thüringen, Franken und Hessen bis über den Main, entweder weil in der letzten Zeit der Völkerwanderung einmal eine slavische Völkerwelle so weit herübergeschlagen hatte, oder weil die fränkischen Könige und Kaiser unterworfene Slaven auf leerem Boden angesiedelt haben, — sie erhielten sich in Thüringen bis in das vierzehnte Jahrhundert, kenntlich durch Sprache, Tracht und Brauch.

Seit Heinrich ruhten die Grenzkriege zwischen Deutschen und Slaven selten, Ströme von Blut wurden bei dieser Reibung zweier kriegerischer Völkermassen vergossen, nicht immer

waren die Deutschen im Vortheil. Aber sie hatten für sich, was auch dem tapfersten Feind auf die Dauer den Widerstand unmöglich machte, sie bewahrten trotz der wilden Grausamkeit, mit der sie ihre Beutezüge ausführten, die höhere Cultur. Die Weltsprache jener Zeit: das Latein, der Glaube des gekreuzigten Christus, alle Wissenschaft, Verkehrsrecht und Kriegführung, Kunst und Handwerk mußten aus deutschem Land zu den Slaven kommen. Von Sachsen und Franken zogen die Sendboten der neuen Lehre in die runden Dörfer der Wenden, in die große Czechenburg an der Moldau, noch vor ihnen der Kaufmann mit flamändischen Tüchern, mit Goldschmuck und Waffen, die er theuer gegen Wachs, Honig und Pelzwerk der östlichen Heiden verkaufte. Mehr als zwei Jahrhunderte bedurften die Deutschen, von König Heinrich I. bis auf Heinrich den Löwen, um die Grenzen Norddeutschlands über die Oder auszudehnen. Und sehr verschieden war die Methode der Besiedelung im Meißner Land, den Marken, in Wagrien, Meklenburg, Pommern. Aber gemeinsam ist allen Occupationen vom zehnten bis zwölften Jahrhundert, daß sie im Interesse des Reiches und großer deutscher Landesherren gemacht wurden, auch wo man das besetzte Land nicht Mark des Reiches nannte, war die Germanisirung Folge eines Einschlusses in die Reichsgrenzen, in der Regel Folge eines Reichskrieges.

Weit anderen Charakter hat die Colonisation des dreizehnten Jahrhunderts. Damals wurden neue große Landschaften, Schlesien und die Küstenlande der Ostsee bis hinauf zu dem finnischen Meerbusen für deutsche Cultur gewonnen, beide ohne Zuthun des Reiches, beide in gewissem Sinn als Privatunternehmungen mit dem Ueberschuß an deutscher Volkskraft, der freiwillig kam und zweckvoll hingeleitet wurde. In beiden Ländern schufen alle Stände und Berufsclassen als Colonisten, in Livland und Preußen vorzugsweise die Eroberungslust kriegerischer Mönche und die Interessen großer Kaufleute, in

Schlesien hauptsächlich Einwanderung der kleinen Arbeiter, der Handwerker und Bauern. Im Ordensland Preußen vernichtete die eiserne Faust der Eroberer das frühere Volksleben und zwang durch Gewalt das deutsche Wesen auf, Schlesien wurde Mittelpunkt einer friedlichen geräuschlosen Colonisation, welche ihre Wirkungen weit über die Grenzen der großen Landschaft hinauf nach Osten äußerte. In Schlesien war das politische Verhältniß zum Reich beim Beginn dieser Besiedelung sehr locker und unsicher, das Ordensland Preußen war der Oberhoheit des Reiches förmlich enthoben.

Diese Erweiterung des deutschen Bodens, welche der Hauptsache nach in einem Jahrhundert von 1250 bis 1350 vollendet wurde, ist die größte That des deutschen Volkes in jenem Zeitraum, sie hat ein weites Ländergebiet mit Hunderten deutscher Städte und Tausenden deutscher Dörfer besetzt und unlösbar an Deutschland gekettet, sie hat auch das politische Schicksal aller übrigen Deutschen entschieden. Von dem Ordensland Preußen holte ein deutsches Fürstengeschlecht die Königskrone, durch die Eroberung Schlesiens gewann dasselbe sein Anrecht auf das Herrenamt in Deutschland.

Die freiwilligen Colonistenfahrten Einzelner und ganzer Genossenschaften wurden gefördert, seit in den Kreuzzügen der alte Wandertrieb der Deutschen wieder erwacht war und Hunderttausende von Landleuten mit Weib und Kind, mit Karren und Hunden nach dem goldenen Osten zogen. Seitdem hatte in dem kleinen Mann die Unruhe nicht aufgehört. Groß war die Zahl der Wanderer auf der Landstraße, welche weit hinaus über die Grenzen des Reiches liefen, dort Brot, Habe und Glück zu finden, der schweifende Mönch, der Handwerksgesell, der lateinische Schüler zogen zwischen Kriegshaufen hindurch über die Alpen, die Donau hinab; der Bergmann von Goslar, hochberühmt wegen seiner Kunst, hatte in den Kreuzzügen als Minenarbeiter Felsenschlösser der Sarracenen untergraben, auch

er wurde in fremde Berge gerufen, um Kupfer und Gold zu graben. Der Holländer und der Flamänder hatten an vielen Stellen des norddeutschen Tieflands ihre eigenthümliche Bodencultur von Sumpf und Flachland eingerichtet; große Schaaren norddeutscher Landleute waren die Donau hinabgezogen und hatten an den Grenzen Siebenbürgens ein neues Sachsenland gegründet. Dem deutschen Ordensritter und Kaufmann waren alle Küsten des Mittelmeeres, die Landwege durch Ungarn und Romanien so wohl bekannt wie die deutsche Heimath. Zahllose Verbindungen waren angeknüpft, überall traf man Deutsche. Nach dem ganzen Osten ging der Zug des Volkes von der türkischen Grenze bis zum Nordmeer, Ofen, Lemberg, Krakau, Warschau wurden für deutsche Kaufleute und Handwerker mit deutschen Ordnungen versehen. Es war also kein neues Wagniß, dem sich so viele unterzogen, aber es nahm in dieser Zeit sehr große Verhältnisse an.

Wenn der Deutsche jetzt diese Resultate unendlicher Arbeit des Krieges und Friedens überschaut, mehr als ein Drittel des gegenwärtigen Deutschlands — Böhmen ungerechnet —, Länder, welche so deutsch geworden sind, daß nur an ihrem Saum und hie und da abseit dem großen Verkehr kleine Reste undeutscher Bevölkerung geblieben sind, Menschen, welche so deutsch sind in ihrem Gemüth, ihrer Sprache, ihrer Bildung, daß sie seit Jahrhunderten einen Herrenantheil an der nationalen Thätigkeit auf jedem Gebiete des geistigen und materiellen Schaffens in Anspruch genommen haben, dann liegt die Betrachtung nahe, daß dies ganze Gebiet ostwärts der Elbe nur wiedergewonnenes Land ist, fast mit denselben Grenzen, welche germanisches Volksthum zur Römerzeit gegen Osten hatte, wenn man von den östlichen Gothenvölkern absieht. Denn in diesem Neuland lagen die Wohnsitze großer und edler Stämme, der Rugier, Heruler, Langobarden, Semnonen, Vandalen, es ist das Stammland der jetzigen Oberbaiern und Schwaben.

Und wir fragen: war die neue Eroberung nichts als eine Bezwingung fremder Völker, welche in dem Lande, das seit der Wanderzeit menschenarm lag, die darin zurückgebliebenen Deutschen ausgerottet und slavisirt hatten? Oder wurde die Germanisirung gefördert durch Reste deutschen Volksthums, die sich unter den Slaven erhalten hatten und nach vielen Jahrhunderten einer isolirten Dauer sich noch ihres deutschen Bluts bewußt waren? Und wurde die Widerstandskraft jener Slavenvölker dadurch geschwächt, daß in ihnen selbst gemischtes Blut war und daß überwiegendes Slaventhum und ein germanischer Ueberrest in Sprache, Recht, Sitte und Neigungen einander feindlich hinderten? Die Geschichte verweigert jede sichere Antwort. Es giebt in unserem Mittelalter kein folgenschweres Ereigniß, worüber wir so gänzlich ohne Nachrichten sind wie über die slavische Einwanderung; selbst die Sage der Fremden — die ungefälschte — schweigt. Und es ist kein Zufall, daß die gesangfrohen Slaven im Norden der Donau ganz ohne Heldensagen aus ihrer Wanderzeit sind, sie haben in jener Zeit das Selbstgefühl eines starken Volksthums nicht gehabt. Daß sie im fünften Jahrhundert, als Attila über Schlesien und Böhmen gebot, bis in ihre gegenwärtigen Sitze vorgedrungen waren, ist durch nichts erwiesen. Wir wissen nur, daß von 563 bis nach 600 die Avaren in Mähren und Böhmen hausten. Wahrscheinlich über slavischen Einwohnern.

Denn um das Jahr 623 wird ein fränkischer Kaufmann Samo als ein mächtiger Kriegsherr unter Slaven im Norden der deutschen Donau erwähnt, er kämpft glücklich gegen die Avaren, wird König eines ausgedehnten Slavengebietes, das er ein ganzes Menschenalter regiert und gegen die Angriffe der fränkischen Merowinger tapfer behauptet. Solche Herrschaft eines zugewanderten oder gerufenen Fremden wird nur wahrscheinlich unter einem Volk, dem eigene Herrengeschlechter fehlen und das außerdem mit Volksgenossen des Fremden stark versetzt

ist*). Wir haben dafür bei anderen Slavenstämmen weiter im Osten einen unzweifelhaften Beweis. Wie der Franke Samo im siebenten Jahrhundert unter Slaven in Deutschland ein Reich gründete, ebenso gründeten im neunten Jahrhundert Haufen von Nordmannen über slavischen und finnischen Stämmen um Nowgorod eine mächtige Herrschaft. Auch diese Warägerschaaren des Rurik, Askold und Dir fanden dort Landsleute ihres Stammes vor, und ihr Reich aus einem Mischvolke wurde in den folgenden Jahrhunderten Hauptmarkt des deutschen Handels im Osten und gastliche Heimath des deutschen Contors von Neugarten.

So wissen wir nicht, ob sich die Deutschen der obern Elbe und Oder unter den Slaven und Avaren verloren oder erhielten. Es wird keine patriotische Fiction sein, wenn wir annehmen, daß Trümmer derselben bestanden. Im Meißner Land, im nördlichen Böhmen, am Saum des Riesengebirges, in dem Berglande der Grafschaft Glatz, überall wo die Germanisirung besonders rasche Fortschritte machte. Unter den slavischen Orten des Meißner Landes, welche Thietmar von Merseburg um das Jahr 1000 erwähnt, ist einer und der andere mit deutschem Klange; im größten Theil des Glätzischen haben sich so gar keine Erinnerungen an slavisches Wesen erhalten, daß man meinen möchte, sie seien nie da gewesen. Auch Aberglauben und verdämmerte Bilder des deutschen Heidenglaubens sind längs dem schlesischen Gebirge genau so reichlich und eigenthümlich als in irgend einem andern Theile Deutschlands, ja die Gestalt des

*) Der Name Samo ist seit ältester Zeit ein deutscher Name. Daß er ein Franke war, wird durch den einzigen gleichzeitigen Schriftsteller, Fredegar, der verhältnißmäßig gut über ihn unterrichtet ist, bezeugt. — Möglich, daß sogar der Name Czechen gar nicht alter Volksname des Chrobatenstammes in Böhmen, sondern umgelautete Form eines avarischen Volksnamens ist, gerade wie der Name Russen ursprünglich Bezeichnung der germanischen Waräger am Ilmensee war.

schlesischen Rübezahl, wie sie in Volkssagen bis zur Neuzeit lebendig war, hat nicht das teuflische Aussehen, welches ähnlich Phantasiegebilde des Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert in Deutschland selbst erhielten und Colonisten jener Zeit nach Schlesien gebracht hätten, sondern ein viel älteres Gepräge, wie es in deutschen Volkssagen aus der ersten Zeit des Mittelalters überliefert wird*). Daß diese Reichlichkeit mythischer Erinnerungen nicht in jedem Gebiet der colonisirten Länder vorhanden ist, lehrt wieder die Mark Brandenburg, dort sind innerhalb eines Terrains, welches durch denselben niedersächsischen Volksstamm germanisirt wurde, locale Gebiete für verschiedene alte germanische Göttternamen und Sagen nachgewiesen, die sich nicht gut anders erklären lassen, als daß sich Erinnerungen aus verschiedenen Stämmen heidnischer Germanen bewahrt haben**). Und sehr sind andere Theile der Mark von diesen verschieden, in denen die alten Erinnerungen ganz slavisch sind.

Das sind unsichere Spuren eines Zusammenhangs zwischen der deutschen Urzeit und der deutschen Besiedelung im Mittelalter, die Geschichte weiß zur Zeit aus ihnen wenig zu machen, aber sie durften hier nicht übergangen werden.

Ist uns doch für Schlesien anderes unsicher, was wir eher ersehen könnten. Wir wissen nicht einmal, aus welcher Landschaft der Hauptstrom der schlesischen Einwanderer auszog. Wir erkennen zuweilen die Gestalt eines frommen Mönches, einen unternehmenden Landherrn oder eine junge Fürstenbraut, welche an die Bauernhütten ihrer Heimat pochten und junge Feld-

*) Er ist Häuptling eines Zauberreiches, weise und hülfreich, neckisch und schadenfroh wie ein Riesenkönig, es ist genau dieselbe Gestalt, mit welcher der Spielmann Vollark um das Jahr 1000 verkehrte. Vrgl. den späteren Abschnitt: Fahrende Leute.

**) A. Kuhn hat in seinen Märkischen Sagen die Grenzen angegeben.

arbeiter mit gutem Versprechen unter das slavische Volk riefen. Mehre Spuren weisen darauf hin, daß Meißen, die Gegend von Magdeburg, Thüringen und Franken zahlreiche Mannschaft aussandten. In den Städten finden sich sofort Zugewanderte aus allen Theilen Deutschlands ein. Und im ganzen war es wohl ein Vorrücken der Bevölkerung aus den nächsten deutschen Ländern. — Besser erkennen wir, wer die Deutschen in das Oberland rief, es waren die Herren des Landes mit ihren Getreuen, slavische Herzöge aus dem Stamm der Piasten.

Damals, am Ende des zwölften Jahrhunderts, saß in Schlesien ein Fürstengeschlecht von uraltem polnischem Adel in mehren Häusern auf väterlichem Erbe, zu ihren Füßen zahlreiche slavische Herren, und unter diesen ein vielgeplagtes und mit Diensten überlastetes unfreies Volk. Das Land war nicht stark bevölkert und war arm an Capital und Arbeitskraft. Nicht nur die Höhen der Riesenberge, sondern auch das Flachland der Oder und ihrer östlichen Nebenflüsse waren noch mit dichtem Wald bedeckt, dazwischen dehnten sich meilenweit wüste Haiden, in den Waldsümpfen hatten zahlreiche Heerden von Wildschweinen ihr Lager, am Rand der Haide steckte der braune Bär seine Schnauze in die hohlen Baumstämme und suchte den wilden Honig, und die Kieferäste auf der Haide zerriß das Elen mit seinem unförmigen Geweih, an den Flüssen aber baute zahlreich der Biber und um die Teiche schwebte der Fischadler und über ihm der edle Jagdfalke. Biber und Falken waren den Fürsten theurer als ihre Leibeigenen, und mit Scheu sah der Kmete aus seiner elenden Hütte auf die Herren des Wassers und der Luft, für deren Bau und Nest er selbst und seine ganze Nachbarschaft stehen mußte bei unerschwinglicher Strafe. Was die Landschaft freiwillig dem Menschen gab, mußten die Landbewohner zusammentragen für ihre gestrengen Herren, den Woywoden oder den Castellan des Herzogs und für die Kirche sie hatten zu zinsen am Wasser die Fische, an der Haide viel

Töpfe Honig und schwere Abgaben von ihrem Ackerland, Garben, Körner, Geld, Fuhren und Dienst mit Händen und Füßen; sie waren in der großen Mehrzahl leibeigene Bauern, wenig freie darunter. Und mit ihnen zusammen saßen die Handwerker: Böttcher, Maurer, Bäcker, Brauer, auch Weber, in jeder Abstufung von Knechtschaft, alle schon damals durch den Druck geschwächt, ohne Hoffnung, ohne Arbeitslust. Zwischen den slavischen Dörfern und Städten war kein großer Unterschied, die Dörfer eine Anzahl nackter Hütten auf dem Ackerland, die Städte eine größere Anzahl ähnlicher Hütten, die gewöhnlich in der Nähe einer Burg angebaut waren, meist mit einem Graben und hölzernen Breterzaun umgeben. Auch in den Städten war der größte Theil der Bewohner nach polnischem Rechte unfrei, doch hausten im Schutz der Burgen auch wol Gutsbesitzer und Vornehme der Umgegend, unter den leibeigenen Handwerkern mehre Freie, und freie Kaufleute, diese schon oft Deutsche. In der Burg aber regierte vielleicht der mächtige Herzog selbst oder sein Castellan, oder ein Edelmann; auch zu ihr gehörte Wald und Feld, und sie hatte eignes Recht und Gericht. Wenn ein Feind nahte, flohen die Bauern vom Lande hinter den Graben der Stadt. In ruhiger Zeit aber wurden dort die Märkte gehalten. Bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts zahlte der Käufer auch zuweilen wie in Polen, statt mit Gelde mit den Schwänzen der Marder und den Fellen der Eichhörnchen, aber schon waren die schlesischen Bergwerke eröffnet, Silber und Gold, Kupfer und Blei wurden gewonnen und der Bergbau, das Recht der Herzöge, wurde mit Eifer betrieben, wahrscheinlich durch Deutsche. Auch Münzstätten waren errichtet an allen größeren Marktorten, und wie in Polen wurde das Geldblech dreimal jährlich, an jedem Jahrmarkt, verändert und schnell umgeschlagen. Und schon bezogen die Fürsten einige Einkünfte vom Marktzoll, von der Fleischbank und der Schenke. Aber diese Marktorte und die Dörfer darum

waren deutschen Städten und Dorfgemeinden in nichts ähnlich als etwa in äußerem Aussehen. Denn hinter dem Graben und Pfahlwerk war nicht zu finden eine freie Bürgerschaft, ein geordnetes Gemeindewesen, welches fest in sich selbst steht, das Recht hat sich zu regieren und Besitzthümer zu erwerben, seinen Bürgern Recht zu sprechen und gegen fremde Gewalt Recht zu schaffen; und nichts war von dem zu finden, was sonst einer deutschen Stadtgemeinde ziemt, daß sie ihre Bürger tüchtig, wohlhabend und stark mache, und dadurch eine Heimat werde für umsichtige Thatkraft und Reichthum, für Sitte, Gelehrsamkeit und Künste.

Ein solches Land beherrschten die fürstlichen Familien der Piasten damals unter polnischer Oberhoheit, welche oft bestritten wurde, endlich ganz aufhörte, eine Zeit lang selbst als Beherrscher Polens. Auch an ihren Häusern konnte ein Gegensatz auffallen. Die Piasten Oberschlesiens schlossen sich enger an Polen und erhielten sich und ihr Land mehr in slavischem Wesen, so daß dort Reste der slavischen Bevölkerung bis in die Gegenwart dauern. Um so lieber lehnten sich die Herren des größern Niederschlesiens an den deutschen Westen. Seit lange war ihre Politik deutsche Fürstentöchter zu heirathen; der Einfluß der Frauen brachte deutsche Sitte an den Hof. Eifrig erhielt man die Verbindung mit den deutschen Verwandten, die Fürstenkinder reisten in deutschen Ländern, wurden oft in Deutschland versorgt. Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hat das Haus der Piasten Familienverbindungen, Einfluß und Ansehn durch ganz Deutschland. Die Herzöge suchen bei ihren Verwandten im Westen die Umgürtung mit dem Ritterschwert nach und kleiden aus Courtoisie ihr Gesinde in die Farben ihrer Schwertpathen; sie selbst schlagen ihre Adlichen mit dem geraden deutschen Schwert und nicht mit dem krummen Slavensäbel zu Rittern, und gewöhnen sie sich in Malvasier und Reifal statt in altem Meth zu berauschen; die Fräulein al

Hofe fordern von dem fahrenden Spielmann deutsche Tanzreigen, ja auch die zierlichen Maße der deutschen Minnelieder werden bewundert, und wir können entscheiden, wie einer der edelsten Piasten mit den Schwierigkeiten der Stollen und Abgesänge fertig wurde.

So zog sich ein zahlreicher deutscher Ritterstand in die Landschaft, seine Herren und abenteuernde Gesellen. Aus den deutschen Höflingen und ihren Vettern wurden schnell schlesische Grundbesitzer, an die Stelle der slavischen Castellanei trat das deutsche Lehngut. Mehr aber noch als die fremden Grundherrn beförderte die Geistlichkeit deutsche Sitten. Priester und Mönche wanderten unablässig von Westen her in das halbwilde Land, und das Bisthum Breslau, um das Jahr 1000 gegründet, erwarb um 1200 durch Erbschaft die fürstliche Gewalt über das schlesische Herzogthum Neiße. Bis aus der Grafschaft Artois waren Augustinerchorherren an die Oder gepilgert; auf einer Sandinsel, gegenüber dem großen slavischen Markt, aus welchem hundert Jahre später die deutsche Stadt Breslau wurde, hatten sie sich festgesetzt. Aus Pforte an der Saale kamen noch vor dem dreizehnten Jahrhundert arbeitsame Cistercienser, gründeten das reiche Kloster Leubus und verbreiteten sich schnell im Lande. Schwestern desselben Ordens aus Bamberg rief die heilige Hedwig, Gräfin von Meran, Gemahlin Herzogs Heinrich im Bart, und das prachtvolle Gebäude, welches der Herzog den Nonnen in den Waldhügeln von Trebnitz errichten ließ, die starken Steinmauern und das Dach von Blei, unter welchem mehr als hundert Dominas für das Land beteten, erregte noch nach Jahrhunderten die Bewunderung gereifter Männer. Merkwürdig schnell wurde die Landschaft mit Klöstern und frommen Stiftungen besetzt. Und ein Bote des Polenkönigs, der von Krakau her das Land durchzog bis an seine dermalige Nordgrenze hinter Müncheberg, der sah wol mit Bewunderung in Entfernungen von nur weni-

gen Meilen am einsamen Waldstrich oder am fischreichen Fluß die neuen Gebäude eines heiligen Hauses durch die Bäume schimmern und hörte den Klang der Glocke dort, wo sonst nur Schrei der Raben und Geheul des Wolfes die Stille des Waldes unterbrochen hatte. Und jedes Kloster stand als ein Festungswerk für deutsches Wesen. Denn jedem waren die ersten und vornehmsten der Brüder von Westen hergekommen, alle holten von dort Belehrung, Bücher und geistliche Stärkung. Schnell erkannten jetzt die Fürsten, Edelleute und Geistlichen den Unterschied zwischen deutscher und slavischer Arbeit. Große Landstrecken brachten wenig ein, der Wald gab nur Holz für den eignen Bedarf, die Haide ihren Honig, sonst keinen Ertrag, die unfreien Kmeten bauten wenig Früchte, der Decem trug nicht viel, und Geld war von den Steuernden schwer zu erhalten. So trieb den Grundbesitzer des Landes die verständige Rücksicht auf den eignen Nutzen zu neuen Versuchen. Mit Verachtung sah man auf den alten Radlo, den Haken, mit welchem die Einheimischen pflügten, und rief nach dem großen Pfluge der Deutschen und nach stärkern und freien Händen ihn zu führen*). Hier in Schlesien kam zuerst eine große Wahrheit in die Erkenntniß der Menschen, die Wahrheit, auf der das ganze moderne Leben beruht, daß die Arbeit der Freien allein im Stande ist ein Volk kräftig, blühend und dauerhaft zu machen. Die Grundherren verzichteten auf den größten Theil der Ansprüche, die sie nach polnischem Recht an den Bewohner des Bodens hatten, und die so übergroß waren, daß sie wenig eintrugen. Die Fürsten verliehen ihnen als Gunst das Recht, Städte und Dörfer nach deutschem Recht zu gründen, d. h. freie Communen zu schaffen, und als eine fürstliche Gnade wurde dies Privilegium

*) Der geringe Ertrag der slavischen Wirthschaften und die Untüchtigkeit der einheimischen Arbeiter wird sogar in den Stiftungsurkunden jener Zeit einigemal als Grund der Colonisation erwähnt.

eifrig begehrt, vielleicht am eifrigsten von der Geistlichkeit, von Cistercienſern, Auguſtinerchorherren u. a.

Die Anlage aber eines deutſchen Ortes geſchah regelmäßig nach derſelben Methode. Fürſten oder Grundherren machten Contracte mit einem Unternehmer (locator). Er hatte die deutſche Stadt oder Bauernſchaft einzurichten, dafür wurde er ſelbſt Vogt der Stadt oder Schulz des Dorfes. Wo ein Wald gerodet, eine Haide in Hufenland umgeworfen oder ein verkommenes Slavendorf beſetzt werden ſollte, da wurde die Hufenzahl der Dorfflur feſtgeſtellt, zuweilen in feierlichem Zuge umſchritten, und dem Locator die Schultiſei des Ortes mit ihren zinsfreien Hufen zu erblichem und veräußerlichem Eigenthum übergeben. Er war Ortsobrigkeit, hatte die Steuern zu erheben und abzuliefern, und in Rechten und Pflichten ſeine Gemeinde zu vertreten. Die Gemeindegenoſſen ſaßen als freie Männer in erblichem Beſitz, zur Veräußerung mußte der Grundherr ſeine Genehmigung geben. Die neuen Anſiedler waren frei von Laſten auf mehre Jahre.

Wo Gelegenheit zu einem Markte war, oder wo ſich hinter dem polniſchen Stadtgraben größere Thätigkeit regte und die Fremden zahlreicher wurden, da gaben die Landesherren dem rittermäßigen Locator die Befugniß zur Anlage einer Stadt nach deutſchem Recht. Er bekam die Vogtei der Stadt als erbliches freies Eigenthum, dazu Ackerland, oft ein Freihaus, Revenüen von den Fleiſch-, Brod- und Schuhbänken. Auch hier hatte er als Vogt die Gerichtsbarkeit, zuweilen ſogar die oberſte. Die Städte erhielten außer dem Ackerland oft Wald, Weide, Fiſcherei und Jagdrecht, zuweilen das Meilenrecht für ſtädtiſche Gewerbe. Die Bürger waren ſämmtlich perſönlich frei und regierten ihr Gemeinweſen ſelbſt. Statut und Recht holten ſie ſich bei einer angeſehenen deutſchen Stadt, und ſie bezahlten es der Mutterſtadt in der Regel mit gutem Geld. Magdeburg wurde die große Quelle für Statut und Recht der ſchleſiſchen

Stadtcommunen, und noch lange, nachdem Breslau zu seiner Größe gekommen war, ging man auf Magdeburg zurück, wenn man in schwierigen Fällen einer Entscheidung bedurfte.

Nicht gleich war das Schicksal, welches die deutschen Städte und Dörfer, die doch beide nach demselben Princip gegründet waren, in dem späteren Mittelalter hatten. In den Städten wuchs die enger zusammengefaßte Kraft deutschen Lebens fröhlich empor, Selbstgefühl der Bürger und ihre Rechte wurden immer größer. Die Erbvogteien wurden von ihnen durch Kauf erworben und die Rechte des Vogts, vor allem seine Gerichtsbarkeit fielen der Bürgerschaft selbst zu. — Die Mehrzahl der Dörfer dagegen vermochte sich in späterer Zeit gegen Uebergriffe der Grundherren und gegen Lasten, welche die Fürsten wieder auflegten, nicht zu schützen; sie verloren von ihren Freiheiten, und manches Recht, das sie bei der Gründung im dreizehnten Jahrhundert besessen hatten, wurde ihnen erst im Anfange des gegenwärtigen wieder gewährt.

So schoß seit 1200 zwischen den Riesenbergen und der endlosen polnischen Ebene in der oberen Hälfte des Oberlandes mit überraschender Schnelligkeit ein neuer deutscher Stamm auf. Am Ende des Jahrhunderts war seine Herrschaft über das Land entschieden; aber noch dauerte die Einwanderung fort, und der stille Kampf zwischen deutscher und polnischer Art wurde noch lange, nachdem der Sieg entschieden war, fortgesetzt, ja in einigen Landkreisen dauert er noch heut. Im ganzen folgten die fügsamen Slavenstämme Schlesiens friedlich der neuen Strömung, denn durch Jahrhunderte war es für jeden Slaven vortheilhaft deutsches Recht zu erwerben. Und der neue deutsche Stamm repräsentirte bald durch seinen Dialekt, seine Sitte, seine Bildung eine neue Schattirung des deutschen Volkscharakters. Leicht vermag man zu erkennen, daß er aus einer Verbindung slavischer und deutscher Art hervorgegangen ist.

Denn zweierlei kann man als charakteristisch für deutsches

Wesen im Mittelalter betrachten. Zuerst, wodurch sich alle Germanen von Celten und Slaven unterscheiden, daß die Bilder der Außenwelt sich am reinsten und vollständigsten in der Tiefe ihres Gemüthes spiegeln, und daß sie deßhalb vorzugsweise die Befähigung haben, die Welt, in welcher sie leben, zu verstehen, und den eignen Egoismus zu zügeln durch verständiges Ermessen und Gefühl für Wahrheit und Billigkeit. Die zweite Eigenthümlichkeit aber ist vorzugsweise bei den Deutschen des späteren Mittelalters und der Neuzeit ausgebildet, daß sie einen sinnigen Genuß darin finden, sich mit aller Wärme und dem Reichthum ihres Gemüthes zu isoliren und mit kleinen Kreisen von Genossen fest abzuschließen gegen das Ganze, diese kleinen ummauerten Kreise ihres Lebens aber so sehr durch Formen, Bilder und Gebräuche zu beschränken, daß sie schwerfällig werden, wo es darauf ankommt frischweg zu wagen und von dem eigenen Wesen zum Nutzen der Gesammtheit zu opfern. Zu solcher Anlage kam den Schlesiern etwas von der leichten Sorglosigkeit der Slaven und von ihrer Virtuosität, die ganze Lebenskraft im Genuß des Augenblicks zu concentriren. Daraus entstand ein lebhaftes Volk von gutmüthiger Art, heiterem Sinn, genügsam, höflich und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, arbeitsam, wie alle Deutsche, aber nicht vorzugsweise dauerhaft und nicht vorzugsweise sorgfältig; von einer unübertrefflichen Elasticität, aber ohne gewichtigen Ernst, behende und reichlich in Worten, aber nicht eben so eilig bei der That, mit einem weichen Gemüth, sehr geneigt, Fremdes anzuerkennen und auf sich wirken zu lassen, und doch mit nüchternem Urtheil, welches ihnen die Gefahr verringerte das eigne Wesen aufzuopfern; beim Genuß heiterer, ja poetischer als die meisten andern Stämme, aber in seinem idealen Leben vielleicht ohne die Größe massiverer Volksnaturen. Wie das Volk ist auch sein Dialekt; breit, behaglich, sorglos fallen die Worte von den Lippen; er ist reich an liebkosenden Verkleinerungswörtern und an abgeleiteten Verben,

welche gemüthliche Nüancen der Zustände oder Handlungen bezeichnen, er bewahrt manchen alterthümlichen Stamm und nicht wenig umgeformte Slavenwörter, und bezeugt noch jetzt durch die vielen Besonderheiten, welche einzelne Theile der Provinz, ja einzelne Orte haben, daß das Land durch Colonisten aus verschiedenen Gegenden der großen Heimath germanisirt wurde.

Dem Volke, welches so entstand, wurde ein leichtes Leben nicht beschieden, und alle Beweglichkeit, die sie von den Slaven, und alle höhere Lebenskraft, die sie von den Deutschen geerbt hatten, waren nöthig, um sie vor dem Untergange zu bewahren. Wie ein Keil zwischen Böhmen und Polen getrieben bis nahe an Ungarn heran, haben sie sich mit allen drei Völkern gerauft, Schläge ausgetheilt und von den stärkern Nachbarn Schläge erhalten. Nie war es ihnen vergönnt, das Selbstgefühl eines einigen Volkes zu bekommen; wie groß auch die Kraft einzelner Gemeinden und Bünde geworden war, dem äußern Feinde gegenüber waren die Schlesier fast immer getheilt. Hin und her geworfen zwischen polnischer und böhmischer Oberherrschaft, nicht selten im Kampfe gegen den Oberherrn, wurde die Landschaft gezwungen alle schwachen und bösartigen Händel, welche die Fürstenhäuser untereinander und mit den Nachbarn hatten, durch Blut und Geld zu bezahlen. Und die Geschlechter der Fürsten selbst, immer kraftloser durch die Erbtheilungen, schwankten zwischen slavischer Zügellosigkeit wie deutscher Bedächtigkeit und Unentschlossenheit. Zwar das dreizehnte Jahrhundert segnete mit mehr als einem maßvollen, ja großen Fürsten, und im vierzehnten Jahrhundert, unter dem Schutz des gewissenlosen aber klugen Luxemburgers, Kaiser Karl IV., blühte die Landschaft auf. Noch jetzt können wir mit großer Wahrscheinlichkeit aus einem Landbuch des Fürstenthums Breslau schließen, daß zur Zeit Karl IV. das mittlere Schlesien mehr angebautes Ackerland hatte, als vierhundert Jahre später bei der preußischen Besitznahme. Und in jener guten Zeit muß sich

bereits viel vom schlesischen Volkscharakter ausgebildet haben. Aber das fünfzehnte Jahrhundert brachte dem Land die furchtbare Geißel der Hussitenkriege. Bereits damals, als die fanatischen Krieger des Kelches die Dörfer Schlesiens niederbrannten, die Klöster aussengten und was geistlich war, in die Flammen warfen, in jener fürchterlichen Zeit, wo nicht die Kriegsschrecken eines Jahres, sondern fast eines Jahrhunderts das Land heimsuchten, ist die eigenthümliche schlesische Art zu erkennen, sowohl in der Sprache und Darstellung der Einzelnen, welche uns die Leiden der Zeit erzählen, als in dem Gegensatze des Volksstammes zu dem feindlichen Nachbarlande.

Kein Land litt mehr unter den Schrecken der Hussiten-Zeit als Schlesien, und es muß bekannt werden, daß die Schlesier sich in keinem Jahrhundert ihrer Geschichte so wenig zu ihrem Vortheil zeigten als in diesem. Durch die Theilung in viele kleine unabhängige Territorien waren sie politisch schwach und ganz ungeeignet, einem starken feindlichen Angriff aus eignen Kräften zu widerstehen. Wenn die Gefahr nahe trat, kam ihnen die Empfindung ihrer Lage und sie wurden kleinlaut. So oft sie aber freier athmen konnten, waren sie übermüthig, große Schwätzer und voll hochfliegender Pläne, die ihnen in der Regel kläglich vereitelt wurden. Sie waren als Nachbarn die leidenschaftlichen Feinde der Böhmen, und aus Haß gegen diese die eifrigsten Rechtgläubigen; sie waren sehr thätig bei dem ersten schmählichen Verwüstungszuge nach Böhmen gewesen und hatten dadurch und durch Wortbruch die Rache der Böhmen gegen sich herausgefordert. Wie in der Römerzeit die punische Treue, so war damals in Schlesien die böhmische Treue sprichwörtlich, aber die Schlesier hatten kein besonderes Recht den Böhmen Wortbrüchigkeit vorzuwerfen. Und ihre gefährliche Lage hinderte sie nicht, mit großer Sorglosigkeit und mit einem entschiedenen Mangel an Gemeinsinn diejenigen ihrer Herzogthümer und Städte, welche von den

ſchwarzen Rächern überfallen wurden, durch ſäumige Hülfleiſtung dem Verderben zu übergeben. Und immer wieder waren ſie mit der Zunge, mit loſen Witzworten und kleinen Perfidien bei der Hand, um die Feinde auf's neue zu reizen und den Strom gegen ſich zu leiten. Freilich ihre Lebenskraft und Elaſticität war eben ſo dauerhaft. So oft ihnen die Böhmen Städte und Dörfer niederbrannten, ſie bauten und flickten immer wieder zuſammen, was irgend halten wollte. Sie wurden auch ſpäter nicht müde den Ketzer Girſik, wie ſie Georg von Podiebrad nannten, zu ärgern und zu reizen. In allen Schenken Breslau's wurden Spottlieder auf ihn verfertigt, und es machte den Bürgern die größte Freude, ihn als ein Scheuſal von der Kanzel und auf den Bänken der Zünfte auszumalen. Wenn ſie ihn dann einmal brauchten und merkten, daß er ſehr zornig war, machten ſie ihm ſchnell ein Geſchenk von hundert Ochſen, aber gleich darauf fing das Schelten und Höhnen wieder an. Zuletzt wurde ihr Haß männlicher, ſie ergriffen gegen ihn die Waffen und haben ſich tapfer mit ihm geſchlagen. Und als er endlich in das Grab ſank, konnten ſie das Behagen empfinden, daß ſie von allen am meiſten ihm das Leben verbittert und die ehrgeizigen Pläne dieſes ſtarken Charakters durch ewiges Widerſprechen und Dreinſchlagen durchkreuzt hatten.

Der endloſe Krieg des fünfzehnten Jahrhunderts verdarb das deutſche Schleſien. Das flache Land lag öde und zertreten, die Mehrzahl der deutſchen Bauern ſank in dieſer Zeit des Feuers und des Eiſens zu einem Zuſtand hinab, der von ſlaviſcher Unfreiheit nicht weit entfernt war. Die kleinen Städte waren verarmt und ausgebrannt, nur wenige der größern gewannen ſeitdem ein entſchiedenes Uebergewicht. Der ſchleſiſche Landadel blieb roh und beuteluſtig, er lernte von den Böhmen Vieh ſtehlen, Kaufleute anhalten und Städte brandſchatzen. Die Fürſten, in ewigen Händeln untereinander, wurden zuweilen Bundesgenoſſen der Böhmen, theilten mit dieſen die Beute, ja

einzelne von ihnen fanden Behagen an einem wüsten Räuberleben und hausten wie Mordbrenner in ihrem eigenen Lande. Noch in das sechzehnte Jahrhundert hinein währten die inneren Händel, Räubereien, rohe Gewaltthaten und klägliche Katzbalgereien.

Doch auch in dieser Zeit bewahrten die Schlesier ihre Gewandtheit sich in verzweifelter Lage häuslich einzurichten. Als z. B. im Jahr 1488 Herzog Hans von Sagan, eine wüste Gestalt aus den Grenzkriegen, sieben ehrbare Rathsmänner seiner eigenen Stadt Glogau in den Thurm warf und verhungern ließ, weil sie sich geweigert hatten gegen einen beschwornen Vertrag zu handeln, da war es allerdings recht deutsch, daß die sieben Märtyrer selbst über ihr Verhungern pünktlich und gewissenhaft Buch führten und Gott schriftlich um Barmherzigkeit und ein seliges Ende baten; aber wieder echt schlesisch und fast modern ist es, daß der Schreiber dieses furchtbaren Tagebuchs noch ein gewisses düstres Behagen darin findet über das Schmerzliche seines Schicksals zu reflectiren, und daß er in den letzten Zeilen, die er vor dem Tode schrieb, das Bedenkliche seiner Lage durch die Mittheilung zu schildern sucht, er habe sich aus der Schwärze des Lichts die Tinte machen müssen*).

*) Dies Tagebuch ist uns leider, wie der ganze Bericht des Marcus Kintsch von Zobten, nur in schlechter Handschrift und verstümmelt geblieben. Jeder aber wird die Fragmente mit Rührung lesen. Es ist nicht möglich einfacher und ergreifender zu schreiben, als z. B. in folgenden Stellen: „Hiermit bezeugen wir vor allen, die diese Schrift hören, sehen, lesen, nachsagen, da uns die heiligen Sacramente vorenthalten sind, daß wir sterben in dem heiligen christlichen Glauben und vergehen aller der Sachen und Klagen unschuldig, deren uns unser Herr zeihet und geziehen hat vor dem Rathhause auf dem Markte. Und wenn er uns das entgelten läßt, thut er uns Gewalt, das zeugen wir vor unserm Gott, und wollen Herzog Hans, unserm ungnädigen Herrn vor dem ernsten und gestrengen Gerichte Gottes antworten. Denn ein jeder mag das wohl merken: hätte er aufrichtige Schuld und Klage gegen uns erheben können,

Im Jahrhundert der Reformation wurden die Schlesier wie sich von ihrer lebhaften Empfänglichkeit erwarten ließ, i der Mehrzahl eifrig für die neue Lehre. Sie waren durch stär kere Bande an die alte Kirche gebunden, als die meisten ande Stämme, denn ihre Ahnen waren zum Theil durch die Kirch in das Land gerufen worden; demungeachtet löste sich fast da ganze Land mit großer Behendigkeit von Rom und stand mann haft mit Gut und Leben für seine Ueberzeugung ein. Un schwer wurde diese Festigkeit geprüft; denn die Oberhoheit üb die Landschaft war aus polnischer und böhmischer Hand in d des österreichischen Hauses gekommen. Von allen Ländern d habsburgischen Hausmacht aber ist Schlesien das einzige, we ches der eisernen Faust der Reaction den neuen Glauben nic geopfert und bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein verzwe felten Widerstand geleistet hat. Es waren zwei freudenlee

---

er hätte uns in einem finstern Winkel so jämmerlich nicht verdammen lasse denn so wir ans Licht gekommen wären und vor Leute, würde seine gro ungestüme Gewalt offenbar worden sein. Da es denn Gott der Allmäc tige um unsrer Sünde willen über uns also verhänget, wollen wir es g duldig leiden und auf uns nehmen, und seine Barmherzigkeit bitten w um ein seliges Ende. Amen. Geschrieben in großem Jammer und Not auch Betrübniß."

„Merkt, ihr frommen Leute und wisset, daß uns der Durst me würgt, denn der Hunger." — —

„In dieser Noth und Pein habe ich, Hans Keppel, dies geschriebe und habe Dinte gemacht von dem Schwarzen am Lichte, das oben v brannt war. Wie es Gott weiter machen will, steht bei seiner Gnade u Barmherzigkeit. Aber geben sie uns nicht mehr Speise und Trank, so w es mit uns nicht mehr lange währen. Gott helfe uns und stehe uns b Amen. Hactenus Keppel." — —

Zwei von ihnen starben noch an dem Tage, an dem Keppel dies schrieben, darnach er und die übrigen zusammen. Das Tagebuch ist genauesten abgedruckt von Stenzel, Scriptt. Rer. Siles. IV.

Jahrhunderte. Der dreißigjährige Krieg legte das Land wüst und öde; was von Menschen den Brutalitäten der Soldaten, den Seuchen und dem Hunger entrann, war schwerlich ein Drittheil der frühern Bevölkerung. Grade aber in dieser Zeit, wo ganz Deutschland ein großes Leichenfeld war, auf welchem nicht einmal mehr der laute Schrei des Schmerzes gehört wurde, da trat das schlesische Naturel auf dem einzigen Gebiet, wo noch freie Thätigkeit möglich war, als Vertreter Deutschlands für die übrigen Stämme ein. Noch während die Schlesier mit den kaiserlichen Soldaten Hiebe wechselten und als Ueberwundene den kaiserlichen Commissarien heimlich die Faust ballten, hatten sie Lust an Versen und Gesang, sie fanden die Schäferinnen Daphne und Chloe anbetungswürdig, und unter den Scherben der Becher, welche ihnen die Wallensteiner zerschlagen, und in den geschwärzten Mauern ihrer Häuser, welche die Schweden ausgesengt hatten, riefen sie kräftig nach Hebe und Ganymed und ersuchten diese Falerner in goldenen Bechern herbeizuschaffen. Schon die feine, gewählte und saubere Sprache des charakterlosen Opitz erfreut unter dem unbehilflichen Geschrei der Gewaltigen, aber wahrhaft herzerquickend ist das kurze launige Lächeln Logau's in den Jahren, welche sonst nichts zeigen als wüthende oder gramgefurchte Gesichter. Mit Opitz, Logau, Gryphius und Günther beeiferte sich das ganze gebildete Schlesien, zierlich zu empfinden und heroische Verse zu machen. Was sie sangen, hat für unsern Geschmack nur wenig Reiz; aber daß sie überhaupt die Kraft hatten in dieser Zeit den idealen Empfindungen der Deutschen Ausdruck zu geben, das wird man ihnen immer danken müssen. Denn es war damals wol etwas Großes, der plumpen und fürchterlichen Gemeinheit gegenüber, welche auf dem deutschen Leben lag, zu zeigen, daß es noch Schönes auf der Erde gab, geistige und edlere Genüsse als das wüste Zechen und den Verkehr mit entwürdigten Weibern, und daß hinter dem grauen und farblosen Himmel, welcher das

Land bedeckte, noch eine andere Welt zu finden war voll glänzender Farben, großer und schöner Empfindungen.

Während aber den andern deutschen Stämmen der Gesang der schlesischen Schwäne und Nachtigallen imponirte und der Ruhm schlesischer Poeten hoch stieg, war doch die irdisch Lage dieses deutschen Stammes in der That eine sehr traurige In einer unausgesetzten hundertjährigen Verfolgung und Bedrückung seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges zog sich di Lebenskraft der schlesischen Colonisten in immer kleinere Kreis zusammen, und zuletzt schien das deutsche Leben des Oberlande demselben Schicksal verfallen, welches damals, bevor die Deutschen in das Land kamen, das slavische gebrochen hatte: tödlicher Abspannung, einer Zukunft ohne Hoffnung. Die Schlesier wurden nicht durchweg Kopfhänger, sie suchten eifrig jed Gelegenheit ihre Laune zu erweisen, aber es war eine kümmerliche Lustigkeit bei Essen und Trinken. Da, als die Noth seh hoch gestiegen war, schlugen von der alten Landesgrenze, vo Müncheberg her, preußische Trommeln Alarm, und die Trompete der Ziethen'schen Husaren schmetterte auf denselben Straßen, auf denen fünfhundert Jahre vorher das erste Lied de deutschen Einwanderer mit den guten Worten erklungen war „In Gottes Namen fahren wir."

Erst diese letzte Eroberung vollendete die Germanisirun des Landes, erst seit der Zeit erhielten die Schlesier da Selbstgefühl, eine eigene Landsmannschaft Deutschlands zu sei im unauflöslichen Verbande mit ihren Bruderstämmen. Wa die slavischen Piasten des dreizehnten Jahrhunderts begannen beendeten die deutschen Hohenzollern des achtzehnten Jahrhunderts.

6.

Besiedelung des Ostens.

Aus den Grenzkriegen im Ordensland Preußen.

In etwa drei Jahrhunderten entsteht, herrscht und vergeht eine der größten politischen Genossenschaften. Ihr Leben ist reich an fremdartigen Bildern, an stolzen Erfolgen und tiefen Niederlagen, an Schöpfungen, welche sie selbst überdauert haben.

In dem Leben des Ordens stehen Berechtigung und Schuld, seine Thaten und die Vergeltung, welche ihm das Schicksal zutheilt, in so wohlgewogenem und für uns Menschen verständlichem Verhältniß, wie bei wenig politischen Gebilden. Der Orden schuf egoistisch für seine Zwecke wie der einzelne Mann, und er wirkte doch wieder in mehrhundertjähriger Dauer und in übermenschlicher Größe durch viele tausend Einzelleben, die er sich dienstbar gemacht.

Aber sein geschichtliches Leben ist doch grundverschieden von dem eines Volkes und von dem eines starken Mannes. Ein Culturvolk arbeitet mit einer großen Zahl von leitenden Ideen, welche ihm Gedanken, Begeisterung, Willenskraft geben, es ist zeitweise schwach und stark, krank und gesund unter Kampf und Herrschaft seiner wechselnden Ideale. Vielleicht kommt auch ihm die Zeit, wo der Schutt abgelebter Ideen sich in seinem Leben so übermächtig anhäuft, daß es daran zu Grunde geht; dann dauern die Individuen desselben und tragen die besondere

Bildung, die sie durch ihr Volksthum erhielten, auf ein anderes Volk über, um dieses zu verstärken, weil sie ihm die Einseitigkeit seiner Natur mindern. Das geschah den Babyloniern, den Griechen, Juden, Römern, Arabern. Darum ist jedes vergangene Culturvolk den späteren ehrwürdig und vertraulich.

Auch der einzelne Mann lebt und schafft so, daß ihm sein Verständniß der Welt fortgebildet wird, und daß sein Wille durch Wechsel seiner Erkenntniß und durch Liebe und Haß in jeder Stunde unabläßig regulirt wird. Auch ihm wird zuletzt Einsicht und Gemüth beschränkt durch die Folgen früheren Thuns, die sich auf seinem Haupte sammeln, seine Freiheit ein Neuer zu werden hört auf, er verfällt endlich der Summa dessen, was er geworden ist und was er gethan hat. Ihm ist der Tod der letzte Erfolg seines Lebens und die letzte Gunst des Schicksals. Und nach seinem Tode betrachten ihn auch spätere Gegner seiner Lebensarbeit mit Theilnahme, er war ein Mensch wie sie, und für menschliche Größe und Tüchtigkeit hat jede Folgezeit eine sympathische Empfindung.

Weit unfreier und einseitiger arbeitet eine Genossenschaft, sie wird durch eine einzige Idee getragen, und sie kann nur bestehen, so lange ihre Zwecke nicht in Widerspruch gerathen mit stärkeren ethischen Forderungen der Völker. Sie kann ihr Princip nicht wandeln, sie vermag nicht zu lernen und nicht sich zu verjüngen. Und wie Begeisterung und Fanatismus, welche eine solche Idee vielen Menschenleben mitzutheilen weiß, mächtiger und furchtbarer sind als Kraft und Dauer eines einzelnen Lebens, so ist ihre Herrschaft auch von einer fürchterlichen Starrheit und Beschränktheit, und ihr Fall tief, ruhmlos und kläglich, denn sie vergeht durch ihre Schwäche in Verkümmerung unter Gleichgiltigkeit, Widerspruch, Haß, Verachtung der Menschen. Das geschah der Kirche des Mittelalters, dem römische Reich deutscher Nation, dem Innungswesen, der Hansa, dem deutschen Orden. Was diese Institutionen wollten, wurde

durch die Zeit als beschränkt und unwahr widerlegt, was sie für Segen hielten, das ward vielleicht den Enkeln zum Fluch, was ihnen heilig erschien, das erklärten Spätere für ein Werk des Teufels. Und die menschliche Theilnahme, welche den gestorbenen Helden zu gute kommt, und die Ehrfurcht, womit wir ein untergegangenes Volk betrachten, bewahren wir schwer für Ideen, welche uns nichtig geworden sind.

Aber ein guter Trost bleibt bei solcher geschichtlichen Betrachtung. Was je Menschen erwärmt und auf Dauer thatkräftig gespannt hat, das hinterläßt, wenn es vergeht, ein Geschaffenes, das irgendwo, ungeahnt, ganz ohne Wunsch und Willen des Erzeugers sein neues Dasein kund giebt. Die Kreuzzüge eroberten nicht den Orient, aber sie wurden den Völkern Beginn eines selbständigen nationalen Lebens. Die Kirche des Mittelalters hinterließ den deutschen Protestantismus, die freie Wissenschaft und jedem Einzelnen die Pflicht seinen Gott zu suchen; der deutsche Staat des Mittelalters wurde Vorstufe für eine höhere politische Bildung, die grade jetzt die volle Kraft der Deutschen in Anspruch nimmt; durch die Zunftgenossen und Hansen erblühte die deutsche Städtekraft; der deutsche Orden vermachte ein großes Culturland, kräftige Bürgerschaften und deutsche Grundbesitzer dem modernen Staat.

Das Heer der Kreuzfahrer lag im Jahr 1190 an dem Berge Turon vor Accon. Da fühlten Kaufleute aus Bremen und Lübeck Erbarmen mit den Kranken, sie nahmen die Segel aus den Koggen, ihren Seeschiffen, und errichteten daraus auf dem Nicolaikirchhof zwischen dem Heer und dem Fluß Bellus eine Lufthütte, dort pflegten sie die Kranken mit treuer Sorgfalt. Sie statteten das Hospital mit Betten, Zubehör und Geld aus und stellten es unter den Schutz der Jungfrau Maria*).

*) Doch wohl in Erinnerung an ein früheres deutsches Hospital in Jerusalem, unter Leitung der Johanniter, das im Jahr 1187, als

Und der Hauptmann der Bürger Siebrand erwarb für die Stiftung vom König Guido von Jerusalem Anrecht auf ein Haus des Königs oder eine Straße in Accon und auf vier Morgen Landes in der Stadtflur, sobald die Stadt erobert wäre. Als Siebrand mit den Hansen in die Heimath zurückkehrte, legte er die Stiftung in die Hand des Caplan Konrad und des Kämmerer Burkhard, welche mit Friedrich von Schwaben, dem Sohne Kaiser Friedrich Rothbarts, im October 1190 vor Accon angekommen waren. Burkhard und Konrad verwalteten die deutsche Stiftung nach der Regel der Johanniter, verlegten sie nach Eroberung der Stadt Accon auf erworbenen Stadtgrund, erbauten eine Kirche und Wohnungen und warben durch die Hohenstaufen beim Papst um die Rechte einer geistlichen Genossenschaft für die Brüder des Marienhospitals deutscher Nation. Die Brüderschaft erhielt vom Papst Cölestin III. im J. 1196 einen Stiftungsbrief mit den Privilegien einer geistlichen Körperschaft, im J. 1199 wurde ihr vom Papst Innocenz III. bestätigt, daß sie einen Orden bilden sollte, der die Ritterregel von den Templern, die Hospitalregel von den Johannitern nähme.

So entstand der Orden, welcher unter allen ritterlichen Brüderschaften die größte Bedeutung gewinnen sollte, aus einer deutschen Bürgerstiftung. Und für seine ganze Geschichte sollte der Zusammenhang mit dem Bürgerthum entscheidend werden. Daß er Städtegründer, Schützer und Theilnehmer an dem Großhandel der Nordmeere wurde, das gab ihm die beste Kraft; als die Ordensinteressen und die der Städte sich feindlich schieden, verging er.

Saladin die Stadt eroberte, untergegangen war. Vergl. Scriptt. rer. Pruss. I, 26. — Die folgende Darstellung ist dieser musterhaften Ausgabe der preußischen Chronisten durch Th. Hirsch, M. Töppen und E. Strehlke zu Dank verpflichtet.

Die Dienſtleute St. Mariens vom deutſchen Hauſe, wie ſie in ihrer älteſten Regel genannt werden, ſind begebene Menſchen unſeres Herrn Chriſtus, ſie ſind ausgenommen von jedem weltlichen Gericht, ihnen iſt geboten Keuſchheit, Verzicht auf eigenen Willen und Verzicht auf eigenen Beſitz. Nur der Orden darf beſitzen Land und Gebäude, Renten, Weib und Mann. Zum Andenken daran, daß der Orden eher Spital hatte als Ritterſchaft, ſoll er in ſeinem oberſten Hauſe, oder wo ſonſt der Meiſter mit dem Capitel beſchließt, ein Hoſpital halten für alle Zeit.

Wer in das Hoſpital aufgenommen wird, ſoll zuerſt beichten, wenn er die Kraft hat, ſeine Habe ſoll der Bruder des Hoſpitals verzeichnen. Die Siechen ſollen alle Tage ihre Krankenkoſt bekommen, bevor die Brüder eſſen, der Orden ſoll ihnen nach Vermögen Aerzte halten und ein Nachtlicht darf ihnen nie fehlen. Man ſoll ihnen in Demuth und Treue dienen. — Um die großen Koſten des Hoſpitals zu decken, darf man mit Erlaubniß des Meiſters Almoſenbitter in das Land ſenden, Leute von geiſtlichem Leben, erfahren und mäßig.

Der Orden beſteht aus Geiſtlichen und Laien, beide ſollen fromm ihren Gottesdienſt halten, ſiebenmal im Jahre das Abendmahl nehmen. Wenn ein Bruder ſtirbt, ſoll man ſeine beſten Kleider und des Bruders Speiſe und Trank 40 Tage einem Armen geben.

Die Brüder ſollen Hemden, Niederkleid und Beinſtrümpfe, Leilach und Bettgewand von Leinwand tragen, Pelz, Kürſe (Pelzrock) und Bettdecke ſollen nur von Schaf- oder Gaisfell ſein, aber Gaisfell ſoll nur erhalten, wer es verlangt. Die Ritterbrüder ſollen weiße Mäntel tragen, ſonſt in Kleidern von den übrigen Laienbrüdern nicht unterſchieden ſein; alle Brüder aber tragen an Mantel, Kappe (Kutte mit Aermeln) und Wappenrock ein ſchwarzes Kreuz. Wer neues Gewand erhält, ſoll das alte zurückgeben für die Knechte und Armen. Alle ſollen ihr Haar

kurz geschoren tragen und mäßige Bärte, die Brüderpfaffen nicht zu kleine Platte.

Bei Tische sprechen die Pfaffen den Segen und die Laien ein Pater noster und Ave Maria. Drei Tage in der Woche dürfen sie Fleisch essen, drei Tage Molken und Eier, am Freitag Fastenspeise, bei Schwachen und Kranken darf man die Kost bessern. In ihrem Haus essen die Brüder zwei und zwei mit einander, nur Mus und Trank hat jeder allein. In allen Häusern, wo ein Convent der Brüder ist, nämlich nach der Zahl der Apostel zwölf Brüder und ein Comthur, soll man die Lection bei Tische halten und alle Essenden schweigen. Sonst soll man bei Tische wenig reden, wenn nicht der Oberste Gäste zu Gefallen Erlaubniß giebt. Angebrochenes Brot soll man nach Tische als Almosen geben. Außerdem den zehnten Theil alles Brotes, das in dem Ofen des Hauses gebacken wird. An bestimmten Tagen sollen die Brüder fasten, an jedem Fasttag haben die Brüder eine Abendcollation, diesen Trunk sollen sie thun zwischen Vesper und Complet (dem letzten Gottesdienst) und dabei von ehrsamen Dingen leise sprechen. Alle Brüder sollen in einem Raume schlafen, begürtet mit Hemd, Niederkleid und Hosen, jeder in besonderem Bett, ausgenommen die im Dienst des Ordens anderswo schlafen. In der gemeinsamen Schlafstelle soll jede Nacht Licht brennen. Wenn das Complet gesprochen ist, dann sollen die Brüder schweigen, bis die Prim des nächsten Tages gesungen ist, außer in Nothfällen.

Kein Bruder darf ein Siegel haben, keiner Briefe absenden oder lesen ohne Erlaubniß des Oberen, der Vorlesung fordern darf. Die Brüder dürfen tauschen oder verschenken, was sie von Holz für sich gemacht haben*). Kein Bruder im Haus darf ein Schloß an Truhe und Schrein legen.

Rosse, Waffen, Knechte und was dem Bruder zum Streit

*) Es sind wohl Armbrüste, Speere und Pfeile gemeint.

nöthig und erlaubt ist, soll er nach Landesgewohnheit führen (nicht selbst besitzen). Aber nicht Silber, Gold und weltliche Farben an Schild, Sattel, Zaum. Sattel, Schaft und Schild sollen keine Ueberdecke haben. Rosse oder Waffen, die einem Bruder verliehen sind, darf der Obere ohne Widerspruch anderen geben; niemand soll bestimmte Waffen und Rosse fordern, hat er Einwand gegen die zugetheilte Rüstung, so soll er ihn demüthig kund geben. — Jagd mit Hunden und Federspiel sollen die Brüder nicht üben. Wo Jäger nützlich sind, darf der Orden sie halten und die Brüder dürfen sie zum Schutz geleiten, nur wilde Thiere dürfen sie töten ohne Jagdhunde, und Vögel schießen zur Uebung.

Die Brüder sollen einträchtig leben in Sanftmuth, von niemandem Uebles raunen, nicht von vergangenen Thaten, nicht afterreden, nicht lügen, fluchen, schelten, streiten, prahlen, nicht schlagen und nicht drohen. Hat ein Bruder den andern erzürnt, soll er ihn um Verzeihung bitten, bevor die Sonne untergeht.

Bei allen Geschäften, welche die Ordensgemeinde angehen, bei Einsetzung und Absetzung, bei Landverkauf, bei Aufnahme von Brüdern soll der Meister alle gegenwärtigen Brüder versammeln, dem besseren Rath der Brüder sollen Meister oder Obere folgen, aber sie selbst sollen entscheiden, welcher der bessere Rath sei.

Brüder auf der Wegefahrt sollen gutes Beispiel geben. Herbergen von bösem Leumund sollen sie meiden. Zu Hochzeiten, Rittergesellschaften und weltlichen Spielen sollen die Brüder selten gehen, wo man Argwohn haben kann, sollen sie das Gespräch mit Frauen, zumeist mit jungen meiden; Frauen dürfen sie nicht küssen, auch nicht ihre eigene Mutter und Schwester. Gebannte Leute sollen sie meiden, und Gevatter sollen sie nur stehen, wenn das Kind in Todesgefahr ist.

Keinen Knaben soll man vor dem vierzehnten Jahre beim Orden annehmen. Kein Weib soll man zur Gesellschaft in den

Orden nehmen, denn oft geſchieht es, daß männliche Kraft durch Heimlichkeit des Weibes ſchädlich erweicht wird. Doch zum Krankendienſt und beim Vieh darf man Frauen als Halbſchweſtern annehmen, ſie aber ſollen getrennt von der Wohnung der Brüder hauſen.

Auch weltliche Leute darf man in die Heimlichkeit des Ordens aufnehmen, verheirathete und ledige, ſie ſollen ehrſam leben, ſie tragen geiſtliches Gewand mit dem halben Kreuz. Nach ihrem Tode fällt das Gut der Verheiratheten zur Hälfte an das Haus, die andere Hälfte nach dem Tod des Ueberlebenden; was ſie nach ihrer Aufnahme gewinnen, fällt ganz an das Haus.

Wer um des guten Werkes willen (in caritate) oder um Sold im Hauſe des Ordens dient, der ſoll, wenn er Knecht iſt, von keinem Bruder geſchlagen werden, nur die Aemter haben das Recht ihre Unterthanen zu züchtigen. Dem rittermäßigen Mann, welcher den Brüdern ſich zum Waffenwerk anſchließt, werden nach ſeinem Tode von jedem gegenwärtigen Bruder dreißig Pater noſter gebetet, und ſieben Tage lang wird die Koſt eines Bruders um ſeiner Seele willen den Armen gegeben.

Der Meiſter ſoll ein Stab ſein der Schwachen und ein Züchtiger der Ungehorſamen, deßhalb ſoll er Stab und Gerte in ſeiner Hand führen. Er hat Gewalt von allen dieſen Geſetzen zu dispenſiren, nur nicht von Keuſchheit, Armuth und Gehorſam.

Das waren die älteſten Regeln des deutſchen Hauſes, ein ehernes Band, das die Selbſtwilligkeit brach und den Einzelnen dem Orden als Werkzeug untergab. Dieſe alte Regel wurde durch ſpätere „Geſetze", d. h. Beſtimmungen, welche ſich die Brüder ſelbſt geſetzt, und durch Gewohnheiten vermehrt und modificirt, in dem Ordensſtatut das Neue an das Alte gehängt. Aber man ſuchte in jener Zeit nicht Syſtem und Conſequenz des geſchriebenen Statuts, das ehrwürdige Alte blieb in der

Formeln beſtehen, auch wenn es dem Zuſatz ſich nicht recht fügen wollte. Aus dieſen älteſten Zuſätzen nur Folgendes.

Kein Bruder ſoll aus Bequemlichkeit oder zum Scherz barfuß gehen, keiner ſoll mit dem andern auf einem Pferde reiten außer in Noth. Der ungelehrte Bruder ſoll in dem Orden ohne Erlaubniß nicht lernen, die vorher gelehrt waren, mögen das wohl fortſetzen, wenn ſie wollen; kein Laienbruder ſoll Pfaffe werden und kein Pfaffe zur hohen Schule fahren ohne des Meiſters Erlaubniß. Drei Tiſche ſollen im Convent ſein, der Meiſter und alle geſunden Brüder ſitzen an der Conventstafel, alle erhalten gleiche Speiſe, der Meiſter aber vierfache Portionen, damit er den Brüdern ſende, welche in Buße ſitzen. Nach der Conventstafel eſſen die dienenden Brüder am zweiten Tiſch, die Knechte, welche auf Arbeit waren, am dritten Tiſch. Außerdem giebt es eine Tafel von Krankenkoſt, die Firmarientafel. Bedarf der Meiſter aber beſſerer Speiſe, ſo mag er an der Krankentafel eſſen, oder allein. Jeden Freitag, außer an Feſttagen des Ordens, ſoll jeder Bruder ſeine Juſte — die üblichen Ruthen- oder Geißelhiebe der Mönchsorden — erhalten.

Wer Jahrbuße thut, der ſoll ein Jahr in einem Sklavenmantel gehen, ſoll dienen mit einer Kappe ohne Kreuz, mit den Knechten eſſen und auf der Erde ſitzen, drei Tage in der Woche mit Waſſer und Brot faſten, davon können ihm zwei aus Gnade erlaſſen werden. Jeden Sonntag ſoll er von dem Prieſter in der Kirche vor dem Volk ſeine Ruthenhiebe empfangen. War das Aergerniß, das er weltlichen Leuten gab, nicht ſo groß, ſo ſoll er die Streiche nur vor dem Capitel erhalten. Die ſchwerſte Schuld des Bruders iſt, wenn er durch Simonie oder mit Lüge in den Orden kommt, wenn er einen andern um Beſtechung aufnimmt, wenn er verſchweigt was ihn an der Brüderſchaft hindert, wenn er feige fahnenflüchtig wird, wenn er von den Chriſten zu den Heiden fährt ohne ſeinen Glauben aufzugeben, wenn er geheime Sünde thut.

Wer als Bruder in den Orden aufgenommen wird, de
ſoll vorher von einem Bruder in dem Ceremoniel unterrichte
werden, wird er eingeführt, ſo ſoll er niederknien vor dem Meiſte
oder dem Capitel und ſoll um Aufnahme bitten um ſeiner See
willen. Dann ſoll der Meiſter antworten: „Die Brüder habe
eure Bitte erhört für den Fall, daß ihr nicht Dinge an eu
habt, die ich euch fragen werde. Das erſte iſt, ob ihr euch nic
in einen andern Orden verlobt hat, oder ob ihr einem Weib
durch Gelübde gebunden ſeid, oder ob ihr eigen ſeid einem Herr
oder ob ihr eine Schuld auf euch habt, die den Orden beſchwere
könnte, oder ob ihr geheime Krankheit habt, und wäre eins dieſ
Dinge an euch, und ihr ſaget uns das nicht, und wir erfahr
es ſpäter, ſo könnt ihr unſer Bruder nicht ſein und habt d
Orden verloren. Sprechen ſie aber, daß ſie dieſer Dinge nic
ſchuldig ſind, ſo ſoll ihnen der Meiſter das vorlegen, wodur
er ſie an den Orden bindet. Das erſte iſt, daß ſie den Siech
zu dienen geloben, dann das heilige Land zu beſchirmen u
andere Lande, die dazu gehören; das dritte iſt, ob ſie einen B
ruf verſtehen, den ſollen ſie dem Meiſter angeben und ihn üb
nach ſeinem Willen; dann ſollen ſie geloben zu hehlen des C
pitels Rath und des Meiſters heimliche That; dann nicht a
dem Orden zu treten ohne Erlaubniß in ein anderes Leben, u
endlich zu halten die Regel und die Gewohnheit des Ordens
Darauf erfolgt die Aufnahme mit Probezeit (Probacie), wei
ſie dieſe begehren, und die kirchliche Einweihung. Der Ord
aber gelobt den Brüdern, die er aufnimmt, Waſſer, Brot u
alte Kleider.

Jedermann, der als Bruder in den Orden aufgenomm
wird, ſoll gefragt werden, ob er das Credo und das Pater noſ
kann. Kann er es nicht, ſo ſoll er es bei den Prieſtern heiml
lernen in dem erſten Halbjahr. Thut er das nicht und verſäu
es aus eitlem Sinn, ſo ſoll er dafür drei Tage büßen, und le
er es nicht auswendig im zweiten Halbjahr, ſo hat er d

Orden verloren, wenn nicht der Meister und die Brüder Gnade üben.

Wer den Orden zweimal verlassen hat und zum zweiten Mal wieder kommt, der soll nicht aufgenommen werden außer wenn er Jahrbuße thut. Geht ein Bruder in einen andern Orden über, so soll er sein Amt abgeben und seine Rüstung und soll sich melden, wenn der Meister in dem Capitel spricht: „Hat jemand in dem Orden zu bedenken seiner Seele Heil, der nehme Urlaub". Kommt er aber wieder, so soll er in dem Capitel sprechen: „Brüder, ich bin wieder gekommen mit meinem Willen".

Wenn ein Meister stirbt, so soll sein Stellvertreter den Comthuren von Deutschland, Preußen, Livland einen Wahltag entbieten. Auch soll man besenden die Comthure von Apulien und den anderen Landen, daß sie kommen, wenn die Zeit das erlaubt; jeder von ihnen soll erscheinen und mit sich den besten seiner Brüder bringen; sind die Zugereisten und die Brüder in dem Capitel gesammelt, so soll der, der an Meisters Statt ist, einen Ritterbruder zum Wahlcomthur ernennen, und der Wahlcomthur soll einen zweiten Bruder wählen nach seinem Gewissen, die zwei den dritten, die drei den vierten und so fort bis zu dreizehn, einer soll ein Priester sein, acht Ritterbrüder und vier andere Brüder, wo möglich jeder von einem anderen Lande, nicht die Mehrzahl von einem, die Minderzahl von einem zweiten. Die dreizehn sollen lautere Wahl beschwören und keinen wählen, der nicht ein ehelich Kind ist oder der wegen Unkeuschheit oder Dieberei Jahrbuße gethan hat. Bei der Wahl soll der Wahlcomthur zuerst den Namen nennen, der ihm der beste dünkt, dann soll er jedem befehlen, daß er mit lauterem Herzen sage, wen er zum Meister wolle; ist die Mehrzahl auf einen gefallen, so ist die Wahl vollendet und gültig, dann sollen sie es dem Convent verkünden, die Pfaffenbrüder sollen das festliche Te deum anheben und die Glocken läuten, und der an des Meisters Statt

war, soll dem Erwählten vor dem Altar das Amt des Meisters überantworten mit Fingerring und Insiegel und ihn an die Pflicht seines Amtes mahnen, damit er am jüngsten Tage vor Gott bestehen möge. Dann soll der Meister den Bruder Priester küssen und den, der ihm Ring und Insiegel übergeben hat.

Unter dieser Regel hat die Genossenschaft der Dienstleute von St. Marien Völker bezwungen, Könige besiegt, über große Länder geherrscht; ihre Geschichte ist eng verwachsen mit vielen großen Erinnerungen unseres Vaterlandes. Und doch ist ihre Verfassung oft mißverstanden worden, auch in neuer Zeit*).

Selbstverständlich war der deutsche Orden während seiner ganzen politischen Größe bis zu seinem Verfall im funfzehnten Jahrhundert kein adlicher Orden. Aber er war auch keine Bruderschaft, welche nur rittermäßige Leute in sich aufnahm oder nur aus solchen bestand, denen der Hochmeister den Rittergurt verliehen hatte. Die Regel macht zwar freie Geburt zur Bedingung der Aufnahme, aber schon der Meister Hermann von Salza, von dem die Größe des Ordens beginnt, ist wahrscheinlich ein Ministeriale.

Die ersten Meister des Ordens, ein Walpot und Otto von Carpen, waren, wie die Hansen behaupteten, Bürger aus Bremen, dann gewiß Geschlechter; der dritte, Hermann, mit dem Beinamen Bart, scheint auch diese Eigenschaft nicht gehabt zu haben, denn durch eine Bulle Papst Honorius III. von 1216 wurde bestimmt, daß der Meister des Ordens ein rittermäßiger Mann sein sollte, offenbar, damit er den Ritterschlag ertheilen könne. Der Hochmeister soll ferner von ehelicher Geburt sein, da-

*) So ist in den ehrenwerthen Werken von de Wal und noch mehr bei J. Voigt und Späteren die Darstellung der Ordensverfassung häufig dadurch gestört, daß man die modernen Vorstellungen von deutschem Adel in Zustände des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts hineingetragen hat.

mit die unehelichen Kinder der Fürsten oder gar des Großmeisters selbst nicht das Wahlreich zu einem Familienbesitz machen.

Aber der Orden stand doch völlig unter Herrschaft der Anschauungen von Ehre des Ritterschildes. Er war nicht nur auf die gute Meinung der Städter, auch auf die warme Theilnahme der Edlen und ihrer Ritter angewiesen, und konnte sich nur durch unabläſſige Betheiligung des kriegeriſchen Theils der Deutſchen erhalten. Da iſt lehrreich, wie die Verfaſſung des Ordens Ritterthum und Anſprüche der Bürger zu verſöhnen ſucht.

Höchſter Repräſentant und Gebietiger der Bruderſchaft war der Meiſter. Bei jedem wichtigen Beſchluß war er verpflichtet, den Rath ſeiner Umgebung einzuholen*).

Unter ihm ſtanden die Aemter der Centralverwaltung. Zuerſt der Großcomthur als höchſter Verwaltungsbeamter, dann der Marſchalk, das vorzugsweiſe ritterliche Amt des Ordens, er ging im Felde dem Großcomthur vor, im Hauſe dieſer; auch in dem Orden war es ſchwer zwiſchen dem Miniſter des Innern und dem Kriegsminiſter, deren Competenzen ſich oft kreuzten, Eintracht zu erhalten. Ferner der Spittler, Aufſeher über die Krankenpflege; der Trappirer, der die ganze Draperie des Ordens unter ſich hatte: Waffenröcke, Hauben, Handſchuhe und Gürtel, Kleider, Bettgewand u. ſ. w.; dann der Triſorer (Treßler), Aufſeher des geheimen Schatzes. — Endlich der Kleincomthur, ſpäter Hauscomthur, als Stellvertreter des Großcomthurs.

Nach der Occupation Preußens wurden die Ordensſchäffer

*) Man unterſchied ſpäter zwiſchen örtlichen, Provincial- und großen Capiteln. Der wichtige Unterſchied zwiſchen Convent — zwölf Brüder und der Obere —, den verſchiedenen Capiteln und einem Rath der Brüder, welchen der Großmeiſter ſich wählt, iſt in §. 8 der Gewohnheiten deutlich feſtgeſetzt, für die Ordensgeſchichte der älteren Zeit bisher nicht genügend beachtet.

wichtig, die Großschäffer Handelsminister des Ordens. D
höchsten Gebietiger waren dort — ausgenommen Großcomth
und Treßler — zu gleicher Zeit mit der Verwaltung vom La
gebiet betraut, und weilten seitdem nicht mehr in der Umgebu
des Hochmeisters. Dadurch erhielten Nebenämter der Centr
verwaltung größere Wichtigkeit.

Außerdem war das gesammte Ordensgebiet in Landesco
thureien getheilt, in späterer Zeit wurden große Gebiete un
das Commando von Heermeister, Landmeister, Deutschmeis
gestellt, das Ordensgebiet in Balleien getheilt, die Befehlsha
der einzelnen Stationen des Ordens waren die Comthure,
kleineren Posten Vögte oder Pfleger.

Die geistlichen Brüder des Ordens bilden die kleine Mind
zahl, sie sind abgestuft in Priester (Presbyter) und Pfaffen; m
bedurfte ihrer, um von den Bischöfen und Mönchsorden un
hängig zu sein, aber man war bemüht sie im Orden nicht za
reich und mächtig werden zu lassen. Daher jene Beschränku
welche in der ersten Zeit dem Lernen der Ordensbrüder auf
legt wurde, der Orden wollte Krieger ziehen, nicht gemächli
Pfaffen. Die Ordensgeistlichen trugen das Kreuz auf
schlossenem Priesterrock, der bei den Presbytern wahrscheinl
schon früh von weißer Farbe war. In Preußen wurde der Bed
an Ordensgeistlichen sogar oft durch Pfaffen ergänzt, die d
Orden nicht als Brüder verlobt sind. Auch die geistlichen Knab
welche Schüler hießen, gehörten nicht in die Bruderschaft.

Die Laienbrüder, der Kern des Ordens, sind Männer a
allen Ständen und jedem Beruf. Für alle Laienbrüder
Mönchsgelübde, Kost, Wohnung, Tagesleben, Theilnahme
dem Capitel und dem Princip nach auch das Conventrecht u
Wahlrecht gleich. Auch Kreuz und die Kleidung*) bis auf k

*) Die Regel schrieb für die Kleidung geistliche Farbe vor, diese sch
bei den Brüdern im dreizehnten Jahrhundert braun gewesen zu sein. —

Mantel. Unter ihnen sind die Ritter die Aristokratie. Doch Ritterschmuck ist ihnen versagt, nur der Rittergurt gestattet und als Auszeichnung ein weißer Mantel. Sie kämpfen in besonderer Schaar als schwere Reiterei mit Ritterwaffen und erhalten beim Feldzug eine größere Zahl Rosse als die übrigen Waffenbrüder. Wie der Hochmeister durften — wahrscheinlich seit der Absendung nach Preußen — alle Gebietiger, welche Ritter waren, den Ritterschlag ertheilen, z. B. der Landmeister, der Marschalk. Da es für besondere Ehre galt im Kampf gegen die Ungläubigen Ritterthum zu gewinnen, so wurde der Ritterschlag durch den Orden auch von Fremden als besondere Ehre begehrt. Wir wissen nicht, nach welchem Princip im Orden selbst während der Heldenkämpfe des 13. Jahrhunderts die Ritterwürde ertheilt wurde, unter den namhaften Brüdern sind nicht wenige mit bloßem Vornamen oder mit einem Beinamen überliefert, der ihre rittermäßige Abkunft zweifelhaft macht. Daß die Bürger, welche in ihrer Stadt den Ritterschild führten, von dem Ritterthum des Ordens nicht ausgeschlossen waren, beweist eine große Anzahl von städtischen Familiennamen bei Brüdern und Comthuren, und daß in den harten Kämpfen und in der Nothzeit des Ordens bis zum Jahre 1274 in Preußen noch weniger auf Herkunft gesehen wurde als in Deutschland selbst, ist begreiflich. Der Orden nahm auch Nichtdeutsche auf, z. B. Polen.

---

geistlichen Farben des frühen Mittelalters sind weiß, schwarz, grau, braun (violet) bis zum Purpur; unter den weltlichen Farben — alle Wappenfarben sind weltlich — gilt gelb für die heidnische. Gelbe Schleier erregen den Zorn der Volksprediger und werden von den fahrenden Schülern umgeschlungen, die aus dem Frau-Venusberg zu kommen behaupten. — Das schwarze Kreuz des Ordens besteht aus zwei Bandstreifen von etwa $^3/_4$ Ellen Länge und Fingerbreite rechtwinklig übereinander auf die linke Brustseite so genäht, daß die vier Schenkel gleich sind. — Dem Halbkreuz der weltlichen, oft verheiratheten Mitglieder, welche nicht das Gelübde abgelegt haben, und später als Halb-Brüder und Schwestern dem Orden affiliirt waren, fehlte — in der letzten Ordenszeit — der obere Schenkel, und es glich einem T.

Aber obwohl die Ritterbrüder den Kern der Heereskra bildeten, sie waren in der großen Mehrzahl wenig geeignet, d vielfachen Geschäfte des Ordensstaats zu besorgen; sie vermochte selten zu lesen und zu schreiben, Handelschaft war ihnen z wider, Schiffahrt keine Reiterkunst. Und der Orden hatte na seiner Verfassung und bei seiner Zerstreuung über weite Länd ein System der geschriebenen Berichte und Rechnungen nöthi welches mehr an modernes Beamtenthum erinnert, als irgen eine andere Landesorganisation jener Zeit. Deßhalb ware dem Orden technische und geschäftskundige Arbeiter aus de Städten unentbehrlich. Und diese Helfer konnte er nur dan zuverlässig machen, wenn er sie in den Orden aufnahm in unbe dingte Gewalt und Gehorsam.

Aber selbst für den Krieg reichte der rittermäßige Dienst nicht aus. Sowohl im Orient als in Wald und Haide Preußens war leichte Reiterei unentbehrlich*). Deßhalb hatte der Orden schon im Orient, wie die Templer und Johanniter, ein leichtes Reitercorps, die Turcopolen, aus Orientalen und heimischem Zulauf organisirt. In Preußen schloß er wenigstens einen Theil der Leichtbewaffneten in die Bruderschaft ein.

Deßhalb bildeten unter den nicht rittermäßigen Brüdern eine besondere Abtheilung die Sarjanten**), sie dienten zu Roß unter besonderem Hauptmann. Wir dürfen muthmaßen,

---

*) Wie unpraktisch die schwere Bewaffnung der Ritter für den Waldkrieg war, lehren unter andern die Verhandlungen vor dem unglücklichen Treffen des 13. Juli 1260 am Durbin.

**) Sarjant, romanisirte Form eines älteren deutschen Wortes sarwan (gebildet wie wigant) bedeutet jeden Krieger, der das Sar (sarwa, das Kettenhemd) ohne Ritterwaffen trägt, den bewaffneten Bürger, Fußsoldaten, zuweilen den Knappen, weil ihm Waffenrock u. s. w. fehlen. — Die Knappen der Ordensritter gehörten gar nicht zur Bruderschaft, sie hielten in der Schlacht unter Befehl eines Sarjantbruders hinter der Schaar ihrer Herren.

daß in Preußen viele derſelben Witunge waren, Söhne heimiſcher Grundherren, denen der Orden aus Politik oder weil ſie nicht von chriſtlichen Vorfahren waren, die Ritterwürde ungern ertheilte. Die Sarjanten trugen wie alle Brüder, welche Nichtritter waren, grauen Mantel mit dem Ordenskreuz.

Die Mehrzahl der übrigen Brüder beſtand aus Technikern, Handwerkern, ſämmtlich Mitgliedern der Conventstafel; endlich aus einer beſondern Klaſſe, den dienenden Brüdern, auch dieſe noch durch höhere Tafel vor den reiſigen Knechten ausgezeichnet. Ueber Zahl und Bedeutung dieſer nichtritterlichen Elemente im Orden bis zum Jahr 1400 wiſſen wir wenig. Aber wir dürfen ſchließen, daß die Kämpfe zwiſchen ritterlich und nichtritterlich, welche dieſe ganze Periode der deutſchen Geſchichte unerfreulich füllen, auch in den Ordensburgen nicht gefehlt haben. Denn ſorgfältig achten die Statuten des Ordens darauf, den Nichtrittern ſowohl Antheil an den Rechten zu ſichern, als ſie nicht übermächtig werden zu laſſen. Beim Heerzuge werden die Adjutantenpoſten für Hochmeiſter und Marſchalk gleichmäßig mit Rittern und Nichtrittern beſetzt, dann ſind die Ritter die Kompane, die Nichtritter die Schäffer (Schaffner) der Würdenträger; wenn der Hochmeiſter das Geheimniß des Ordensſchatzes jemandem anvertrauen will, ſo ſollen dieſe Vertrauten außer einigen der höchſten Würdenträger ein Prieſter und ein Nichtritter des Ordens ſein. Bei der entſcheidenden Wahl, der des Hochmeiſters, ſollen zu den 13 Mitgliedern des Wahlconventes 1 Prieſter, 8 Ritter, 4 andere Brüder ernannt werden.

Auch ein Theil der unteren Aemter, außer den techniſchen die ſpäteren der Schäffer und das Amt des Untermarſchalks und des Klein- oder Hauscomthurs wurden, wie es ſcheint, grundſätzlich an Nichtritter gegeben *).

*) Der Kleincomthur wird z. B. in den Gewohnheiten §. 4 getrennt von den übrigen Würdenträgern hinter dem Prieſter neben einem Bruder, der nicht Ritter iſt, aufgeführt.

In dieſer Weiſe gab die Bruderſchaft jedem brauch
baren Manne Gelegenheit zur Theilnahme und bewahrt
ſich doch einen vorwiegend ariſtokratiſchen Charakter. Dieſe Or
ganiſation, welche Ritter, Bürger und Bauer für die Zwecke de
Ordens zu verwenden wußte, ſcheint bis zum Verfall des Orden
unverändert beſtanden zu haben. Wenn aber auch der Orde
ſeinen Brüdern Wappen und Farben verbot, es war nicht z
verhindern, daß die veränderten Anſchauungen über Rittermäßig
keit, welche ſich im 14. Jahrhundert in Deutſchland ausbildete
eindrangen; wurde doch der Orden um dieſe Zeit die einzig
hohe Schule für ritterlichen Sport. Jeder Hochmeiſter und jed
Generation der Brüder folgte der Stimmung ihrer Zeit un
den Bedürfniſſen des Ordens. War der Zudrang deutſche
Ritter groß und fand der Hochmeiſter Freude darin, vornehme
Ritterhof zu halten, ſo beſchränkte man die Annahme der Nicht
ritter, ſoweit die großen Geſchäfte dies geſtatteten, oder ertheilt
ihnen im Orden ſeltener den Ritterſchlag. Vollends ſeit ſich di
Ritterbürtigen in Deutſchland zu erblichem Adelsſtand abſchloſſe
und geneigt waren die Balleien und Revenüen des Ordens al
ihr Privilegium zu betrachten, kam die Anſicht auf, daß di
Bruderſchaft und Conventstafel nur den Weißmänteln un
dem Adel gehören ſolle.

Aber im ganzen funfzehnten Jahrhundert war der Anſchlu
der anderen doch nicht durchzuſetzen. Schon deßhalb nicht, wei
die deutſchen Rittermäßigen nicht mehr nach Preußen ziehe
wollten, um dort die Gelübde auf ſich zu nehmen. So gro
war im J. 1406 der Mangel an ſchildbürtigen Ordensbrüder
daß der Hochmeiſter Konrad v. Jungingen zwei Ritter — e
war ein Hatzfeld und ein Rammingen — durch Deutſchlan
ſenden mußte, um Brüder für den Orden zu werben, es ſollte
aber nur ſolche von rittermäßigem Geſchlecht ſein. Dieſe B
ſchränkung hinderte nicht, daß die Graumäntel, die ohnedies fi
die Geſchäfte nicht zu entbehren waren, im Orden eine gro

Bedeutung behaupteten. Und zwar in Deutschland noch mehr als in Preußen. Denn im Jahr 1450 war unter den Wahlbedingungen, welche die Gebietiger dem zu wählenden Hochmeister vorlegten, auch die, daß man in Deutschland nur rittermäßige Leute, nicht Bürger und Bauern in den Orden nehmen solle. Und es war Grund zu solcher Beschwerde, denn unter dem Hochmeister Konrad von Erlingshausen berichtete ein Visitator, daß in einer der größten Balleien, der zu Coblenz, alle Aemter und der ganze Convent nur aus nichtadlichen Brüdern bestänben, daß der Comthur selbst ein Bürger aus Cöln sei, und daß die Graumäntel dort seit Jahren systematisch darauf gearbeitet hätten, die Weißmäntel gänzlich zu entfernen, bis dies gelungen sei zum großen Aerger der rittermäßigen Umgegend. — Endlich um 1500, als man gerade durchgesetzt hatte die Bürger fast ganz vom Orden auszuschließen, verging der Orden.

Erst unter dem vierten Meister, Hermann v. Salza, wuchs die Bruderschaft zu politischer Bedeutung. Der Meister, ein gewichtiger, ernster Mann, treu den Hohenstaufen und Kaiser Friedrich II. ergeben, gewandt in politischen Verhandlungen und in die großen Geschäfte des Reiches eng verflochten, wußte auch dem Papst zu gefallen. Ob das warme Interesse, welches Gregor IX. für den Orden zeigt, auf die ungewöhnliche Persönlichkeit des Meisters zurückgeführt werden darf, ja ob dem Meister überhaupt der Gedanke gehört, Landbesitz im heidnischen Preußen zu erwerben, wissen wir nicht, als treibender erscheint der Papst, der künftige Lehnsherr, und Hermann ist nur einmal nach Preußen gekommen und hat wichtige Verhandlungen, z. B. den Abschluß mit dem livländisen Schwertorden nicht selbst geführt. — Aber auch die Besiedelung Preußens durch den Orden erfolgte in sehr eigenthümlicher Weise, und diese Methode der Colonisation soll hier, wo nicht Geschichte erzählt werden darf, gezeigt werden.

Wir dürfen annehmen, daß der Orden in Europa einen

Landbesitz ersehnte, den er von keinem weltlichen Herrn zu Lehn trug. Um das Jahr 1222 hatten die Brüder versucht, sich in siebenbürgischen Burzenland festzusetzen, das ihnen König Andreas von Ungarn zögernd geschenkt, der Papst aus dem Verband mit Ungarn gelöst und für ein Lehn des heiligen Stuhl erklärt hatte. Fünf Burgen hatte der Orden gebaut, da wurde er durch den Widerstand der Ungarn und der niederdeutschen Bauern, die dort angesiedelt waren, vertrieben.

Seit dem Jahr 1226 liefen Unterhandlungen mit Herzog Konrad von Masovien, der an der Weichsel von seinen christlichen Nachbarn und den heidnischen Preußen bedrängt wurde. Im Jahr 1230 trat der Herzog eine Grenzlandschaft im Norden von Masovien an dem Ostufer der Weichsel, das verwüstete Kulmer Land an den Orden ab, und Papst und Kaiser verhießen dem Orden die Herrschaft über alles Land, das er den Preußen abnehmen würde.

Die Heiden, welche das Küstenland von der Weichsel bis zur Memel bewohnten, hatten früheren Versuchen sie zu bekehren hartnäckig widerstanden, sie saßen in kleine Völkerschaften getheilt, die ihre Landesgrenzen zum Theil durch Verhaue gegen einander abgeschlossen hatten, unter Häuptlingen, also oft entzweit und schwer zu gemeinsamer That zu stacheln. Aus den spärlichen Ueberresten ihrer Sprache und ihres Götterglauben schließen wir, daß sie ein Zweig des großen lithauischen Stammes waren, der in Sprache und Sitte viel Uraltes bis in die neue Zeit bewahrt hat und damals den slavischen Nachbarvölkern fremder gegenüber stand als jetzt; aber sehr vieles in dem Leben der Preußen stimmt auffallend zu den ältesten Zuständen der heidnischen Germanen: die Gastfreundschaft, die Zechlust, daß der Krieger im Hause an besonderer Bank speist, die heiligen Haine, die Opferung eines einzelnen bewaffneten Feindes, die Leichenverbrennung mit Sklaven, Hunden, Falken, auch die Pflicht der Frau den gestorbenen Gatten nicht zu über-

leben, endlich die Achtung vor fremdem Volksthum, selbst vor den Göttern der Feinde. Doch sie saßen friedlicher als die Germanen und ohne Eroberungslust zwischen Wald, Sumpf und See in ihren Lichtungen, und waren erst durch die Bekehrungsversuche der Fremden und durch frühere Einbrüche der Polen aufgeregt worden. Das Volk galt damals für menschenreich, es hauste in vielen Dörfern und umschanzten Burgen. Und es lebte auch nicht ganz ohne Verkehr mit den christlichen Völkern, die Ströme herauf kamen die Schiffe der Nordleute und Hansen, und Landwege führten Waaren und Reisende durch die lithauische Wildniß nach Nowgorod und in das Polenland*).

Aber nicht nur von Süden und Westen her wurden die Preußen schon vor Ankunft des Ordens durch die Polen und deutsche Colonisten des Bischofs von Kulm bedroht, auch weiter im Nordosten hatten sich die Küste entlang christliche Germanen angesiedelt, die Dänen und Hansen hatten unter dem Schutz kluger Bischöfe in Livland ihre Contore eröffnet; dort war auch ein ritterlicher Schwertorden vom Bischof von Riga gestiftet worden nach der Regel der Templer; er breitete deutsche Sprache und Herrschaft aus über Kuren, Letten und Esthen, von denen die schwarzröckigen Esthen ein finnischer Stamm, die weißen Letten und Kuren Mischvölker aus lithauischem und finnischem Blut waren. In Livland aber blieb der Bischof Landesherr und eifriger Städtegründer. Der Kampf der Deutschen gegen die Russen und Lithauer wurde erschwert durch die Entfernung der Küste von dem deutschen Mutterland und durch die Opposition der Schwertbrüder gegen den geistlichen Oberherrn.

---

*) Das Kulmer Land und die Löbau waren bereits polnisch, auch nicht das ganze Land zwischen Weichsel und Memel von Preußen bewohnt. Von den Völkern, welche Dusburg nennt, scheinen nur Pogesanen, Pomesanen, Warmier, Barten, Nattangen, Sambiten, Galindier Preußen gewesen zu sein, die Sudauen aber Jadzwinger, die Nadrauen und Schalauen Lithauer.

Die Brüder vom Marienhospital dachten im Jahr 123[illegible] nicht daran, das Land Preußen durch die Waffenmacht des Orden[illegible] zu unterwerfen — die Zahl der Brüder, welche fast in alle[illegible] Ländern des Mittelmeers zerstreut waren, reichte vielleicht nich[illegible] über das zweite Hundert. Sie hüteten sich auch, ihre gering[illegible] Kraft in das Wagniß zu werfen, ja sie hatten überhaupt kein[illegible] Waffenkraft zu verwenden. Denn die persönliche Anwesenheit vo[illegible] Ordensbrüdern war überall, wo der Orden Besitzungen hatt[illegible] durchaus nothwendig, und in jener glaubenskalten Zeit hatte ei[illegible] geistlicher Orden immer ungefähr so viel Mitglieder, als er i[illegible] seinen Häusern nicht unbehaglich zu ernähren vermochte. D[illegible] sagenhaft überlieferte Ausruf Hermanns von Salza, er wolle ei[illegible] Auge darum geben, wenn der Orden nur zehn Ritterbrüder i[illegible] Stegreif halten könne, entsprach ganz der Lage. In der Th[illegible] waren für Preußen nur sieben Brüder disponibel zu mache[illegible] Nicht sie hatten das Land zu erobern, sondern die Kreuzfahre[illegible] deren Strom der Papst dahin zu richten suchte; Brüder d[illegible] Ordens sollten zur Stelle sein, die Heere geleiten, die Rech[illegible] geltend machen und die Verwaltung des gewonnenen Land[illegible] übernehmen. Wuchs der Besitz, dann wuchs entsprechen[illegible] die Zahl der Brüder. Das war bewährte Praxis vom Orient he[illegible]

Der Orden hatte bereits im Jahr 1226 zwei Brüder zu Ko[illegible] rad v. Masovien gesandt, diese nisteten sich auf der Westseite d[illegible] Weichsel in einer kleinen Holzburg ein, die sie Vogelsang nannte[illegible] von dort blickten sie über den Strom auf Hügel und Wald d[illegible] Kulmer Landes.

Im Jahr 1230 zog ein Bruder Hermann*) mit vier Brüder[illegible] den ersten beiden an die Grenze nach. Die Brüder gewannen au[illegible] dem linken Weichselufer eine andere Burg, Nassau, und eine[illegible]

*) Der Beiname Balko verdient einen Blick in die Originale der w[illegible] nigen gleichzeitigen Urkunden, welche ihn enthalten sollen, und nach de[illegible] vorhandenen Siegel. Er fehlt einigemal, wo man ihn erwartet (z. [illegible] Nr. 46 des Cod. dipl. Prussiae.) — Neben Brüdernamen, wie Jasch un[illegible]

zweiten Stützpunkt im Süden der preußischen Grenze, das Fort Dobrin. Dort hatte Konrad von Masovien zwei Jahre vorher nach dem Muster des livländischen Schwertordens einen kleinen Ritterorden gegründet, bei der Stiftung waren 15 Brüder eingekleidet worden; aber der Orden wollte nicht gedeihen. Jetzt wurde er und sein Landbesitz mit dem deutschen Hause vereinigt. Im Jahr 1231 wagten sich die Brüder über den Strom in das Kulmer Land und setzten sich auf einer Höhe fest, unweit der Stätte, wo später Thorn gebaut wurde. Nach der Sage war die erste preußische Warte des Ordens ein mächtiger Eichbaum, der Gipfel wurde zu einer Laube gemacht, um den Stamm lief ein Verhau, in welchem die Rosse standen; Kähne lagen am Ufer, damit man bei einem Ueberfall weichen könne*).

Im Jahr 1232 kam der erste Schwarm Kreuzfahrer und Colonisten, er baute Burg und Stadt Kulm, ihm folgte eine Schaar unter dem Burggrafen Burkhard von Magdeburg, ihre Colonisten besiedelten die Städte Kulm und Thorn und nahmen von der Mutterstadt Magdeburg ihr Stadtrecht. Im Jahr 1233 zogen mehre polnische Fürsten unter dem Kreuz zu Hilfe,

---

Syboto wäre übrigens der Name Bolko = Boleslaus nicht fremdartig. Zu polnischem oder schlesischem Ursprung würde auch Hermanns Sendung nach Schlesien im Jahr 1233 stimmen und der polnische Kreuzzug. — Die Siebenzahl der ersten Brüder wird nicht anzufechten sein. Im Jahr 1241 war die größte Niederlage des Ordens ein Verlust von 40 Brüdern, in der Nothzeit von 1260 ein Verlust von 80 (150) Brüdern. Die Zahl von 150 auszieh enden ist die größte, welche bei einem Feldzug des 13. Jahrhunderts angegeben wird.

*) Die Benützung großer Baumgipfel zu Sommerhäusern war gewöhnlich, selten fehlte einem stattlichen Hof die Linde, von deren Wurzeln eine kleine Treppe zum gedielten Raum in der Krone führte, der durch Biegen und Flechten junger Aeste geweitet und gedacht war. Es war auch ein rittermäßiger Raum, die treue Sigune wohnte in solcher Baumhütte mit ihrem einbalsamirten Geliebten. — Vogelsang war ein hübscher Name dieser preußischen Waldwarten.

darunter ein Piastenherzog mit vielen Schlesiern, Herzog Swantepolk von Pommern u. a., man wagte den ersten Winterfeldzug über das Eis und schlug die Preußen an der Sirguna. Und wieder ein Zug unter dem Markgrafen von Meißen, Pomesanien ward erobert und zwei Kriegsschiffe gezimmert, — die ersten deutschen Kriegsschiffe, deren Namen wir wissen, „der Pilgrim" und „Friedeland", mit ihnen wurden die Burgen Elbing und Balga gebaut. Und wieder 1237 kam ein stattliches Kreuzheer, diesmal Sachsen unter einem Herzog Otto von Braunschweig, das gab kräftige Hilfe, seine lübischen Colonisten erbauten die Stadt Elbing. Unterdeß war im Jahr 1237 nach längern Verhandlungen die Vereinigung mit dem livländischen Schwertorden durchgesetzt, der Landmeister von Preußen wurde auch Meister von Livland. Es waren großartige Ansprüche, die der Orden dadurch auf sich nahm, aber auch endlose neue Verwicklungen, und obgleich jetzt ein Orden über den deutschen Eroberungen waltete, wurde doch die Feindschaft mehr als die Kraft gesteigert; noch waren die beiden Gebiete durch heidnische Landschaften getrennt auch als die Verbindung längs der Küste hergestellt war, entwickelte sich das deutsche Leben in den hinteren Ostseeländern in anderer Weise. Livland mußte doch wieder einem eigenen Meister untergestellt werden, und nicht immer gedieh einheitliches Zusammenwirken der beiden Provinzen.

Unter dem Ein- und Ausströmen der deutschen Kreuzfahrer entstand eine sehr eigenthümliche Kriegführung und Colonisation. Waren keine großen Kreuzschaaren im Lande, dann saßen die Brüder auf ihren Burgen, in unverhältnißmäßig geringer Zahl, etwa durch kleineren Anzug verstärkt, über einer unsicheren Bevölkerung, der sie in dieser ersten Zeit milde Behandlung angedeihen ließen, eng verbunden mit den deutschen Colonisten, welche als ihre beste Stütze zurückgeblieben waren.

Unterdeß warben Papst und Orden Anzug. Wer seine Sündenlast unleidlich fand, wer ein Gelübde gethan oder etwas Beson-

om Himmel begehrte, der verwandte ein Jahr zur Kreuzreise
reußen. Auch wer als Handwerker oder Landbauer sein
ersuchen wollte, der heftete sich ein Kreuz an und fuhr
eib und Kind in dem Haufen dahin. Kam ein starker
rm von Christen in das Land, dann gewann der Orden
Kraft sich auszudehnen, dann flatterte das Kriegsbanner,
ergebot lief durch die Städte und Dörfer des Ordens,
r. vornehmste Fremde wurde dem Namen nach Feldherr
riegsfahrt. Dann brach das Heer durch Wald und über
in das Heidenland. Es suchte die Feinde zu täuschen
ihrem Gebiet wohlgelegene Punkte zu besetzen, an Vor-
en der Flußufer und auf Hügeln, welche Umschau erlaubten;
nutzte man dazu alte Ringwälle und die Trümmer von
gungen, welche vielleicht noch aus der Gothenzeit stamm-
Schnell wurden die Gräben gezogen, der Wall geschlagen,
den und Blockhäuser errichtet. Im Schutz der neuen
wurden die Colonisten des Kreuzheers in einer Unterstadt
delt, auch ihre Hütten mit Gräben und Pfahlwerk um-
n. Eifrig hämmerten Fremde und Brüder, damit der
au Widerstandskraft erhalte, so lange das fremde Heer-
icherte. Unterdeß wurden die Umwohner von den Kreuz-
1 zur Taufe gedrängt, durch Geiseln zur Treue ver-
t, guter Wille der Häuptlinge ward durch Be-
ungen gewonnen. Kaum ein Jahr war dem jungen
Frist gewährt sich einzurichten, denn nur einen Feldzug
e die Pflicht der Kreuzfahrer. Dann schlug die Menschen-
ieder westwärts, die Brüder suchten aus der Rückfluth
als möglich für sich zu sammeln, Ansiedler und Vorräthe.
ieder begann ihnen eine Zeit der Schwäche und Sorge;
etzt drangen die erbitterten Heerhaufen der Heiden in das
sgebiet, sie umstellten die neu erbauten Burgen, wachten,
ne Kunde des Ueberfalls in das Land kam, brachen die
wehr der kleinen Besatzung, verbrannten das Castell,

raubten die Unterstadt aus, erschlugen die Männer und führte Weiber und Kinder in die Wildniß. Unterdeß überschwemmte andere Haufen das offene Land, überall loderten die Dörfer die Brüder saßen eng umschlossen und spähten sorgenvoll nach den Boten, welche den Anzug eines neuen Kreuzhaufens melden sollten.

Da dies Fluthen und Ebben sich fast regelmäßig wiederholte, so richteten sich die Bewohner der Landschaft so gut sie mochten darauf ein. An geschützten Stellen, auf Höhen oder Inseln der Seen und Flüsse standen Fliehhäuser oder Umwallungen, wohin sich die Colonisten bei einem Alarm mit der besten Habe retten konnten. Auf den Bau dieser Blockhäuser wurde große Sorgfalt verwandt, noch sind Lehnbriefe erhalten, worin die Beliehenen verpflichtet werden daran zu helfen. In der ersten Zeit flüchteten die unterworfenen Preußen und die Deutschen mit gutem Grunde gesondert. Wie die harte Zeit dergleichen Schlupforte ansah, kann man daraus schließen, daß Schenkwirthe nicht nur für sich, auch für ihre Nachkommen das Privilegium erwirkten, zur Zeit einer Flucht in diesen Häusern allein ausschenken zu dürfen.

Diese unsichere Lage bestimmte auch die Politik des Ordens und der Colonisten gegen die unterworfenen Preußen. Die Deutschen waren die kleine Minderzahl, und sie mußten die Herrscher bleiben. Sie waren deßhalb nicht geneigt, die gefangenen und leibeigenen Preußen, welche von der Taufe Verbesserung ihrer Lage hofften, zu Christen zu machen und von den Lasten der Leibeigenschaft zu befreien. Schon im Jahr 1237 mußte der Papst zu Gunsten dieser armen Preußen einschreiten. Schon damals begann die innere Unwahrheit des Ordens

Ohne gefährliche Kämpfe blieb der Orden bis zum Jahr 1241 in unaufhaltsamem Fortschritt, er unterwarf fast alles Land, das von den eigentlichen Preußen bewohnt war. Da kam die erste Reaction. Die Unterworfenen und Bedrohte

vereinigten sich im Aufstande, elf Jahre dauerte die erste Nothzeit, aber die Deutschen behielten die Oberhand. Und wieder kamen mehre Jahre siegreicher Eroberung mit Hilfe neuer Kreuzfahrer, unter ihnen war 1254 auch König Ottokar von Böhmen mit vielen anderen deutschen Fürsten, das größte Kreuzheer, was je nach Preußen gezogen ist, der Angabe nach 60,000 Mann. Zur Erinnerung an den König wurde nach seiner Abreise die neu erbaute Burg am Pregel Königsberg genannt. Aber im Jahre 1260 begann der zweite allgemeine Aufstand der Preußen und Einbruch der Lithauer und es kam eine furchtbare Zeit von vierundzwanzig Jahren, in welcher alle Schrecken eines Racekrieges im Lande tobten, auch der schwache Anzug von Kreuzfahrern nicht helfen wollte. Von Schalauen bis zum Kulmer Land wogte das Volk in Empörung, eine Burg nach der andern ging verloren, immer neue Heerhaufen des Ordens wurden aufgerieben, das Land verwüstet, die Menschen erschlagen oder nach Lithauen geschleppt. Der Brüder wurden wenig, die Verluste waren nicht mehr zu ergänzen, denn es war auch in Deutschland die Zeit großer Zerrüttung; ängstlich sahen die belagerten Brüder nach fremder Hilfe aus, sie aßen in der Noth ihre Rosse und nagten am Leder ihrer Schuhe. Die Heiden griffen nicht mehr in ungeordneten Haufen an, sie handelten planmäßig, hatten einige Kriegskunst vom Orden gelernt und verstachen wie die Brüder ihren Speer, war doch mancher von ihnen als Geisel in deutscher Sprache und Sitte auferzogen zu Lübeck oder Magdeburg.

Endlich kamen die Brüder wieder obenauf. Wir wissen nicht, wie der Umschwung möglich wurde, wohl weniger durch deutsche Hilfe, als durch die Kraft der Verzweiflung und durch Uneinigkeit der Feinde, aber sie siegten vollständig, sie unterwarfen in den nächsten Jahren auch die hinteren Landschaften an der Memel; die Kraft des Preußenvolkes war gebrochen, es nahm das Christenthum an und fügte sich dem strengen Lehnsjoch, welches ihm die Brüder auferlegten.

Diese Jahre der Noth und der folgenden Siege sind die Heldenzeit des Ordens. Gemüthlos war der Glaube und weltlich der Sinn vieler Brüder gewesen, in der Gefahr flammte der Enthusiasmus des Christenthums und der ritterlichen Hingabe oft zu hellen Gluthen auf. In belagerter Burg, ohne Hoffnung auf Entsatz, lagen die Brüder an der Mauer, flehten zum Christengott und zu der Jungfrau, schlugen mit der Ruthe ihre Rücken blutig und sprangen dann fröhlich auf, dem Feind zum Todeskampf entgegenzuziehen. Mehr als einmal sah ein betender Bruder, daß sein Erlöser am Crucifix die Arme liebevoll nach ihm ausstreckte. Bruder Herrmann der Sarracene aus Schwaben, ein tüchtiger Kämpfer, stand in einem persönlichen Dienstverhältniß zur Jungfrau Maria; wer ihn in ihrem Namen bat, wurde erhört, als Ordensbruder warf er für sie in einer Tjost einen Frauenritter vom Roß und gewann Roß und Waffen des Herausforderers seiner Herrin; dafür erschien sie ihm vor der verzweifelten Schlacht am Durbin und sprach: „Herrmann, ich lade dich in die Kompanei meines Sohnes", er aber sagte ausreitend den Brüdern: „Lebt wohl, wir sehen uns nicht wieder, die Gottesmutter lud mich ein zur ewigen Freude." Und als darauf ein ehrlicher preußischer Landmann ein Gesicht von der Schlacht hatte, schaute er das Kampfgewühl, wie die Preußen des Ordens flohen, und die Brüder und ihre Knappen auf einem Wall von Leichen starben. „Da sah ich heilige Frauen und Engel die Seelen der Brüder hinauftragen in den Himmel, und mächtiger als die andern strahlte die Seele des Sarracenen, den die Jungfrau trug."

Und als ein Colonistenweib zur Walstatt eilte, ihres Mannes Leib zu suchen, da fand sie den wunden noch lebend, er aber weigerte sich zurückzukehren und sprach: „Die Jungfrau sah ich auf der Walstatt gehen, zwei Frauen trugen ihr die Kerzen, sie umschritt mit Weihrauch räuchernd das Gebein der Toten und sprach zu mir: „Freu dich, in dreien Tagen fliegst du

auf zu ewiger Freude.“ Und eine Frau in Deutschland, deren Bruder im Orden stand, hörte in der Nacht das Wilde Heer mit Saus und Braus an ihrer Klause vorüberziehen und frug hinaus: „Wohin?“ Da riefen die Geister: „Nach Preußen, dort ist morgen große Schlacht.“ Sie sprach: „Kehrt ihr zurück, so kündet mir den Ausgang.“ Und als die Geister zurückfuhren, riefen sie: „Die Christen haben den Sieg verloren, die Seelen aller Toten sind hinauf zum Himmel, nur drei nicht, die um eitler Ritterkunst willen in die Schlacht geritten sind.“ Auch die Bürger von Elbing sahen von der Stadtmauer, als ihre Genossen draußen kämpften und von den Heiden in der Mühle verbrannt wurden, den Himmel geöffnet und die Engel, welche die Toten hineintrugen.

Es war ein hartes und blutiges Geschlecht, welches in diesen Fehden heraufwuchs, ein Bruder Engelko, ein Westphale, trug ein eisernes Panzerhemd statt seinem Hemde Tag und Nacht auf der bloßen Haut, bis es ganz zerrieben und verrostet war, er verbrauchte vier solcher Hemden; ein anderer war in Schlaf und Wachen mit dicker, eiserner Kette gegürtet. Der Comthur Grumbach ließ zwei Ordensbrüder, die einer Verbindung mit den Preußen beschuldigt waren, lebendig vor allem Volk verbrennen, so daß der Papst zornig wurde, den Comthur absetzte und ihn mit dem Convent, der beigestimmt, zur Jahrbuße verurtheilte. — Wenn die Männer einer Stadt von den Feinden erschlagen sind, wird den Frauen gestattet, daß sie ohne Sünde sofort die Knechte und Buben der Stadt heirathen, damit die Colonie nicht untergehe. Da sahen zwei Frauen in Kulm auf dem Weg zur Kirche einen schönen Knappen in ärmlicher Kleidung mit Knöcheln spielen, beide wollten ihn haben, die eine ließ ihn heimlich in ihr Haus führen, bekleiden, und verlobte sich ihm — wie Brauch war — vor der Kirche. Er wurde ein so wackrer Mann, daß er seines Gleichen in Preußen nicht hatte. In Elbing waren die Männer ausgezogen, da ver-

theidigten die Frauen ihre Stadtmauer; und gefangene M
warfen sich in den Einöden der Grenze auf die Wachen
Lithauer und erschlugen sie.

In dieser Periode des Blutes und der Zerstörung, l
licher Ueberfälle und tückischer List wurde viel Unmensch
begangen, Greuelthaten auf beiden Seiten, aber es muß
erwähnt werden, daß die Preußen im Gegensatz zu den wil
Lithauern nicht selten eine Rücksicht und Schonung zeigten
uns überrascht. Neben einzelnen Fällen von brutaler G
samkeit gegen gefangene Ordensbrüder, die wahrscheinlich
persönlichen Hasses waren, melden die christlichen Berichters
auch andere Züge von freundlicher Behandlung der Gefang
Die Preußen kannten die einzelnen Ordensbrüder ziemlic
nau, ein guter Mann darunter war ihnen werth, und sie l
ihm dies in der Gefangenschaft wohl entgelten. Auch
Preußen waren diese Jahre des nationalen Todeskampfs
Heldenzeit. Und nicht alle fielen von dem Orden ab,
Minderzahl brachte das eigene Leben den Brüdern und
Schwur, den sie geleistet, zum Opfer. Zumal ein Thei
alten Häuptlingsfamilien stand auf Seite des Ordens, nach
Siege wurden diese Treuen durch Lehnsbesitz mit besserem R
und durch Landschenkungen belohnt. Und es wurde Grun
des Ordens, unter den Eingeborenen die Getreuen ohne Rü
auf ihren Volksadel aus der Menge der Unterworfenen he
zuheben.

Diese Zeit zog eine Menge Sagen herauf, die noch l
in den Ordensburgen und den Trinkstuben der Colonister
zählt wurden. Die Helden waren nicht immer Brüder
Ordens, auch kleine Leute, zumal die Parteigänger beider Th
welche den Krieg, d. h. die Raubzüge mit ihrer Bande
eigene Faust führten, von den Deutschen Struter, von
Preußen in ihrer Sprache „Räuberchen“ genannt. Die Str
diebe des Ordens dienten als Späher, Boten, Wegweiser,

Bürgern verkauften sie ihren Raub. Unter ihnen war Martin von Golin mit seinen Gesellen, Konrad dem Teufel, Stäubemehl, Kubar und Nakam, Held vieler Sagen. Er war 1243 als Knabe mit seiner schwangeren Schwester von den Preußen fortgeschleppt worden, als die Schwester nicht folgen konnte, zerhieb ihr der Preuße den Leib, ihr Kind fiel lebend in den Sand und starb; da kam dem Bruder ein grimmiger Haß gegen die Heiden, und er wurde der Schrecken ihrer Dörfer. Er überfiel ein Sudauendorf mit wenig Genossen, erschlug mit seiner Hand zehn Männer im Bade und raubte das Dorf aus. Als ein Lithauer sich an seinem Stamm rächen wollte, erbat er vom Königsberger Comthur den Martin nebst dem Teufel, dem Stäubemehl und zwanzig andern, sie überfielen eine Hochzeit, bei welcher fast alle Häuptlinge der Lithauer waren, erschlugen siebzig Häuptlinge in Rausch und Schlaf, und führten Braut und Bräutigam mit hundert Rossen und vielem Gold und Silber mit sich fort. Auf einem Streifzuge tief nach Lithauen setzte er mit seinen Gesellen über drei Wasser, kam endlich auf den Bug, wo er ein Schiff mit Kaufmannsgut sah, überraschte und tötete das Schiffsvolk, fuhr das Schiff nach Thorn und verkaufte die große Beute. Ein andermal raubte er mit vier Deutschen und elf Preußen ein Sudauendorf aus, erschlug und fing. In ihrem Versteck wurde die Bande von den Sudauen überfallen, die Deutschen fielen, die Preußen entliefen. Martin entfuhr den Feinden, suchte zornig im Walde umher und gab seinen Flüchtlingen so lange den Ruf, bis er sie zusammenhatte. Mit den Waffenlosen ging er auf der Spur der Sudauen, und in der Nacht, als diese in ihrer Rast schliefen, schlich er allein über sie, stahl ihnen Schilde, Schwerter und Lanzen, sprang dann mit seiner Bande heran, tötete alle, und gewann seinen ersten Raub und die neue Beute. Einst ritt er mit einem Ordensbruder spähend im Walde, da wurden sie von fünf Preußen ergriffen und gebunden, zwei Preußen blieben als Wächter bei den Gefesselten, drei folgten

dem flüchtigen Roß des Bruders. Die zwei Wächter wollten d
Martin den Kopf abhauen. Er fand das in der Ordnung, ri
ihnen aber, als ein in solchen Geschäften erfahrener Mann, i
vorher die Kleider auszuziehen, damit diese nicht durch sein B
unbrauchbar würden. Als sie ihm dazu die Arme losband
schlug er sie beide tot, löste die Bande des Bruders und be
töteten noch die drei übrigen und kehrten in die Burg zuri
Einmal wurde er mit einer Bande von 17 Genossen durch
Preußen auf der Rast überfallen, weil seine beiden Wachen
schlafen hatten, einer der Wächter wurde von den Preußen
tötet, der andere an den Baum gebunden. Martin und
Seinen stritten hart, dreimal schlossen die Ueberlebenden bei
Theile aus übergroßer Ermüdung einen Vertrag auszuruh
bevor sie wieder zusammenschlügen. Zuletzt verstummte
Kampflärm, der Gebundene vermochte seine Bande zu lös
lief zur Kampfstatt und fand alles tot, nur Martin lag wu
aber lebend über den Leichen. — Nach ihm gab es manch
Helden des preußischen Urwaldes, Mucko aus Warmland n
um 1324 auch ein berühmter Schlaukopf, aber an des Mar
Ruhm kam keiner.

Mit dem vierzehnten Jahrhundert begann für das Orde
land eine große Zeit. Der Hochmeister nahm seinen Sitz
Preußen, jetzt regierte im fürstlichen Haushalt der gewäl
Herr der Bruderschaft mit seinen Gebietigern über ein a
blühendes Land. Pomerellen wurden bis 1310 erworben,
gesicherter Herrschaft wuchs die Städtekraft, Thorn, Elbi
Danzig und einige kleinere bildeten eine Partei in der Har
zahlreiche deutsche Grundbesitzer nahmen Landgüter v
Orden zu Lehn. Fast ein Jahrhundert konnte Preußen
das bestregierte Land der Deutschen gelten. Während Feh
und Straßenraub fast überall die Entwicklung aufhielten, sich
der Orden mit fester Hand die Ruhe im Lande. Noch war
Interesse eng mit dem der Städte verbünden, er ließ die Bü

währen, die preußischen Hansen standen zu ihm mehr als Verbündete wie als Unterthanen, auch der Orden rüstete Schiffe und trieb Kaufmannschaft wie sie, und beide hatten im ganzen dieselben Handelsinteressen, wenn es auch einmal vorkam, daß die Städte mit dem König von Dänemark Krieg führten, während der Orden mit ihm befreundet war; dann kaperten die Dänen Gut der preußischen Hansen, aber sie respectirten die Waarenballen des Ordens. Auch für den Landbau seiner abhängigen Leute sorgte der Orden väterlich, viel Getreide ward ausgeführt und die Preußen freuten sich ihres guten Obstes, die Comthureien wurden modernen Kreisämtern ähnlich und die Arbeitstheilung in der Centralstelle und den großen Aemtern, die sorgfältigen Rechnungen und geschriebenen Berichte erhielten eine Energie und Ordnung in den Geschäften, welche in jener Zeit einzig war.

Und dennoch blieb ein unsühnbarer Gegensatz zwischen der Aufgabe des Ordens, das gewonnene Land dadurch zu behaupten, daß er sich mit den höchsten Interessen desselben innig verband, und zwischen seiner mönchischen Verfassung. In dem Orden wurde kein Nachwuchs erzeugt, welcher dem Lande deutsche Lehnsherren und Bürger gab, ja der Orden hatte sich zu wahren, daß die Söhne preußischer Gutsherren und Städter in ihm selbst nicht zu einflußreich wurden und den Zusammenhang der preußischen Ordenscapitel mit den deutschen Häusern lockerten. Denn der Orden war nicht ganz preußisch geworden und konnte es nicht werden, der Widerspruch seiner Balleien in Deutschland und Oestreich konnte bei jeder Hochmeisterwahl die Bruderschaft in Zwist und Verfall bringen. Er war also auf ein unabläßiges Zuströmen deutscher Brüder angewiesen, wenn er sich gegen die Slaven, gegen die deutschen Städte und gegen die rittermäßigen Familien seiner Landschaften behaupten wollte. Aber das Material, welches die Deutschen lieferten, wurde untüchtiger. Der Deutsche, welcher jetzt noch die Ordensgelübde auf sich nahm, wollte ge-

nießen. Die alte Zucht hatte aufgehört, zu den Schwächen, welche privilegirter Wohlstand entwickelt, kamen in den Comthureien die Ausschweifungen des Cölibats. Auch die kriegerische Energie der Schildträger hatte sehr abgenommen, aber ihre Ansprüche wurden größer. Der Orden brauchte mehr als je die Arbeit seiner Brüder aus den Städten für Großhandel, Schiffahrt Verwaltung — noch Winrich von Kniprode, der rittermäßigst aller Hochmeister, sah sich genöthigt auf einmal 70 Grau mäntler einzukleiden —, und doch nahm in dem Orden die Tendenz überhand, daß seine Würden nur den rittermäßigen Familien gebührten. Das Ritterthum wurde zu eitlem Schmu und das Mönchsthum des Ordens eine Lüge, und der Orde wurde unabläßig durch die Kreuzfahrten verweltlicht und verdorben, die ihm doch unentbehrlich waren.

Die großen Kreuzzüge hatten aufgehört, aber die Kreufahrten einzelner Edeln und ihrer Reiterschaaren dauerte bis an das fünfzehnte Jahrhundert. Sie wurden zu ein kriegerischen Spielerei, bei welcher der Ritterschlag, den de Orden ertheilte, reiche Feste, Tjost und Turnier fast wichtige waren als der Krieg gegen die Heiden. Für solchen Zug nad Preußen suchte man allen Glanz des Ritterthums, der i Deutschland geschwunden war, lebendig zu machen. Große Summen wurden auf Rosse, Rüstung und Gewand der Schaar verwendet, Geld wurde geliehen und Güter verpfändet um das Reisegeld zu schaffen, und doch hatte man wahrscheinlich bei der Heimkehr mit Geldnoth zu kämpfen. Auch eigenthümlicher Ritterbrauch bildete sich dabei aus. Die Wappenkunde wurde eifrig von den Ordensrittern gepflegt, die selbst kein Wappen führen durften, aber mit den rittermäßigen Familien Deutschlands und der Nachbarländer verschwägert waren, für allen Ritterbrauch war der Orden den Deutschen die hohe Schule. Dorthin kamen die reichen Niederländer, die stolzen Normannen, welche noch lange die höfischen Spiele trieben, als sie der

Deutschen entfremdet waren. Auch die fahrenden Leute wurden Lobredner des Ordens. Sie lockte nicht am wenigsten der ungeheure Schatz, der auf der Marienburg verwahrt sein sollte. Er übte in einer Zeit, in welcher Fürsten und Edle Schätze sehr vermißten, märchenhaften Zauber auf alle, welche um Gabe reisten. In der That wurde er um 1364 durch heimlichen Einbruch angegriffen*).

Vor der Fahrt wurde Botschaft gesandt an den Orden und an Fürsten und Städte, deren Gastfreundschaft man in Anspruch nehmen wollte; zu der Reise nahm man seine gemalten Wappenschilde in großer Anzahl mit, denn es war Brauch die Schilde an die Herbergen zu hängen, in denen man rastete. Der vornehme Reisende wurde unterwegs überall von Herolden, Spruchsprechern und den Spielleuten der Städte mit wohlgesetzten Worten und Musik begrüßt und hatte dafür stattliche Geschenke zu geben, Graf Wilhelm von Ostervant, später Wilhelm VI. von Holland, gab auf seinem Preußenzuge, der fünf Monate währte und ohne Kampf war, an Pfeifer, Fiedler, Sänger und Herolde auf der Straße 576 Dortrechter Gulden aus, die ganze Reise hatte freilich über 25,000 Gulden gekostet. Auch unsicher waren die Reisen, denn die Raubjunker der Landschaft, durch welche der Kreuzfahrer zog, nahmen wenig Rücksicht auf die Ritterlichkeit der Fahrt, und wer nicht eine große Schaar mitbrachte, dem wurde leicht sein neuer Goldstoff und die schwer gewonnenen Beutel mit Gulden geraubt, und statt gegen die Heiden zu turnieren, wankte der Kreuzfahrer in den finstern Thurm eines westphälischen oder märkischen Raubhauses. So wurde im Jahre 1343 dem Grafen Wilhelm IV. von Holland ein

*) Nach den Ordensschätzen suchten die Schatzgräber noch in der neuen Zeit. Eine vielbesprochene Schatzgräberei im Jahre 1714 forderte von den Mauern der Marienburg sogar einen Schatz, der noch vor dem deutschen Orden daselbst deponirt sein sollte.

Edelmann, den er mit Leuten vorausgesandt hatte, von bi
schen Raubrittern an der Grenze von Schlesien abgefangen
Lösung aus dem Gefängniß von Werdenstein betrug 150(
caten und die entblößten Gesandten mußten neu ausge
werden. Im Jahr 1353 wurde eine vorausgesandte G
des englischen Grafen Derby von 400 Rossen durch die
phälische Genossenschaft, welche sich später als „Benglerk
eine Ordnung gab, auf der Lippspringer Haide überfallen, e
ein harter Speerkampf, die Englischen wurden gefangen, ein g
Schatz von ihnen genommen und die Räuber sämmtlich
Leute, einer derselben kaufte von dem Lösegeld die Burg Lo
Soest und eine ganze Herrschaft. — Endlich im Jahre
wurde sogar Herzog Wilhelm von Geldern selbst, der erst
dem Jülichschen Hause, bei Stolpe aufgefangen und von
von Walde auf die Falkenburg geschleppt — nicht ohne
wissen vornehmer Ordensfeinde. Die Sache machte g
Lärm, der Orden zerstörte eine Anzahl Raubnester, Ritter
und Städte von Geldern schrieben eine außerordentliche G
für das Lösegeld aus, und der Herzog mußte durch 6000
losgekauft werden und wie gewöhnlich, Urfehde schwören,
die That ungerochen bleiben werde. — Kam die kriegsl
Schaar in Preußen an, so fand sie vielleicht keine Expe
vorbereitet und den Orden nicht in der Lage seine Mann
herzugeben. Dann wartete man auf weiteren Auszug oder
nach Ritterspiel und Banketten friedlich zurück.

Einem klugen Hochmeister mochten diese vornehmen F
fahrten wohl lästig werden. In der That wurden sie ein
hängniß für den Orden. Er konnte das Ansehen, das si
gaben, nicht missen, er mußte unablässig als Vorkämpfe
Christen gegen die Heiden erscheinen und er mußte sid
Heiden als Feinde bewahren, damit ihm der gute Will
Christen blieb. An eine Unterwerfung der kriegerischen Lit
war nicht mehr zu denken, seit die große Pest von 135

Ueberschuß an deutscher Menschenkraft vernichtet hatte — von dieser Zeit hörte überall der Fortschritt der Landcolonien auf —, die Kriegsfahrten des Ordens konnten nichts weiter sein als Grenzfehden von kurzer Dauer.

Wo möglich veranstaltete der Orden den Fremden diese Art Kreuzzug. Solche Reisen in das Slavenland forderten in einer Zeit, in welcher es keine Terrainkarten gab, besondere Vorbereitungen. Der Orden hielt, ähnlich wie jetzt die Nordamerikaner in ihren hölzernen Indianerforts, besondere Pfadfinder, die Nachkommen der „Räuberchen", ausgewetterte Gesellen, welche in Urwald, Sumpf und Haide Bescheid wußten und Sprache und Brauch der Lithauer kannten. Diese „Leitsleute" waren Witunge im Dienst des Ordens, oder flüchtige Lithauer, häufig „Tolke", d. h. Dolmetscher. Sie wurden heimlich ausgesandt die Wege für den Zug auszukundschaften. Kamen sie zurück, so berichteten sie, wie breit der Fluß, der Morast, der Wald sei, wo ein Pfad mit Aexten geräumt, wo überbrückt werden mußte, ob Futter, Nahrung, Wasser vorhanden, wo günstige Stelle für das Lager am See oder Flusse zu finden. Ihre Aussagen wurden niedergeschrieben und an den Hochmeister gesandt.

Das Ordensgebiet war von Lithauen durch eine Wildniß getrennt, welche mehre Meilen breit war, in dieser Wildniß wurden keine Ansiedlungen geduldet, nur einzelne Wildhäuser lagen darin, die letzten Außenwerke des Ordens mit einiger Mannschaft und wenigen Standarmbrüsten hinter den Erdwällen, sie wurden vom Ordensmarschalk mit dem Schnitzmeister, dem Ingenieur des Ordens, zuweilen bereist. Dies waren die vorgeschobenen Posten der Christenheit gegen die Lithauer, in Waldeslichtung oder auf kahler Haide, in einer Einsamkeit und Stille, die Jahre lang nur durch die Laute der Natur belebt wurde, durch das Geheul des Sturmes, das Dröhnen eines zusammenbrechenden Baumstammes, den Schrei

des Vogels und das Kläffen eines Rudels Wölfe. Selten kam ei fahrender Händler, ein Fallensteller, der Eichhörnchen- u Marderfelle sammelte, oder ein Jagdzug der Brüder. Bis ei mal ein unheimlicher Morgen die Haufen der Lithauer auf d Außenseite des Grabens wies. Dann gellte der Kriegsru die Besatzung that ihr Bestes im Kampfe, wurde sie bewältig dann rächten die Feinde grausam den Brand und Tod, den d Christen in Lithauische Dörfer getragen, und die Stätte d zerrissenen Blockhäuser wurde unheimlich für spätere Wander

Hinter der Wildniß begannen die „Hegenen", dichte Gren wälder zwischen dem Orden und den Lithauern, welche von d Heiden nicht überschritten werden durften. Bei einem Einbru in das Auxtote, das Lithauische Oberland, oder in Samait das Unterland, wohin gewöhnlich die Reisen gingen, mußt dem Heere häufig Schaaren von Landleuten mit Aext voraus gehen, welche diese Wälder „räumten". Futter u Kost wurde auf mehre Tage mitgenommen, auch die Stell bestimmt, wo dasselbe für die Heimreise niedergelegt werd konnte. Dazu wurden im Urwald Blockhäuser zusamme geschlagen oder sichere Verstecke gewählt. Denn Hinweg u Rückweg mußten vorher genau bestimmt sein bei einem Zug dur pfadlosen Wald, zwischen Seen, Moor und Sumpf und zwisch weiten Wasserlachen, die nach jeder Ueberschwemmung andere Au dehnung hatten. Deßhalb war Heimlichkeit des Zuges un Ueberraschung der Feinde unerläßlich; war die Fahrt den Fein den berichtet und merkte man das bei der ersten Begegnung dann war rathsam auf der Stelle umzukehren, denn die Beut wurde unsicher, die Rückkehr sehr gefährdet.

Auf weiten Strecken war Einbruch nur bei starkem Fros möglich, welcher Fluß, Sumpf und See mit fester Eiskrust überzog. Es war unheimliche Fahrt im Winter des Nordlande durch tiefen Schnee, der wie ein Totentuch die einförmige Land schaft umgab, durch dichten Urwald, über Bruch, Moor un

See und grundlose Tiefe, die kurzen Tage noch dunkler durch eine schwere Wolkendecke, die langen Nächte für die Südländer durch rothen Nordschein schreckhaft.

Fiel Thauwetter ein, so kehrte man in der Regel ebenfalls schnell zurück, um nicht in den Sümpfen zu verderben. Beim Ueberschreiten des Eises wurde das Heer in breiter Strecke gedehnt, um die Last auf größeren Raum zu vertheilen. In der Noth geschah es einmal, daß ein Heer mitten in der Nacht in Colonne über das Eis der Memel zog; als die Christen am Morgen hinter sich sahen, war die Eisdecke verschwunden und offene Strömung. Zuweilen hob und senkte sich das Stromeis unter den Füßen zu Berg und Thal von den Wellen darunter. Auch die feste Eisdecke war dem Zuge gefährlich, wenn die Feinde angriffen, denn sie suchten das Eis zu brechen und das Heer zu versenken; wurde das Heer auf dem Zuge an solcher Stelle überfallen, dann warf es sich mit aller Kraft dem Feinde entgegen und suchte ihn auf festem Land zu schlagen, um sichere Fahrt zu gewinnen.

War das ausrückende Heer an der Grenze des Ordenslandes angekommen, dann wurde nach alter Sitte eine Berathung mit der Mannschaft angestellt, ob es rathsam sei die Grenze zu überschreiten. Dies bedeutsame Heergespräch hieß mit einem preußischen Wort „Karigewahte". Sonst folgten die Brüder in Lager und Marsch altem Brauch, der aus dem heiligen Lande stammte. Setzte sich das Heer im Felde nieder, dann wurden zuerst die Fahnen eingesteckt, daneben das Allerheiligste mit den Reliquien unter einem Zelt, der Kapelle, aufgestellt, über der Kapelle das Glöcklein, mit dem der Bruder Priestercapeller die Tageszeiten läuten ließ, der geweihte Raum mit der Capellenschnur umgeben. Um die Schnur lagen die Brüder im Ringe, die Hütten für Rosse und Rüstung auf der innern Seite des Ringes. Keiner durfte sich weiter vom Lager entfernen, als die Stimme des Rufers gehört wurde oder der Klang des Glöckleins. Denn

neben dem Marschalk lagerte ein Rufer, der die Befehle ausgab.

Beim Aufbruch durfte niemand sich wappnen und aufsitzen bis Befehl gegeben ward, ebenso ohne Befehl sich nicht entwappnen. Auf dem Marsch ritt der Ritter hinter seinen Knechten und jeder mußte seinen Platz halten, niemand durfte ohne Erlaubniß sein Roß umwenden. Kam man vor die Feinde, so führte ein Sarjantbruder die Knechtsfahne, unter dieser harrten die Knechte, „bis Gott ihre Herren aus dem Treffen zurückbrächte", die Schaar der Ritter oder der fremden Gäste führte der Marschalk, die Schaar der Sarjanten der Turcopolier oder Untermarschalk. Der Marschalk durfte die Fahne nicht in die Feinde sprengen, d. h. reiten lassen, ohne Befehl des Meisters, wenn dieser gegenwärtig war, auch kein Bruder durfte sprengen, bevor die Fahne sprengte. Den Vorstreit hatte die Fahne der Grenzburg Ragnit, sie zog auch auf dem Marsche voran, nächst ihr die Fahne von Insterburg und die der Wituuge. In der Hauptschaar war die Ordensfahne, ein schwarzes Kreuz auf weißem Tuch, und wenn der Hochmeister zugegen war, sein geschmücktes Banner mit goldnem Kreuz. Die Gäste, welche nicht unter besonderen Bannern zogen, wurden unter der St. Georgen- und St. Marienfahne gesammelt. Außerdem führte jede Landschaft und größere Stadt Preußens ihr Banner. — Der Transport von Geschützen durch die Wildniß war nicht leicht, doch nahm man bei größeren Zügen einige Standbogen und zuweilen einen Tummler mit, im Jahr 1381 zum erstenmal Bombarden, diese nicht nur zur Belagerung, auch für das Treffen, wo sie eiserne Pfeile schossen.

Traurig wie die Landschaft, war die Arbeit des Heereszuges, denn er hatte keinen kriegerischen Zweck als Beute und Verwüstung, und keinen politischen Zweck, als die Wunden in Lithauen offen zu halten und eine Versöhnung des Volkes mit der Christenheit zu verhindern. War der Zug nicht verrathen,

o wurden eine Anzahl Dörfer verwüstet, bevor die Feinde sich ammelten. Kam man vor die erste Burg der Lithauer, dann vurden den fremden Gästen zur Ehre die Banner des Ordens nd der Gäste auf eine Höhe gepflanzt, wo sie vom Morgen bis Mittag trotzig zu wehen hatten, dann ertheilte der vornehmste Ordensritter den Ehrenschlag. Sammelten sich die Feinde, so uchte man sie zu werfen, vor allem aber nicht den Rückweg nd nicht die Beute zu verlieren.

Im Jahr 1304 begannen diese unrühmlichen „Reisen" für Kreuzgäste, und sie wurden leider wegen Zügellosigkeit der kreuzfahrenden Haufen übel berüchtigt. Was die heiligen Fahrer sich gegen die Heiden erlaubten, das dürfen wir aus den Klagen der christlichen Polen nach dem Einfall der Kreuzheere in den Jahren 1329 bis 1332 schließen. Dort plünderten sie auch christliche Kirchen, entwendeten die Gefäße und Bücher, trieben Spott mit dem Heiligthum, und sie thaten was in jener wilden Landschaft laute Klagen aufregte, sie entehrten Frauen und rissen ihnen die Kleider vom Leibe, so daß diese nach Aussage der empörten Zeugen um die Trümmer der niedergebrannten Kirche saßen, „entblößt wie der Finger an der Hand." Schon im Jahre 1343 erhob sich die Klage in der Christenheit, daß der Orden dem König von Lithauen und seinem Volk die Taufe verweigert habe, und es sei in den Grenzlanden wohl bekannt, daß der Orden sogar seine Leibeigenen verhinderte Christen zu werden, wie flehentlich diese darum bäten, weil er von ihnen eine Heidensteuer beziehe, die er nicht aufgeben wollte.

Der ehrliche Sinn der Deutschen aber war durch diese Karrikaturen der alten Kreuzfahrten nicht mehr zu täuschen. „Selten freut sich ein kluger Mann", schrieb nach dem Jahr 1350 Heinrich der Teichner, „über die Preußenreisen. Für die Jungfrau Maria fährt der Herr in die Fremde und läßt daheim seine Leute unter der Herrschaft Ruchloser, bessere That wäre, r nähme einen Strick, diese an eine Weide zu hängen, es giebt

...mannen, viele Ritter
...mmelte sich die
... und be-
... mit

...t
...ge-
...viel
...a zog
...enland.
...zu Gaste.
...l, schönen
...nen, Kopf-
...e und Ehren.
..., wo im Schloß
...edle Herr erwies
...freigebig bot man
...og man nach Königs-
...e die Gäste zu laden,
...t, zuletzt kam die Reihe
...hl auf dem Schlosse. Vor
...mit Posaunen und Pfeifen
...würzten und vergoldeten Ge-
...ratenem, und wurde dazu wel-
...nd klarer Reifal in goldenen und
... Vor dem Ende des Mahles ge-
...be, wie ihm geziemte; man trug sil-
...r als Ehrengeschenk auf; die goldenen
...nd ein edler Knecht, die nach Wappen-
...res Landes gehörten, ein Holsteiner, ein
... Außer ihnen empfingen die Herolde und
...ihre Becherlein, „leert sie," rief man ihnen
...es"; auch ich erhielt mein Theil. Darauf

Heiden genug unter uns, welche die armen Leute quälen. U
brächten die Ritter noch gute Sitten, neue Tugend und gu
Recht in das Land zurück; aber sie bringen nichts, nur das G
tragen sie fort von uns in die Heidenschaft, hat einer sein Leb
vergeudet, so will er zuletzt seine Sünde büßen durch sol
Fahrt, die ihm keinen Segen bringt"*).

Anders freilich sah die Kreuzfahrten an, wer selbst un
die zahlreichen Begehrlichen gehörte, die für sich Vorth
hofften, wie Herolde und Spielleute, Spruchsprecher und Sänge
Ein solcher Gesell wird hier als Zeuge vorgeladen, es ist Pet
mit dem Beinamen Suchdenwirth, der nach 1350 in nac
läßigen Versen die Ritterthaten solcher Helden feierte, an d
er kommen konnte, und der seinem poetischen Bericht gern e
Lob ihrer Tugenden und eine Beschreibung ihres Wappens a
hing. Er ist ausgezeichnetes Exemplar einer besonderen Kla
von Leuten, welche bis zum dreißigjährigen Kriege Hoffeie
lichkeiten, Ritterspiele und Schützenfeste besingen. Wie ele
ihre Reimereien in der Regel sind, wir verdanken ihnen do
vieles Detail über Sitte und Brauch des Kreises, in welche
sie als helfende Ordner und redefertige Diener thätig ware
Unter den Kreuzfahrten vornehmer Gönner, welche Peter
Versen beschrieben hat, wird hier der Zug Herzog Albrechts v
Oestreich vom Jahre 1377 seinem Inhalt nach mitgetheilt,
ist vom Dichter mit besonderer Sorgfalt präconisirt. Peter e
zählt in seinem Gedicht von Herzog Albrechts Ritterschl
folgendermaßen:

„Im Jahr Christi 1377 hob sich der tugendliche Herz
Albrecht von Oestreich zur Fahrt gen Preußen, um Ritter
werden, denn ihm däuchte mit Recht, daß ihm das Gold d
Ritters besser zieme als das Silber des Knappen. In sein

*) Scriptt. rer. Pruss. II, 170 ff.

e ritten fünf Grafen, fünfzig Dienſtmannen, viele Ritter Edelknechte. Zu Laa an der Thaja ſammelte ſich die ar, nie ſah man ſo vieles Volk ſo wohl gewappnet und be- ı, die Ritter hatten ſich auf das herrlichſte geſchmückt mit :n und reicher Kleidung. Von da zog das Heer ohne Fre- u üben durch Stadt und Land bis nach Breslau. Dort ɔer Herzog ſchöne Frauen in das Schloß, ſie kamen ge- ickt wie Anger und Wald im Maien, man ſah dort viel rz, Tanz und Lachen von den feinen Frauen. Von da zog fürbaß in Ehren bis zu der Stadt Thorn im Preußenland. bat man dem edlen Fürſten wieder die Frauen zu Gaſte. ı ſah dort rothen Mund und Wangen glänzen, ſchönen nuck von Perlen, Borten, Spangen, von Kronen, Kopf- :n und Kränzen und manchen Tanz in Sitte und Ehren. da wandte ſich das Heer gen Marienburg, wo im Schloß Meiſter Winrich von Kniprode ſaß. Der edle Herr erwies Fürſten und den Seinen hohe Ehre, freigebig bot man ı Trank und reiche Koſt. Darnach zog man nach Königs- , dort eilten die Herren um die Wette die Gäſte zu laden, ıurde in höfiſcher Weiſe wohl gelebt, zuletzt kam die Reihe en edlen Herzog, er gab das Mahl auf dem Schloſſe. Vor ı Gange der Mahlzeit wurde mit Poſaunen und Pfeifen ıſen, es war Ueberfluß an gewürzten und vergoldeten Ge- :n, an Gebackenem und Gebratenem, und wurde dazu wel- und öſtreichiſcher Wein und klarer Reifal in goldenen und :nen Gefäßen geſchenkt. Vor dem Ende des Mahles ge- e der Fürſt milder Gabe, wie ihm geziemte; man trug ſil- : und goldene Becher als Ehrengeſchenk auf; die goldenen lten zwei Ritter und ein edler Knecht, die nach Wappen- zu den beſten ihres Landes gehörten, ein Holſteiner, ein : und ein Pole. Außer ihnen empfingen die Herolde und ıhrenden Leute ihre Becherlein, „leert ſie,“ rief man ihnen „Gott vergelt' es“; auch ich erhielt mein Theil. Darauf

wurde zehn Tage lang gerastet und viel Hof gehalten. Auch der Meister gab nach dem alten Brauch das Hochmahl auf dem Saale zu Königsberg. Als man den Ehrentisch besetzte, erhielt Konrad von Chrey, Hauptmann des östreichischen Kriegsvolks, die Ecke oben, wie er es denn in manchem Land durch edle Ritterthat verdient hatte.

Darauf gebot man eine Reise in die Lithau, denn darum waren wir aus fernem Lande gekommen. Der Marschalk und die Führer verordneten, jeder mußte sich auf reichlich drei Wochen mit Kost versorgen, die auf Pferden und Schiffen fortgebracht werden sollte. Man sparte kein Geld und kaufte ein mehr als Noth war. Da brach der Meister auf und begann die Fahrt zu Ehren dem Oestreicher und der Gottesmutter. Das Heer zog durch Samland vor Insterburg an die Suppe (Szeszuppa), dort schlug man vier Brücken über das Wasser, welches die Tiefe eines ganzen Speeres hat, auf jeder Brücke drängte sich das Heer herüber und zog von da bis an die Memel. Dies ist ein Wasser von der Breite eines Bogenschusses, da stieg man auf die Schiffe, von denen 610 bereit waren. Die Schiffer hatten schwere Arbeit von Mittag bis zur Vesperzeit, um mehr als 30,000 Menschen überzusetzen und zu schwemmen. Dort ertranken nicht mehr von dem Heere als drei Pferde und ein Knecht, die ließen wir dem Wasser zur Letze (Scheidetrunk).

Das Heer war eifrig an die Heiden zu kommen, und es waren da wohl tausend Mann, welche mit den Aexten den Weg räumten durch die Hecken in der Wildniß, es ging über Graben und Feld, durch tiefes Wasser, Bruch und Bach; in Ungarn ist man auf ebener Haide nicht so böse Fahrt gewöhnt. Großes Leid that uns Moos und Moor. Das Heer zog quer durch die Wustung, man saß auf und stieg ab, zog hin und her, bald mußte das Roß hohe Sprünge machen, dann mußte man durchschlüpfen und sich bücken, die Aeste hielten manchen an seinem Kragen fest, der Wind hatte viele große Bäume niedergerissen,

nd wir mußten mit Gewalt über die Baumstämme, ob es wohl
der weh that. In dem Gedränge hörte man oft den Schrei
die Preußen überfallen uns"; Pferde und Saumthiere, die
mit Kost und Getränk beladen waren, wurden vorwärts gezerrt,
nancher ward wund, den man zu sehr quetschte, Knie und Bein
urden verstaucht. Da hörte Spaß und Lachen auf, auch die
Pferde wurden sehr verstaucht und manches mußte hinken.

So sank der Tag, die Nacht nahte und man mußte auf
Herberge denken, aber gutes Gemach war dort nicht zu finden,
ie Pferde hatten nur Gras zu fressen. So verbrachte man die
Nacht, am Morgen früh aber eilte man fröhlich in das Land der
Heiden, man trieb die Rosse und rannte. Zuvorderst die Renn-
ahne, Ragnit, nach Landessitte, darauf folgte St. Georgs
ähnel, dann das Panier von Steierland, dann die reich ge-
ierte Fahne des Meisters, dabei das Banner Oestreich. Viele
anner flederten in den Lüften; die stolzen Helden führten
ränze und Straußenfedern auf ihren Helmen, wer einer edlen
rau in Minnedienst gesellt war, dem hatte ihre Gunst Kleinode
n Gold, Silber, Edelstein und Perlen geschenkt, die glänzten
f den Eisenhauben hell gegen die Sonne.

So führte das Heer die werthen Gäste in das Land, welches
amaiten heißt; aber als ungebetene Gäste kamen sie zu der
ochzeit. Dort bei einem Dorfe begann der erste Tanz mit
n Heiden, es blieben ihrer wohl sechzig tot, das Dorf wurde
gesteckt, daß es hoch in die Lüfte brannte. Da zog der Graf
ermann von Cilly das Schwert aus seiner Scheide, schwenkte
in den Lüften und sprach zu Herzog Albrecht: „Besser Ritter
nne Knecht", und schlug ihm den ehrenreichen Schlag. An
mselben Tage wurden 74 Ritter gemacht, der Fürst nahm
t sein Schwert und schlug Ritter, so oft man das vom ihm
gehrte, der edlen Christenheit und Maria, der reinen Magd,
Ehren. Darauf begann das Heer in dem Lande auf und
zu verheeren. Den Christen gab Gott das Glück, daß die

Heiden ungewarnt waren. Die Heiden büßten das, denn ritterlich jagte man ihnen nach, man fing, man stach und schlug; was ihnen weh that, das that uns wohl. Das Land war voll an Menschen und Gut, wir hatten unsere Lust daran, es war den Christen Gewinn, den Heiden Verlust. Da war frohe Zeit.

Das Heer schlug sich auf ein Feld, schöne Zelte wurden aufgerichtet, Banner dazu gesteckt von der Herrschaft und den Ländern, daß sich alle daran erkannten, die zu dem Heere gehörten. Die Heiden gaben in der Nacht keine Ruh, sie liefen gegen das Heer mit scharfen Waffen, sie stachen, schlugen und schossen; die Christen verdroß das, sie trieben die Feinde ab, aber die Heiden kehrten wieder und schrieen mit lauter Stimme wilden Thieren gleich, stachen nach den Leuten, schossen die Rosse und flohen dann wieder auf das Moos. Das trieben sie die ganze Nacht. Als es Tag wurde und ein Mann den andern erkannte, brach das Heer auf und zündete das Lager an, daß es hoch in die Luft brannte; da ließ der Heermarschalk in Preußenland, Gottfried von Linden, stille halten, bis jedermann mit ganzer Wehr zu seinem Banner gekommen war, und theilte das Heer zum Ritt durch das Land in sieben Schaaren. Die Heiden aber schrieen sehr in dem Busch und es ging ihnen übel, denn man schlug viele von ihnen zu Tode, Weiber und Kinder wurden gefangen, es war ein spaßhaftes Hofgesinde, da sah man viele Weiber, die zwei Kinder an ihren Leib gebunden hatten, eins vorn und eins hinten, barfuß kamen sie auf einem Pferde angeritten. Den gefangenen Heiden band man die Hände zusammen, so führte man sie am Strick gleich Jagdhunden. Wenn das Heer sich niederließ, brachten die Preußen eine Menge Gänse, Hühner, Schafe, Kühe, Pferde, Hausrath und viel Honig, das war ihrem Herzen Freude wie ein Osterspiel.

Der Marschalk und der Meister mit dem Kriegsrath vermieden den Schaden der früheren Rast und befahlen, daß man jede Nacht um das Heer einen starken Zaun mache, mit Schild-

wacht und Wehr beſetze, ſeitdem konnten wir ohne Sorge ſchlafen und die Heiden liefen uns in der Nacht nicht mehr an.

Am dritten Tage kam das Heer fröhlich in ein anderes Land, Roſſienien. Dort wurde verwüſtet, gebrannt und erſchlagen in Haide und Buſch, grade wie man Füchſe und Haſen jagt. Konrad von Schweinwart errannte den Hauptmann der Heiden und ſtach ihm den Speer durch den Leib. Die Heiden ſuchten ihren Vortheil im Walde, im Gebüſch und auf dem Moos. Denn wer ſich verrannte, dem fiel ſein Pferd bis an den Sattel in den Bruch. „Herab, herab", ſchrien dann die Unſern mit lauter Stimme, denn die Heiden lauerten darauf, daß ſich die Reiter in dem Sumpf verirren würden. Aber man war ihnen zu klug, ritt nicht weiter und lagerte ſogleich.

Da bat Graf Hermann von Cilly den Fürſten von Oeſterreich und alle neuen Ritter zu einem Abendeſſen, 82 neue Ritter ſaßen am Tiſche und man trug ihnen neun Herreneſſen auf. Die Koſt hatte der Wirth mit ſich gebracht, und fern war der Markt, wo er ſie gekauft hatte, denn es war ein Hirſch dabei, der wohl zweihundert Meilen davon an der Wieden erjagt war, der wurde dort von der Ritterſchaft verzehrt, und nichts anderes trank man bei dem Mahle als unſern Wippacher, Lutenberger und Reifal. Als das Mahl zu Ende ging, ritt noch mancher Ritter auf Abenteuer aus. Von den brennenden Dörfern und den Trümmerhaufen ſtieg in dem Lande ſo großer Dampf auf, daß Niemand in die Ferne ſehen konnte. Acht Tage blieb man im Lande und 108 erhielten den Ritterſchlag. Das Heer aber verwüſtete drei ganze Länder.

Da brach ſchlechtes Wetter auf uns ein, Wind, Regen und Hagel überkam uns mit großem Froſt, drei Tage und Nächte daß es in uns, die Koſt verdarb, der Harniſch roſtete, ſo kalt wurde es, daß die Pferde bei Nacht zitterten und weder Laub noch Gras fraßen. Da zogen wir aus dem Land, aus Sumpf und Graben, Bruch und Sand, und eilten der Memel zu. Als

wir an das breite Wasser kamen, riefen wir: „Maria, reine Maid, hilf uns mit Glück an's Land herüber". Dicht war um die Schiffe das Röhricht, tiefer Sand und Moraſt; der eine ſchwamm, der andere fuhr, bis uns Gott vom Himmelreich gnädig herüberhalf. Der Herzog beſtieg ein Schiff und wurde durch den Wind nach Königsberg getrieben; die nach ihm fuhren, waren kaum eine Meile im Waſſer, da ſchlug der Wind gewaltig um auf das kuriſche Haff zu, daß mancher meinte, es würde ſein Grab in der See werden. Das Heer aber zog zu Lande, die Pferde waren verſchlagen, ſchwach, müde, druſig, das Rennen verging den Reitern. Wir zogen durch eine Wildniß, ſie heißt der Grauden, nie ritt ich ſo ſchlechte Fahrt; wenn das Pferd bis an den Sattel in Letten und tiefem Moor ſtand, dann lag vor ihm ein großer Bach und der Reiter trieb mit Sporen und Geſchrei, es mußte in der Noth hinüber, und wenn es ihm das Leben koſtete.

Es war uns eilig nach Königsberg zu kommen, dort hatten wir Ruhe und gutes Gemach. Der Herzog ſandte an zehn Ritter und edle Knechte goldne Becher und ſilberne Schalen, darin viele Gulden als Ehrenſold. Der Meiſter und der Orden dankten dem von Oeſtreich, daß er mit ſolcher Zucht in ihrem Heere gereiſt war, denn nie ward eine Wehr entblößt in Zorn und Unbeſcheidenheit. Darauf ließ man überall zu Königsberg laut ausrufen, wem der Hof etwas ſchuldig ſei, der möge kommen, man werde ihn bezahlen. Darnach zog man heimwärts; zu Rieſenburg kam dem Fürſten eine Botſchaft, ſeine ſchöne Frau wäre von einem Knaben entbunden, das war dem Herzog große Freude, denn es war ſein erſtes Kind. — Darauf zog man nach Schweidnitz zu der Herzogin, die vom Stamme Oeſtreich geboren war, die edle Fürſtin hatte viel Mägde und Frauen von edler Geburt, dieſe erwieſen ſich ſehr freundlich und man lebte drei Tage in Freuden. Die Fürſtin aber gab jedem was er bedurfte, ganz reichlich, man durfte nicht

ein Ei kaufen. Dreizehn Roſſe ſchenkte die Herzogin und ſechzehn Stücke Goldſtoff, ihr Name Agnes ſteht im Buch der Frau Ehre verzeichnet. Von da zogen wir durch Polen (Oberſchleſien) und Mähren nach Oeſtreich.

Jedem Edlen aber gebe ich den Rath, daß er ſich St. Georg zum Geſellen nehme und an die Worte denke: „Beſſer Ritter denne Knecht“. Dann wird ſein Name mit Lob geziert. Mit Treue rath ich's, Suchenwirt.

Soweit der Spruchſprecher. — Aber dieſe getünchte Herrlichkeit des abſterbenden Ritterthums verdeckte nicht lange die unheilbare Krankheit des Ordens. Längſt war der Gehorſam verſchwunden, vergebens bemühten ſich ſtrenge Gebietiger die Regel einzuſchärfen. In ihren Comthureien ſaßen die Brüder als große genießende Herren, zuweilen als Tyrannen. Die Städte und die deutſchen Grundbeſitzer des Landes empfanden allmälig, daß der Orden ſie niederhielt um über ſie zu herrſchen. So lange der Orden, im Kampfe überlegen, an einer Heidengrenze befahl, trugen ſie auch ſeine Härten. Aber der Tag kam, wo er nicht länger verhindern konnte, daß die Lithauer Chriſten wurden. Seitdem war ſein Untergang entſchieden. Jetzt ging das Intereſſe der Kirche und der Chriſtenheit nicht mehr gegen die ſlaviſchen Nachbarn, die Kreuzfahrten mußten aufhören, Lithauer und Polen drangen vereint gegen die Ordensgrenzen. Die unzufriedenen Stände des Landes ſuchten Hülfe gegen den Orden in einem großen Bunde, den ſie mit einander ſchloſſen, endlich ſogar bei den polniſchen Nachbarn. Eine unglückliche Schlacht brach die unterwühlte Macht des Ordens für immer, er ſiechte ſeitdem in Geldnoth und Zuchtloſigkeit dahin. Er verlor die Verbindung mit Deutſchland, die deutſche Stadt Danzig und das Weichſelgebiet kamen mit ihrem guten Willen unter polniſche Herrſchaft, die den Hanſen und Ständen erträglicher däuchte als das kraftloſe und verdor-

bene Regiment des Ordens; er verlor den Zusammenhang mit seinem Landmeister in Livland, auch Ostpreußen mußte er von der Krone Polen zu Lehn nehmen. Als die Reformation aufging, wurde er in Preußen als abgestorben säcularisirt.

Erst der Friede von Oliva befreite Ostpreußen von der Lehnshoheit Polens, erst unter Friedrich dem Großen wurde das Weichselland wieder preußisch, und die Hansestadt Danzig, noch einmal verloren, wurde erst in diesem Jahrhundert mit Preußen, das alte Ordensland erst in der neuesten Zeit mit Deutschland verbunden.

Aber noch in dem letzten Jahrhundert, in welchem der Orden kraftlos dauerte, erhielt sich im Orden und bei den Hansen von Lübeck und Bremen eine freundliche Erinnerung an den alten Zusammenhang. Man nahm an, daß Lübecker und Bremer ein gewisses Hausrecht im Orden hätten. Im Jahr 1445 forderte der Bürgermeister Kollmann aus Lübeck — keiner von den Geschlechtern — für seinen Sohn Aufnahme. Und eine alte niederdeutsche Inschrift am Rathhause von Bremen bezeichnet ergötzlich die Stimmung, mit welcher der Hanse damals den Orden ansah:

Viele Christen sind von großer Hitze krank geworden;
Das gab eine Ursache dem ritterlichen deutschen Orden,
Der von den Bremern und Lübischen zuerst anfängt,
Darnach hat sich der Adel auch mit angehängt. —
Und niemand soll gestattet werden in dem Orden
Als der von Adel geboren, er sei groß oder klein,
Ausgenommen Bürger von Bremen und Lübeck allein.

7.

Beſiedelung des Oſtens.

Vom Bord der Hanſen.

Wer mit ſeinen Waarenballen in häufiger Todesgefahr dahinfuhr auf unſicherer Königſtraße oder über die wilde See, der mußte Ausſicht auf großen Gewinn haben, um das Wagniß ſolcher Reiſe auf ſich zu nehmen. Und wer ſeinen Vortheil verfolgte unter räuberiſchen Landsleuten oder fremdländiſchen Heiden und unter dem Haß und Neid anderer Kaufleute, die auf denſelben Wegen fuhren, dem gedieh nicht wohlwollende Rückſicht auf den Vortheil anderer und Geduld bei der Concurrenz ſeiner Genoſſen. Der Kaufmann des Mittelalters war im Geſchäft ein ſehr eigenſüchtiger und harter Mann, der vor allem trachtete, ſich allein die Früchte ſeiner Anſtrengung zu ſichern, durch Privilegien, die er kaufte, durch Feindſchaft, die er gegen Mitbewerber aufregte, ja durch Bedrückung ſeiner eigenen Stadtbürger, denen er die Waaren der Fremden nur durch ſeine Hand gewähren wollte. Wo ſeine eigene Kraft nicht ausreichte, band er ſich mit Schwurgenoſſen, aber auch dieſer Verband ſuchte zuerſt Vorrecht und Privilegium und wußte ſeine Stadt oder einen Bund von Städten zu beſtimmen, daß ſie ſeine Handelsintereſſen vertraten, Flotten rüſteten und Krieg führten, damit die Geſellſchaft den beſten Markt behielte. Und der

Kaufmann sah wahrscheinlich gleichgültig auf Gewaltthat un vergossenes Blut, wenn es seinem Geschäft Nutzen brachte.

Und doch hat dieser harte und abschließende Egoismus d Kaufmanns die europäische Völkerfamilie des Mittelalters zue aus Isolirung und Barbarei herausgehoben, er hat, wo er hi kam, überall höhere Cultur verbreitet, er hat die Räuber d Landstraße und die Räuber der See bekämpft, er hat das Beu und Strandrecht im Binnenlande und an den Küsten dur Krieg und Verträge vernichtet, hat blühende Städte geschaff an ödem Strande und auf unwirthlicher Haide, hat das Christe thum und die Bildung seiner Zeit mit den Bedürfnissen, die aufregte und befriedigte, in ferne Länder getragen, er hat zue die Völker der Erde zu einer großen Einheit verbunden, und e der so gefügig gegen starke Uebermacht und so unduldsam gege seine deutschen Rivalen war, hat die Ehre seiner Nation, di Ueberlegenheit deutschen Wesens, ja sogar den Umfang und di Grenzen des Reichs bewacht und erweitert in einer Zeit, i welcher Kaiser, Fürsten und Ritterschaft nicht im Stande ware nach großer Politik zu handeln.

Denn dieselbe Thätigkeit des Kaufmanns, welche so leich selbstsüchtig macht, ist zugleich mehr als jede andere au die Güte menschlicher Natur berechnet. Sie ist unmöglich ohn ein großartiges Vertrauen, welches der Kaufmann anderen ge währt, nicht nur den Leuten, die er selbst im Dienste hat, auc den Fremden, nicht den Christen allein, auch Heiden. Die Red lichkeit, welche eine eingegangene Verpflichtung völlig und gan erfüllt, auch wenn sie einmal ein Opfer kostet, ist dem Hande in jedem Stadium seiner Entwicklung unentbehrlich; und grad deßhalb, weil der Handel Treue und Rechtschaffenheit im Ver kehr zum besten Vortheil macht, schafft er gesunde und dauer hafte Verbindung der Menschen. Man staunt vor dem geschäf lichen Treiben des Mittelalters über die Größe des Vertrauen und die Festigkeit der Verbindungen in einer Zeit, wo das Pflich

gefühl so viel kleiner war als jetzt, und die Begehrlichkeit so viel größer, wo Gut und Geld des Kaufmanns die poetische Sehnsucht von Millionen waren und die Aneignung fremden Gutes für ein kleines Unrecht, ja vielleicht für ein rühmliches Wagniß galt. Es ist wahr, der Credit wurde nicht so leicht und sorglos bewilligt wie jetzt; wenn der Kaufmann in fremder Stadt verkaufte, so suchte er am liebsten Waare gegen Waare oder gegen baares Geld umzusetzen, und wenn er Credit gab, forderte er eine Sicherheit in notarieller Urkunde, indem er das Geschäft in das Rathsbuch der Stadt eintragen ließ und von dem Käufer Bürgen verlangte; aber unter diesen vorsichtigen Formen bestand trotz Argwohn und häufigem Betrug, als Regel doch ein gutes Vertrauen, daß der andere das geschlossene Geschäft, Handschlag und gemeinsamen Trunk ehren werde. Jeder ansehnlichen Stadt war vortheilhaft ihren Fabrikaten dadurch guten Absatz zu verschaffen, daß sie dieselben von sicheren Leuten prüfen und bezeichnen ließ, und der Ring, womit der Barchent von Ulm gezeichnet war, oder die Hausmarke eines großen flamländischen Webers galten auf allen Handelscontoren Europas als Gewähr für die Güte der Waare. Wenn das Schiff eines Hansen fremden Strand anlief, wo Heidenvölker wohnten, und der Kaufherr das Wohlwollen eines Häuptlings gewann für den Tauschhandel, den er in einer Strandhütte einrichtete, dann mußte er dem Heiden Leib und Gut anvertrauen, und wenn er mit den Jägern und Zeidlern des Volkes eine Lieferung von Fellen, Wachs und Honig besprach für die nächste Schiffahrt, so mußten beide Theile ein ganzes Jahr lang die Zuversicht haben, daß der andere zur bestimmten Sommerzeit die Fahrt nach der Küste machen werde. Und überall, wo der Handel auf gebahnten Straßen ging, hatte dies geschäftliche Zutrauen sehr früh bestimmte Formen gewonnen. Die Geldanweisungen auf befreundete Häuser waren nirgend zu entbehren, seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts wird auch die Uebertragung dieser An-

weisungen auf dritte und die Bürgschaft dritter durch angehängte Siegel in Deutschland gebräuchlich.

Die Kreuzzüge hatten zahllose Erfindungen und Genüsse des Südens zu einem deutschen Bedürfniß gemacht, die Küsten des Mittelmeers, der große Markt Constantinopel und die Handelsstädte der Italiener waren dem bewanderten Deutschen vertrauter als die meisten Landschaften des römischen Reiches, Wageluſt und Unternehmungsgeist waren hoch gesteigert. Von da beginnt der großartige Aufschwung des deutschen Verkehrs.

Bis zur Gegenwart hat der deutsche Handel — das Culturverhältniß der Zeiten gerechnet — die Höhe des letzten Jahrhunderts vor der Reformation nicht wieder erreicht, fast der gesammte Landhandel nach der Welt des Ostens und beide Nordmeere bis über die holländische Küste standen unter Herrschaft des deutschen Kaufmanns, der in den großen Marktstädten Mitteldeutschlands, in Magdeburg und Erfurt, in Halle und Leipzig, die Waaren des Nordens und Südens tauschte.

Aber auf keinem Gebiet irdischer Interessen wird der Unterschied zwischen Oberdeutschen und Niederdeutschen so bemerkbar, als in der Thätigkeit, welche nationale Schranken mehr als jede andere durchbricht. Mittelmeer und Nordmeer, Landhandel und Seehandel, Fabrikant und Kaufmann, Goldwährung und Silberwährung stehen im Verkehr der Ober- und Niederdeutschen gegen einander. Die großen Binnenmärkte Ulm, Augsburg, Nürnberg, Basel, Straßburg, Mainz, Regensburg, Frankfurt und Erfurt kaufen zumeist von Gegenden, in welchen der Himmel milder, der Verkehr reicher entwickelt, die Cultur älter ist, bei ihnen gewinnt der Handel zuerst fast moderne Formen in fester Verbindung mit großen fremdländischen Geschäften; dort zieht mit Waaren und zierlicher Arbeit des Südens auch Kunstgeschmack, einige Wissenschaft und verfeinerter Lebensgenuß in das Land, der süddeutsche Kaufmann läßt einen Sohn oder Verwandten in Italien oder Frankreich Recht und Medicin studiren, und der

gelehrte Jurist, der Arzt und Apotheker werden zu den Patriciern der Stadt gerechnet; der Kaufmann ist oft selbst Weber, und auf der Fabrikation der verschiedenen Stoffe, welche die Innungen seiner Stadt in besonderer Güte verfertigen, beruht die Größe seines Geschäfts. Ein Nürnberger Geschlechter richtet 1390 die erste Papierfabrik in Deutschland ein, ein anderer zu Mainz erfindet fünfzig Jahr später die Kunst, dies Papier zu bedrucken. Durch viele geschäftliche Verbindungen sind die hochdeutschen Kaufleute mit großen Fürsten oder dem Königshofe vertraut, und erhalten ein persönliches und Parteiinteresse bei den inneren Händeln des Reiches. Die französischen Moden, welche schon damals den feinen Mann beherrschen, werden zuerst von den Geschlechtern aufgenommen, und ebenso wie das Ritterthum in Süddeutschland sich höfischer entwickelt hat, so zeigen auch die reichen Stadtbürger ein modisches und zuweilen fremdländisches Wesen. Jede Stadt im Süden hat ferner so eigenthümliche Handelsinteressen, daß sie denen ihrer Nachbarn fast immer abgeneigt oder gefährlich sind; die Städte vereinigen sich einmal zu Bünden, weil die Unsicherheit der Landstraßen als gemeinsames Leiden gefühlt wird, aber es sind Vertheidigungsbündnisse gegen Fürsten und Vasallen, nicht Verträge zu gemeinsamem Handel und sie haben geringe Dauer; jede Stadt erstarkt für sich allein, in bewußtem Gegensatz zu den andern.

Weit anders da, wo die niederdeutsche Sprache altheimisch oder durch sächsische Colonisten eingebürgert ist. Dort bleibt bis tief in das Land in der Altmark, in Westphalen, in dem großen Köln das Interesse vorzugsweise nach den Nordmeeren gerichtet, der lohnendste Handel wird zu Schiffe geführt, auch die Kaufleute kleinerer Landstädte betheiligen sich als Rheder und Befrachtende an der Seefahrt. Der Kaufmann und seine Diener sind lange Zeit selbst die Reisenden, sie sind vorzugsweise die Städtegründer, bewaffnete Kämpfer vom Schiffsbord, oft wagelustige Abenteurer, welche Haus und Heimath leicht mit der

Fremde vertauschen. Viel alterthümliche und rauhe Sitte erhält sich im Verkehr mit Nordmannen und Heiden. Auch der niederdeutsche Kaufmann ist Fabrikant, zumal am Unterrhein wurzelt das frühste Gedeihen des Seehandels auf dem Export heimischer Arbeiten, aber in den größten Städten der Sachsen ist die Fabrikation weit weniger wichtig als die Lebensmittel, Rohstoffe und Waaren der Fremde. Und der Gewinn dieser Waaren ist mit Wagniß und Gefahr verbunden, welche die stärkste Manneskraft in Anspruch nehmen und einen trotzigen, herrischen und ehernen Willen aufziehen. Die große Verbindung der Hansa reicht fast genau so weit als die niederdeutsche Sprache, sie ist eine Verbindung vieler Städte zu gemeinsamem Handel in der Fremde, nicht zur Vertheidigung, sondern zur Eroberung.

Ein Unterschied war auch in der Geldwährung. Wer damals Kaufmannschaft trieb, mußte geübt sein den Werth des Geldes zu berechnen. Der Zerfall des Reiches wurde jedem bemerkbar, der bei einer Reise das Silbergeld der verschiedenen Landschaften und Städte betrachtete. Die Kaiser hatten ihr altes Münzrecht den Reichsstädten und Landesherren verkauft, die Landesherren wieder ihren größeren Landstädten, es kam vor, daß eine größere Stadt die Münze in eine kleineren erworben hatte. Das Münzamt war an vielen Orten in erblichen Besitz reicher Familien gekommen, die zahllosen Münzstätten, die Verschiedenheiten der Metallgewichte, welche zu Grunde lagen, die Mannigfaltigkeit der alten Namen und Werthe an stadtüblichen Verkehrsmünzen hätten hingereicht die größte Ungleichheit hervorzubringen, der Eigennutz that das übrige. Da schlechter ausgebrachte Münze immer die bessere einer Landschaft verdrängte, so wurden auch gewissenhafte Stadtgemeinden gezwungen allmälig schlechter an Schrot und Korn zu prägen; war die Verwirrung zu groß geworden, dann wurde wohl einmal ein untreuer Münzmeister beim Kopf genommen oder wenn der vornehme Mann verstand die Schande auf eine

seiner Knechte abzuleiten, ein Münzknecht verbrannt. Oder es wurden neue Bestimmungen getroffen und ein neuer Münzfuß eingeführt, der sich eben so wenig behauptete. Es war der beste Vortheil des Großhandels, daß er nach verhältnißmäßig fester Goldwährung rechnete. Grundlage war für Mitteleuropa die kölnische Mark gewesen, nach ihr hatten zuerst die Florentiner ihr Guldein geschlagen, darauf die Venetianer ihren Ducaten, dann Ungarn, Böhmen, die rheinischen Kirchenfürsten ihren Gulden. Auch Schrot und Korn dieser Goldstücke stand durch diese Jahrhunderte nicht ganz fest, sie waren im Durchschnitt bis nach 1400 dem Goldwerth unseres Ducaten fast gleich. Aber das Silber hatte damals verhältnißmäßig höheren Goldwerth als jetzt.

Mit dieser Goldwährung handelte der hochdeutsche Kaufmann fast über die ganze bekannte Erde, die Fische des Asow'schen Meeres bezog er über Lemberg, seine Rüstungen und kostbare Seidenstoffe aus Constantinopel, Perlen, cyprische Weine, Gold- und Silberwaaren über Venedig und Genua, die zahllosen Producte der Mittelmeerländer: Oel, Mandeln und Reis, Feigen und Rosinen nicht nur über Italien, auch aus Barcelona über Avignon. Und er tauschte die Waaren des Südens und die Arbeiten der heimischen Schmiede und Goldarbeiter zu Brügge, und Mastricht mit seinen Wollstoffen aus Flandern.

Auch dem Kaufmann der Hansa diente die Goldwährung, wenn er seine Schiffe nach Portugal oder an die französische Westküste sandte, und wenn er sich mit seinen Handelsfreunden am Rhein und in Süddeutschland berechnete. Aber der größte Theil seiner Geschäfte wurde mit Silber gemacht, das englische Pfund und die norddeutsche Mark, einst ein halbes Pfund Silber, waren zu Rechnungsmünzen geworden, deren Werth fast in jeder Stadt und fast in jedem Jahrzehnt ein anderer wurde. Dem Hansen machte die unabläßige Verschlechterung des Geldes viel zu schaffen, sie brachte in seinen Handel den größten, fast un-

berechenbaren Gewinn und Verluſt, denn in jeder Stadt war der Curs fremden Silbergeldes ein anderer, häufig wechſelnder; aber er konnte die kleinen Silberſtücke bei ſeinem Verkehr mit armen Völkern nicht entbehren, und er behandelte in ſeinem Contor zu Nowgorod Pelzwerk, Wachs, Häute des Oſtens, in Gothland die Fiſche und Felle des Nordens und verkaufte in ſeinem Stahlhofe in London weiße Falken, Hermelin, Heringe und Thran aus der Oſtſee gegen Pfund, Mark und Schillinge.

So allmälig entſtand der Bund der Hanſaſtädte, daß wir ſeinen Anfang gar nicht wiſſen; auch der Name erſcheint gelegentlich, er bezeichnet urſprünglich ebenſo wie das Wort Innung, die Steuer, welche ſich die Genoſſen auflegten. Zuerſt verbanden ſich einzelne Städte am Niederrhein und wieder an der Weſt- und Oſtſee zu gemeinſamer Verfolgung ihres Vortheils in England, auf Gothland, am Ilmenſee, andere ſchloſſen ſich allmälig an, lange banden ſich kleinere Gruppen durch Verträge, bis die Bünde im Weſten und Oſten zuſammenfloſſen. Auch nicht jede größere Stadt ſchloß jeden wichtigen Vertrag; in den älteſten Freibriefen fremder Könige fehlt bald Hamburg, bald Bremen.

Auch innerhalb des Hanſabundes beſtanden dauernde Gegenſätze, außer den landſchaftlichen die größeren zwiſchen dem Handel des Niederrheins, welcher vorzugsweiſe auf den Fabrikaten der Landſchaft beruhte, und zwiſchen den Intereſſen der wendiſchen und preußiſchen Städte, welche vorzugsweiſe Kaufmannſchaft durch Einfuhr und Ausfuhr fremder Waaren trieben. Von Köln und ſeinen Nachbarn begann die Hanſa, aber die wendiſchen Seeplätze erhielten das Uebergewicht, das junge Lübeck wurde Haupt, und die Kölner verharrten im Bunde in einer ſtolzen Oppoſition und erregten die Unzufriedenheit der anderen durch eigenmächtigen und herriſchen Abſchluß von Verträgen, in denen ſie Begünſtigung vor den Bundesgenoſſen ſuchten.

So hatten seit zwei Jahrhunderten Verbindungen der Hansen in vielen Fällen bestanden, bis 1367 zu Köln die Städte einen großen Bund gegen König Woldemar von Dänemark schlossen und drei Jahre ihren glorreichsten Krieg führten. Seitdem gaben sie sich eine Ordnung und theilten den Bund in Quartiere.*) Aber auch von da wechselte die Zahl der Mitglieder unablässig, kleinere Städte schieden aus, neue, die heraufkamen, traten ein, zuweilen gerieth eine Stadt oder eine ganze Gruppe derselben wegen Unfügsamkeit und weil sie in eigenem Interesse gegen den Bund gearbeitet hatten, mit den andern in Zwist, einzelne wurden wohl gar auf eine Zeit ausgeschlossen, z. B. Bremen; ein andermal verweigerte eine ganze Gruppe die Theilnahme an den wichtigsten Maßregeln, Kriegen und Verträgen, dann sandten nur die eifrigen ihre Flotte in See oder erwarben Privilegien für sich. Daß der Bund nicht festeren Zusammenhalt hatte, war natürlich, die Städte lagen von Osten nach Westen auf einem Terrain zerstreut, welches von Reval bis über die Schelde reichte, ihre Lebensinteressen waren in der That oft in unsühnbarem Widerspruch, was dem Kaufmann in Riga oder Danzig, in Wisby oder Bergen wohlthat, das war für Köln oder das deutsche Contor zu Brügge von größtem Schaden. Nicht die inneren Zwistigkeiten sind auffallend, sondern daß trotzdem Stadtgemeinden und Contore durch mehr als drei Jahrhunderte

*) Die Eintheilung in vier Quartiere: ein wendisches, Vorort Lübeck (dazu auch Bremen und Hamburg), ein rheinisches, Vorort Köln dazu Städte von Westphalen, Geldern, Overyssel), ein sächsisches, Vorort Magdeburg, später Braunschweig, und ein preußisches (die Handelsstädte Preußens und Livlands), Vorort Thorn, später Danzig, im ganzen ein und von c. 80 Städten, scheint erst im 16. Jahrhundert consequent durchgeführt. In der Blüthezeit der Hansa sind nur die Gruppen der wendischen Städte bald mit bald ohne die Nordseehäfen, und die Gruppe der preußischen und livischen Städte festgeschlossene Abtheilungen der großen Hansa.

immer wieder zusammenhielten und nicht selten ihren Vorthe
Allgemeinheit zum Opfer brachten. Und sie waren schlimm d
denn die Gegner betrachteten sie als einigen Bund und si
Rache für den Nachtheil, den ihnen eine einzelne Stadt zu
hatte, an dem Handel aller Bundesglieder; wenn ein Seer
in Wismar französische Waaren verkauft hatte, wurden Br
oder Kölner Waarenballen dafür confiscirt. Jeder Hanse n
gefährdet durch jede Ungebühr welche einer beging, und doc
es schwer, von den Bundesstädten Hilfe und Genugthuun
den erlittenen Schaden zu erhalten.

Wir sehen jetzt aus einem weit anders geformten St
leben mit Befremden auf solche Inconsequenzen in einer
Genossenschaft, aber alle politischen Verbindungen des M
alters zeigen genau dieselben Widersprüche: Städte, n
gegen ihren Landesherrn vorsichtig die Thore schließen, La
herren, welche sich um König und Reichstag gar nicht küm
Vasallen und Stadtbürger, welche durch Schwur ihrem Herrn
ihrer Stadt und gleichzeitig deren Feinden verpflichtet sind, ein
sches Kaiserthum, welches nie die Hansa anerkannt noch we
das Verhältniß derselben zu anderen Reichsgewalten geregel
Zu einem Bunde, welcher Wohlstand und Cultur Deutschl
durch zwei Jahrhunderte mehr gefördert hat, als irgend eine a
Macht des Reiches, hatten die obersten Gebieter desselben R
gar kein Verhältniß, ja ihre Politik war in der Regel den H
feindlich, und der Kaiser oft in Freundschaft und Bündni
den Königen, welche mit Flotte und Heer gegen die Städt
Reiches ausgezogen waren. Noch Karl V. hatte durch
Decrete eifrig den Handel seiner burgundischen und n
ländischen Städte gegen die Städte seines deutschen R
vertreten. Es ist überall ein unfertiges Staatsleben, unt
letzte Resultat dieser Zeit ist das allmälige Heraufkomme
fürstlichen Staates, der die Städte mit harter Hand s
Willen unterwirft und sie zwingt, seinem eignen Vorth

enen, aus dem allmälig nach Siechthum und Schwächen der meinsame Vortheil des gesammten Volkes wird.

Die Größe und Macht der Hansa ruhte meist auf dem Handel rer Osterlinge, der Ostseehändler. Denn damals war die Ostsee er große Fischbehälter Europa's; der Dorsch und seine Verwandten älzten sich haufenweis in die ausgeworfenen Netze, der Hering am alljährlich in ungeheuren Wanderzügen durch den Norsund, n den Flußmündungen wimmelten der Lachs und der Aal unter en Booten der Slavendörfer. Auch der Wal, das Schrecken er Schiffer, warf häufig seine Wasserstrahlen, und reihenweise agen die runden Leiber der Robben am Strande. Den Heiden ar eine menschenfreundliche Göttin Beschützerin des stummen Seevolkes gewesen, für die Christen übernahm die Jungfrau Maria dieses Amt. Lange vor Ankunft des deutschen Ordens n Preußen nahm man an, daß sie Gebieterin dieser Strandandschaften sei wie ihr Sohn Oberlehnsherr des gelobten Landes, und Papst Innocenz III. versprach 1213 dem Bischof von Riga für das Land der Mutter nicht weniger zu sorgen als ür das des Sohnes. Und es wird zweifelhaft bleiben, ob die Heilige die Germanisirung der Ostseeküsten vollendet habe als Patronin der wilden Kreuzheere und der reisigen Ordensbrüder, oder in friedlicherer Thätigkeit als Regentin der deutschen Fischerei und der Wanderfahrten des Herings. Denn die politische Geschichte der Ostsee ist unleugbar zum großen Theil urch die geselligen Neigungen des Herings gerichtet worden.

Bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts fuhr der Fisch ängs der Küste von Pommern in so dichten Massen, daß man n Sommer nur den Korb in das Meer zu tauchen hatte, um m gefüllt herauszuziehen. Damals wuchsen die wendischen Seestädte, vor anderen Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, reifswald mit märchenhafter Schnelligkeit zu hohem Wohlstand herauf. Im dreizehnten Jahrhundert verlegte der Fisch ine Seewege und strich längs der flachen Küste von Schonen

und dem norwegiſchen Ufer. Sogleich eilten alle ſeetüchtige Völker in ſein Fahrwaſſer und die deutſchen Hanſen kämpfte um ſeinetwillen blutige und ſiegreiche Kriege mit den Dänen den Herren des Nordſtrandes, mit Engländern, Schotten un Holländern, ſie brachen den däniſchen Königen ihre feſte Schlöſſer, beſetzten ihre Inſeln, vertrieben und erſchluge die Seefahrer anderer Nationen an fremdem Strand und be haupteten durch Jahrhunderte die Herrſchaft auf Gothland, Schonen und Bergen. Das wurde die große Zeit der deutſche Hanſa. Nach 1400 aber, in derſelben Zeit, wo die Gnade de himmliſchen Helferin ſich von dem deutſchen Ordensheer in de Schlacht bei Tannenberg abwandte, wurden auch die Familien gefühle des Herings von der Oſtſee ab an die holländiſch Küſte geleitet. Seitdem wurden die holländiſchen Städte reic und den erſtarkten Hanſen verminderte ſich der Erwerb, de ſie ihren erſten Wohlſtand verdankten.

Auf dem Lande wußte der Kaufmann der Hanſa ſich ſei dem dreizehnten Jahrhundert ritterlich zu halten, er verſtan im Spiel des Schildbaums oder der Tafelrunde ſeinen Spee regelrecht zu verſtechen. Gern zeigte er ſeinen Wohlſtand dur ſtattliche Kleidung, koſtbaren Pelzrock und bunte Farben, di ihm der Schildbürtige nicht gönnen wollte, er trug das Schwe oder lange Meſſer an der Seite und ſeinen Kaufmannsgurt, dieſe von anderer Form als der Ritter, aber reich verziert, daran di ſchöngeformte Geldtaſche und ſeinen Siegelring, worein da wichtige Zeichen ſeines Geſchäftes, die Hausmarke, gegrabe war. Denn auch er war des Schreibens nicht immer mächti und beſtätigte durch dieſelbe Marke, die von ſeinen Fäſſern un Ballen her in Florenz und Liſſabon, in London und Nowgoro wohl bekannt war, die Urkunden, welche er durch den Schreibe ausſtellen ließ, ſeine Geldanweiſungen und die Bürgſchaf welche er bei den Anweiſungen anderer übernommen hatte.

Aber derſelbe Mann trug auch die Friesjacke des Schiffer

und das Kettenhemd eines Wappners zur See. Denn er fuhr als Rheder seines guten Schiffes, oder auch als Schiffer einer städtischen Kogge durch alle bekannten Meere. Nicht nur in den Kreuzzügen segelten die Schiffe des Hansen bis in die letzten Buchten des Mittelmeers, auch um Handelschaft unternahm er Reisen an die Küsten von Sicilien und wieder bis hinauf nach Island, und wegen eines Gelübdes die Pilgerfahrt nach Compostella.

Die Kogge, in welcher er fuhr, war nach anderem Princip gebaut als die alten Schiffe des Mittelmeers; während dort die Formen der Galeere in langen schmalen Fahrzeugen mit niedrigem Bord dauerten, war das Schiff der Nordmeere die vergrößerte Slupe, ein rundbauchiges Fahrzeug mit starkem Kiel, mächtigen Steven und hohem Bord, der nach beiden Enden stark aufsprang, mit eingehaktem Steuer, das durch eine Pinne bewegt wurde, mit hochgewölbtem rundlichem Bug und steilem Bugspriet und mit einem starken hohen Mast in der Mitte. Wurde ein großes Schiff zum Krieg gerüstet, dann wurde im dreizehnten Jahrhundert auf Back und Schanze, über Bugspriet und Steuer ein Gerüst, gezimmert, darauf eine Plattform mit hölzernen Zinnen für die Schützen und für eine Standarmbrust oder Wurfmaschine. Auch der Mastkorb hatte steuerwärts einen Ausbau mit Zinnen. Und die Fahrzeuge müssen nicht klein gewesen sein, das Dänenschiff, welches im J. 1234 von den Lübeckern erstiegen wurde, soll 400 Gewappnete enthalten haben. Allmälig nahm das Kriegsgerüst auf Back und Schanze die Form kleiner Thürme an, endlich wurde im fünfzehnten Jahrhundert auf beiden Enden der Schiffsbord erhöht um ein oder zwei Halbdecke, das Vor- und Hinterkastell. Aus dieser Zeit sind viele Namen der verschiedenen Seeschiffe überliefert, die Erfindungen aller Völker wurden in den Nordmeeren heimisch. Jedes schwere Schiff hieß damals „Holk", eine bestimmte Form desselben war das „Kravel" (Caravelle);

es scheint Briggtakelage gehabt zu haben, und etwa den Tonnengehalt einer kleinen Fregatte unserer Zeit. Da die Schiffslänge im Verhältniß zur Breite geringer war als jetzt, blieb der Hauptmast während des ganzen Mittelalters der wesentliche Theil der Takelage. Der Fake, Fockmast, und der — wahrscheinlich spätere — Besanmast standen näher am Hauptmast als jetzt, beide schräg von ihm abgeneigt, weit schwächer und niedriger, sie sehen auf den allerdings späten Abbildungen aus wie eingesetzte Stengen. Die Convoyschiffe, welche die Handelsflotten geleiteten, Orlogschiffe oder Friedenskoggen (Geleitschiffe) genannt, führten Büchsen und Bliden (Schleudern) und außer der seemännischen Bemannung noch Wappner, in Danzig um 1400 gewöhnlich vierzig bis siebzig Mann.*)

Die technische Leitung des Fahrzeuges hatte der Schiffer, unter ihm standen Steuermanne, Zimmermanne, Schiffsmanne, Bootsmanne, Putken, zusammen die Schiffskinder genannt, und

---

*) Die alte Form des hansischen Kriegsschiffes zeigt das Siegel der Stadt Danzig von 1299, abgeb. in Weinreich's Chronik, herausg. von Th. Hirsch und F. A. Voßberg. — Aus späterer Zeit werden ebenda folgende Schiffsmaße angeführt:

Kravel, 1462, „Peter von Rochelle", franz. Schiff: Decklänge 25 Faden, Deckbreite zwischen den äußersten Barkhölzern 21 Ellen und 3 Fingerbreiten. Bemannung (durch Danzig) 350—400 Mann.

Galeide (Goelette), 1473, „St. Thomas", engl. Schiff: 23 Faden Mast, doppeltes Vorkastell, „Facke" und „Mast".

Kravel, 1488, Danziger Schiff: Kiel 55 Ellen, Decklänge 23 Faden, Deckbreite (wie oben) 22 Ellen, Bemannung 200 Mann.

Kravel, 1488, Danziger Schiff: Kiel 36 Ellen, mit „Facke" und „Mast".

Mast und Deck erhielten, wie es scheint, gleiche Länge. Von Segeln wird das Schönfahrsegel und Fackesegel erwähnt. — Wir wissen zur Zeit weniger von der Schiffahrt unserer Ahnen, als sich ziemt. Der Untersuchung durch einen Sachkundigen würde es nicht an Material fehlen.

gegen Löhnung, „Heuer“ angenommen. Außerdem wurden zu Kriegsreisen freie Söldner, „die Ruter“, geworben, diese gern auf einen Beuteantheil. Sie waren die Landsknechte der See, verwegene, aber aufsätzige Gesellen, mit denen schwer auszukommen war.

Selten wagte sich das Schiff zu weiter Fahrt allein in die See. Da die Zeit der Ausfahrt für viele Reisen geboten war, sammelten sich die Schiffe einer Stadt oder Landschaft, große und kleine, leicht zu einer Flotte. Nie war man sicher, ob fremde Herrscher grade mit einer entfernten Stadt der Hansen in Zwist gekommen waren und erlittenes Unrecht rächen wollten. Dann gab es überall „Auslieger“, Kaperschiffe der Deutschen und fremder Völker, deren Bemannung aus harten Seevögeln bestand und keine besondere Achtung vor Verträgen und Seerecht erwies. Zumal die Besitzer von Strandburgen waren geneigt, ihre Gewohnheiten von der Landstraße auf die See überzutragen; konnte doch noch 1491 Herzog Friedrich von Holstein sich nicht versagen, ein Kravel auszurüsten, und auf einer Fahrt durch den Sund in die Westsee alles zu capern, was ihm vorkam. Endlich blieben die Seeräuber vom Handwerk eine untilgbare Plage. Hinten in der Ostsee wirthschafteten finnische und slavische Seediebe. Seit 1390 war die Genossenschaft der deutschen Vitalienbrüder zuerst das Schrecken der Dänen, bald aller Kauffahrer. Den Städten Rostock und Wismar wurde nachgesagt, daß sie durch ihre Kaperbriefe das Unwesen groß gezogen hätten. Verwegene Gesellen der deutschen Küste, auch Herren vom Adel, hatten sich zu gleicher Theilung der Beute zusammengeschworen, sie hatten die Insel Gothland erobert, auf der schwedischen und norwegischen Küste Land und Burgen besetzt, sie fanden Unterschleif bei Landesherren, ja sie wagten ihre geraubten Waaren sogar in Hansestädten zu verkaufen — ihre wilde Verwegenheit, einzelne Züge von ritterlichem Stolz und blutige Thaten erhielten durch

funfzig Jahre die ganze Seeküste von Reval bis zur biscayischen Bucht in Aufregung. Es kostete den Hansen, dem Orden und den Dänen viele Mühe diese Freibeuter zu dämpfen, und lange sangen die Leute an der See von Stortebecker und Godecke Michael, wie sie am Bord ihrer Schiffe geraubten Wein tranken, als die Schiffe der Hamburger in Sicht kamen, wie die „bunte Kuh" von Flandern, das Hauptschiff der Hamburger, den Räubern das Vorkastel entzwei lief, wie die gefangenen Räuber sich beim Rath ausbaten, in ihrem besten Gewande den Trauerberg hinaufzugehn und von Pfeifern und Trommlern geleitet wurden, und wie der scharfe Richter in seinen geschnürten Schuhen bis an die Enkel im Blute stand.

War das Schiff der Hansen ausgelaufen und einen halben Seeweg gefahren, dann versammelte der Schiffer Kriegsleute Kinder und Reisende und sprach: „Wir sind Gott und Wind und Wellen übergeben, darum soll jetzt einer dem andern gleich sein. Und da wir von schnellen Sturmwinden, ungeheuren Wogen, Seeraub und anderer Gefahr umringt sind, kann unser Reise ohne steife Ordnung nicht vollbracht werden. Deßhalb beginnen wir mit Gebet und Gesang um guten Wind und glückliche Ausfahrt, und besetzen nach Seerecht die Schöffenstellen, damit ehrliches Gericht sei." Darauf ernannte er mit Beistimmung des Volkes einen Vogt, vier Schöffen, einen Wachtmeister und Schreiber, einen Meistermann, der die Strafurtheile vollzog, und einen Rackersmann mit zwei Knechten, der das Schiff rein hielt. Endlich wurde das Seerecht mit seinen Strafen verkündet: Niemand soll fluchen bei Gottes Namen, niemand den Teufel nennen, nicht das Gebet verschlafen, nicht mit Lichtern umgehen, nicht die Victualien verwüsten, nicht dem Zapfer in sein Amt greifen, nicht nach Sonnenuntergang mit Würfel oder Karte spielen, nicht den Koch vexiren und nicht die Schiffsleute hindern, bei Geldstrafe. Wer auf der Wache schläft, wer binnen dem Schiffsbord Rumor anrichtet, der soll

unter dem Kiel durchgezogen werden; wer an Bord seine Wehr entblößt, sie sei lang oder kurz, dem wird die Wehr durch die Hand an den Mastbaum geschlagen, daß er sich selbst die Wehr durch die Hand ziehen soll, wenn er loszukommen begehrt. Wer einen andern mit Unrecht verklagt, soll die doppelte Strafe der Schuld zahlen; niemand soll sich am Meistermann rächen.

Bei stiller See wurde das Seerecht verkündet, darnach Gericht gehalten und gestraft. Nahte das Schiff am Ende seiner Fahrt dem Hafen auf einen halben Seeweg, so machte zuerst der Kielherr oder Schiffer seine Rechnung mit Passagieren, Rutern und Kindern, dann traten Vogt und Schöffen zusammen, und der Vogt dankte ab und sprach: „Was sich auf diesem Schiff zugetragen, das soll einer dem andern verzeihen, tot und ab sein lassen. Was wir geurtheilt, das ist geschehen um Gericht und Gerechtigkeit. Darum bitte ich jeden im Namen ehrlichen Gerichts, daß er die Feindschaft ablege, die er auf den andern geschöpft, und bei Salz und Brod einen Eid schwöre, der Sache im argen nicht wieder zu gedenken. Wer sich aber beschwert erachtet, der soll nach altem Brauch den Strandvogt anrufen und vor Sonnenuntergang das Urtheil begehren.“ Darauf aß jeder Brod und Salz, einer verzieh dem andern was geschehen war. Und landete man in dem Hafen, dann wurde eine Büchse abgebrannt und der Stock mit den Strafgeldern dem Strandvogt übergeben, damit er sie den Armen reiche.*)

Fuhr der Kaufmann in fremden Hafen ein, wo er mit Schiffen anderer Völker zusammentraf und doch nicht in dem Gesetz einer befreundeten Stadt Schutz fand, so war er gar nicht sicher, ob die Fremden Freund oder Feind sein würden.

*) Aus der Ostsee im sechzehnten Jahrhundert beschrieben in der Reise des Joh. Dav. Wunderer, abgedruckt in J. C. Fichard, Frankfurtisches Archiv II, 245.

Auch wenn Friede war zwischen seiner Stadt und dem Land de Fremden, konnte Erinnerung an frühere Gewaltthat, an ei genommenes Schiff, das in der Flotte des Hansen wieder er kannt wurde, an gekaperte Waarenballen und ähnlicher Zufal einen Angriff durch die Fremden verursachen, und das Rec des Strandes erwies sich nach verübter Gewaltthat wahrschein lich säumig und wirkungslos. Die Flotten der Hansen hatte alljährlich Veranlassung an den Küsten westwärts diese Vorsic zu üben. Am häufigsten in der Baye, einem Hafen der südliche Bretagne, in der Bucht von Bourgneuf, einer berühmten Statio für die Flotten aller Nordseevölker, welche dort ihre Faktorei hatten und das berühmte grobkörnige Bayensalz, das für die bes Würze der Fische galt, gegen die Waaren ihrer Stadt ei tauschten. Dahin kamen auch die Südländer aus dem Mitte meer und Spanien mit Wein, Südfrüchten und Seidenstoffe es war großer Verkehr in den Sommermonaten, argwöhnisch hie jede Nation ihren Theil des Strandes fest; entstand ein Zwi dann suchte jede Partei sich zum Herrn des Marktes zu mache indem sie die Schießhäuser daselbst besetzte; wollten die Str tenden sich vergleichen, so trafen sie, wie überall Brauch wo im Frieden des Klosters zusammen. Für alle Hansen d Ostsee war ein freudiges Ereigniß, wenn ihre heimkehren Bayenflotte glücklich den Sund passirt hatte.

Kam der Kaufmann mit dem guten Schiffe häufig an ein frem des Ufer, wo er keine Ansiedlung oder einen Ort unter fremd Gesetz fand, so war sein erstes Bestreben sich von dem Herr des Grundes eine Stätte zu gewinnen, wo er mit seinen G nossen nach Recht, Sitte und Glauben der Heimath leben durf Diesen Raum am Strand oder bei den Hütten eines Dor umgartete er mit einer Schranke, dort lud er seine Waar aus und band das Strandseil seiner Schiffe fest, dort galt s seine Genossen das Heimathrecht und die Ordnung, die er s setzte.

Dieſes Gehege für ſein Recht und ſeine Freiheit zimmerte der Hanſe überall. Sogar wo er mit ſeinen Fiſchern nur auf Wochen landete. Am berühmteſten war ſein Garten auf der Halbinſel Schonen, den er durch Blut und ſchwere Gewaltthat erwarb und gegen alle Völker trotzig behauptete. Dort am Strande, zwiſchen den Schlöſſern Skanör und Falſterbo, hatten die Deutſchen den Raum, wo ihr Recht galt und das Banner ihrer Städte wehte, durch eine Landwehr, Waſſergräben und Pfahlwerk von dem däniſchen Gebiete geſchieden. Jede Stadt oder jeder Verband hatte auf dem koſtbaren Grund eine nach Ruthen gemeſſene Stelle, „die Vitte“, jede war wieder durch hölzerne Pfähle mit dem Wappenzeichen begrenzt. Auf jeder Vitte ſtanden die ſteinernen Häuſer zum Räuchern und Salzen des Herings, die hölzernen Tavernen und Buden für Fiſcher und Handwerker, auf jeder galt das Recht ihrer Stadt, welches durch einen angeſehenen Bürger, der auf Jahre hingeſandt wurde, verwaltet ward; die Oberaufſicht führte der Vogt von Lübeck, nur der Blutbann blieb dem Vogte des Königs von Dänemark. Alles war genau beſtimmt, die Größe der Tonnen, die Länge der Fiſche, durch Merker wurde die Güte der Waare beaufſichtigt. Zwiſchen den Vitten lag eine deutſche Kirche, das Franziscanerkloſter, in welchem geſtrandetes Gut unter dem Schutz der Gottesmutter geborgen wurde, und ein gemeinſamer Kirchhof. Verlaſſen lag der Strand den größten Theil des Jahres, nur die bewaffneten Wächter mit ihren Hunden wohnten daſelbſt. Aber zur Fangzeit zwiſchen Jacobi und Martini kamen gleich endloſem Zug von Schwänen, die Flotten der Oſt- und Weſtſeehanſen, dann füllte den Raum das Gewühl arbeitender Menſchen, Tauſende von Fiſcherſchuten lagen mit ihren Netzen Tag und Nacht in der See, zum Nachtfang brannten Fackeln längs der ganzen Küſte. Am Strand aber arbeitete der Reepſchläger endlos um die Fäſſer, und der Kaufmann legte ſeine Waaren in der Holzbude auf. Und zwiſchen

Bergen von Fischen, unter Salz und Rauch wurden die kostbarsten Waaren des Festlandes, seidene Stoffe und Weine des Südens, niederländisches Tuch und Gewürze des Orients, wie auf großer Messe verkauft. Dreimal führen die eilig befrachteten Schiffe zur Heimat und wieder zum Strande zurück, mit dem Oktober endete plötzlich das bunte Leben an der nordischen Küste.

Suchte aber der Hanse eine neue Küste, um unter fremdem Volk mit den Waaren seiner Kogge Tauschhandel zu versuchen, so wählte er nicht den Meeresstrand, sondern er fuhr wohl eine Tagefahrt durch die Mündung großer Flüsse stromauf, wo er ruhiges Wasser fand, dichtere Bevölkerung und besseren Schutz vor den Räubern, die von der See nach dem Strande spähten. War der Ort gastlich zu längerem Aufenthalt und lockte er zur Wiederkehr, so umschanzte er wieder die Stätte seines Rechts mit Graben, Pfahlwerk, Brücke, Thor, und wehrte jedem Fremden den freien Zugang. Lag der verstattete Grund zwischen den Häusern und dem Ortsrecht eines fremden Volkes, und war ihm der Ankauf beschränkt, so baute er in der Umgartung nach der Weise seiner Heimat einen Hof und an diesen einen zweiten und dritten. Denn der Hof war den Deutschen seit uralter Zeit die Stätte, wo Recht gegeben und verwaltet wurde für die Umwohner. Auch in dem deutschen Herrenhof hatten die Wohnhäuser und die Versammlungsräume: der Saal und Palast mit Scheunen und Stuben einen freien Raum umschlossen für die Geschäfte des Landbaus, für die Spielkämpfe der Hofmannen und für das Hofgericht; immer war das Leben des Hofes nach innen gekehrt, auf den freien Raum öffneten sich die Gebäude, von der Landschaft trennte Mauer und Zaun. Auch in alten Städten waren solche Höfe erbaut, zuerst vielleicht von den Stadtherren und ihren Vögten, dann von reichen Bürgern. Und bei großem Meßverkehr waren diese Höfe Sammelorte für die Bürger derselben Stadt, die nach ihrer Ortsgewohnheit hausen wollten, oder Lagerplätze für

gleichartige Waaren, die einerlei Marktbrauch forderten; nach dem Hofraum mündeten die Waarenlager und Keller, darüber waren die Zellen der Kaufleute, außerdem wohl ein Saal zu geselligem Verkehr. Gegen außen aber war der Stadthof durch Mauer und Thor abgesperrt.

Nach demselben Muster legte der Kaufmann in fremdem Land seine Höfe an als ummauerte Asyle seiner Waaren und seines heimischen Brauches. Zu den ältesten Höfen in der Fremde gehört die Gildhalle des deutschen Kaufmannes in London, der berühmte Stahlhof an der Themse, (vor 1157) von den Cölnern gegründet, dann andern Städten des Reiches zu Mitbesitz eingeräumt. Wenig jünger war das Contor des deutschen Kaufmanns zu Brügge, dem großen Centralpunkt des continentalen Verkehrs. Noch älter die deutsche Ansiedlung auf der Insel Gothland, wo sich schwedische Gothen und Deutsche in die Hauptstadt Wisby und den Besitz der Insel theilten. Gothländer und Deutsche gründeten im fernen Osten, wo der Wolchow aus dem Ilmensee strömt, in der Warägerstadt Novgorod die hochummauerten Höfe St. Olafs und St. Peters. Kaufleute von Soest, Dortmund und Osnabrück waren unter den ersten Theilhabern dieser entfernten Handelscolonie, die Deutschen verdrängten dort, wie in Gothland selbst, die Nordmannen und wurden Alleinherrscher des Handels. Ueberall aber, wo der deutsche Kaufmann seine Colonien, die Contore, organisirte, erhielten diese ein selbständiges Leben, um so freier, je mehr deutsche Städte an dem Geschäft ein Interesse hatten; „der deutsche Kaufmann von Gothland“ rüstete Flotten, führte Kriege, schloß Verträge mit fremden Königen und vertrat herrisch das Interesse seines Platzes auch gegen die großen deutschen Handelsstädte. In diesen Höfen und Contoren zu Schutz und Zucht galt eherne Ordnung der Landsleute. Genau war der Raum vertheilt. In Nowgorod lagen die Waarenballen und Fässer sogar in der Kirche aufgestaut, und mit Mühe ward der Altar freigehalten. Die

Anwesenden waren in Familien oder Tischgesellschaften gegliedert, ihrer Würde nach in Meister, Gesellen und Kinder. Eine gemeinsame Trinkstube vereinte zu der Geselligkeit des Abends, dort hatte jeder seinen Platz an bestimmtem Tisch, wurde das Zeichen zur Nachtruhe gegeben, mußte jeder die enge Lagerstätte suchen. Auch der Verkehr mit den Fremdländischen außerhalb des Hofes war durch hartes Gesetz beschränkt, niemand durfte am Abend eine fremde Schenke besuchen, kein Fremder in den verschlossenen Raum bringen, sobald die wilden Hunde des Hofes von der Kette gelöst waren. Sogar die Zeit war fest bestimmt, die jeder im Hofe verweilen durfte. In Nowgorod war das Jahr zwischen die Sommerfahrer und Winterfahrer, die beide zur See kamen, getheilt, und die Landfahrer aus Preußen und Livland, die mit ihren Schlitten heranfuhren, mußten lange den Winterfahrern nachstehen und die Plätze räumen, welche diese begehrten. In Bergen besaß der deutsche Kaufmann 21 Höfe, jeder war von dem andern durch Mauer und Zaun geschieden, jeder hatte seinen Namen und Schildzeichen und nach dem Strand eine Brücke, an welcher die Schiffe ihre Waaren löschten, sie bildeten zusammen zwei Kirchspiele; einige daran liegende Gassen der Stadt waren von deutschen Handwerkern bewohnt, welche die Schuster hießen und mit dem Kaufmann eng verbunden waren. Die Höfe und die Schuster übten harte Tyrannei gegen die norwegischen Städter aus; als ein Vogt des Königs in ihre Rechte eingreifen wollte, erschlugen sie ihn und den Bischof im Kloster und steckten das Kloster an und büßten die Unthat dadurch, daß sie sich eine neue Kirche bauten. In Bergen mußte jeder, der in das Contor trat, zehn Jahre Aufenthalt geloben, er durfte während dieser Zeit nicht heirathen, und kein Weib in den Hof führen.*)

*) Die lehrreiche Beschreibung, welche Ludwig v. Holberg 1753 nach norwegischen Aufzeichnungen des sechzehnten Jahrhunderts herausgab, schil

War aber das Geschäft in der Landschaft gewinnbringend und an leerer Stelle geschütztes Land zu erhalten, dann brachte der Kaufmann mit seiner Flotte auch Handwerker der Heimathstadt zu neuer Ansiedlung. Dann erwuchs an dem wilden Wasser des Stromes, neben Birkenhain und Rohrsumpf, auf Insel oder Landzunge eine neue Stadt mit Marktplatz, Kirche und dem Recht der Heimath.

Zu derselben Zeit, in welcher die Bremer auf ihren Schiffen in die Häfen des alten Phöniciens einfuhren, drangen sie auch in die Mündung der Düna. Damals erschien ihnen die Küste des Nebellandes, wie sie von den Nordmannen seit Urzeit genannt wurde, als neuentdecktes Gebiet, sie zogen gegen die Steinwürfe der Liven ihren Zaun und bauten darüber die Burg Üxhüll. Bei einer späteren Fahrt brachten sie christliche Bekehrer, halfen dem Missionswerk und wußten sich zu bewahren, wenn die Christenpriester von den Heiden erschlagen wurden. Sie führten endlich einen Probst ihres Doms heran und besetzten die ersten Bürgerhäuser der Stadt Riga, welche der neue Bischof um 1200 baute, sie halfen ihm und dem Schwertorden die Burgen zimmern und behaupten, durch welche die Landschaft unterworfen wurde. Schon im Jahre 1220 lag das Land gebunden unter dreizehn Vesten. Die Bürger der deutschen Tochterstadt Riga aber wurden schnell mächtig durch großen Landbesitz von Dörfern und Burgen. Zweiunddreißig Jahre nach der Gründung wurde die Stadt vom Papst mit dem dritten Theil von Kurland belehnt.

Und als im Jahr 1219 Waldemar der Sieger noch weiter ostwärts auf der Stätte einer alten Burg der Esthen, Reval

---

dert in der Hauptsache bereits eine Zeit des Verfalls nicht ohne die Bitterkeit, welche der Däne gegen die privilegirte Tyrannei des deutschen Kaufmanns empfand. Das Contor bestand noch zu seiner Zeit als Schatten früherer Größe.

genannt, ein Dänenſchloß anlegte, da waren es wieder deutſche Kaufleute und Innungsgenoſſen, welche die Mauern der Stadt füllten und ſpäter der Vereinigung mit den deutſchen Colonien in Livland froh waren. Und wieder hanſiſche Händler beſetzten im Jahre 1224 den Marktplatz am Embach, unter der zerſtörten Räuberburg Dorpat, welche vorher von zuſammengelaufenem Volk, Ruſſen und Heiden, für ihre Beutezüge benutzt worden war.

Während am liviſchen Strande die Bremer und Magdeburger ihre Märkte und Höfe umzäunten, fuhren die Lübecker in die Weichſelmündung an die große Burg der ſlaviſchen Herzöge von Pomerellen. Neben den Schenken und den Hütten der Fiſcher, welche Bernſtein laſen und Heringe räucherten, bauten ſie einen Hof mit Palaſt um ihre Niederlagen, und erwarben 1273 das Stapelrecht für ihre Stadt Danzig. Sie ſank bei der Beſetzung Pomerellens durch den Orden in Trümmer, wurde aber ſofort als Rechtſtadt Danzig wieder gebaut. Unter der Ordensherrſchaft lag ſie neben einem ſlaviſchen Fiſcherdorf, dem Flecken Altſtadt und der Neuſtadt des Ordens, bis ſie im fünfzehnten Jahrhundert die Nachbarorte mit ſich zu einer großen Gemeinde verband.

Nicht jeder Hof und nicht jede Stadt, die der deutſche Kaufmann gebaut, dauert bis zur Gegenwart als Contor unſeres Volksthums unter den Fremden, aber viele hundert Quadratmeilen ſind durch ſeine helfende Arbeit mit unſerer Cultur und Sprache und mit unſerer Eigenart erfüllt, zum großen Theil völlig deutſches Land geworden. Alle Städte der Hanſa haben dafür gefochten, gehandelt, ihre Koggen in die wilde Ferne geſendet, aber der größte Ruhm bleibt für jene Zeit den Mutterſtädten Lübeck und Bremen, nach ihnen der guten Stadt Magdeburg.

Hier aber ſoll in kurzen Berichten der Zeitgenoſſen einiges von den Kämpfen und Fahrten der Hanſen erzählt werden. Selten iſt der Kaufmann wortreich, wo er berichtet; die Erzählung ihrer Chroniſten wird erſt am Ende des Mittelalters ausführlicher,

darum nicht genauer, vollends nicht, seit die Schreiber den Livius gelesen haben und mit dem Behagen der Renaissancebildung Vergangenes künden, wie Reimar Kock und seine Zeitgenossen. Aber obgleich die kleinen Bilder spärliches Detail bieten, ein wenig fördern sie doch das Urtheil über Zustände, die uns sehr fremdartig geworden sind. Die Chroniken erzählen wie folgt.

1234. Die Seeschlacht bei Warnemünde*). — Zur Zeit da Graf Alf befreundet war mit dem König von Dänemark und über das Land zu Holstein Gewalt hatte, da vergaß er treuen Dienst, den ihm die von Lübeck bewiesen hatten, als sie ihm wieder in das Land halfen, und wollte die Lübecker aus ihrer Freiheit drängen. Des war der Dänenkönig froh, sie schworen sich zusammen die Stadt zu verderben. Der König sandte da ein großes Heer zu Schiff in die Trave und kam mit des Grafen Hülfe auch dahin über Land mit einem andern großen Heer und baute über der Trave zwei starke Burgen; er ließ Koggen versenken vor dem Hafen und starke Ketten über die Trave schlagen. Als er da nicht mehr schaden konnte und wieder ins Land fuhr, da retteten sich die Bürger schnell, sie segelten kühn mit einer starken Kogge die Ketten entzwei und gruben lange die Wische gegenüber der Burg, die ward so tief, daß große Schiffe dahin fuhren ohne Hinderniß.

Da der grimmige König sah, daß die kostbare Heerfahrt ihm wenig frommte, bitter wurde sein Muth. Er ließ sonderlich große Schiffe rüsten und gebot eine Heerfahrt dahin zu Wasser und zu Lande, noch viel größer als er vorher gemacht hatte. Die Schiffe alle kamen nach Femern, darunter waren acht Schiffe größer als je auf der See gesehen waren, damit wollte er den Hafen damals stopfen. Die Bürger zu Lübeck vernahmen das bald. Ihr Tief hatten sie zum Theil aufgeräumt, sie legten

*) Nach Detmars Chronik I. S. 113.

nicht mehr als sechs große Schiffe mit gutem Zeuge wohlbemannt vor ihr Tief, die das bewahren sollten, daß des Königs Heer nicht hereinkam, wie es leider vorher hereingekommen war.

Da der König vernahm, daß die von Lübeck ihren Hafen und ihr Tief wehren wollten, fuhr er mit seinem Schiff vor die Warne, vielleicht wähnte er, daß sie mehr Helfer hätten, oder vielleicht um Sicherheit zu haben vor den wendischen Herren, die er oft bedroht hatte. Da die von Lübeck den König in der See wußten, überlegten sie sogleich, daß sie mit den Dänen in der See leichteren Streit hätten als in ihrem Hafen oder auf dem Lande, wo die Feinde mit Hülfe der Holsten stärker werden konnten. Sie nahmen zu Hülfe den allmächtigen Gott und ihr Recht und zogen ihm mit kühnem Muthe nach. Vor der Warne stritten sie mit ihm von der Prime bis zur Vesperzeit. Von den größten Schiffen gewannen sie vier, die verbrannten sie auf der Stelle, von den anderen Schiffen fuhren sie viele mit den Leuten auf den Grund des Meeres. Das allergrößte Schiff, worin mehr als 400 Mann mit vollen Waffen waren, das gewannen sie zuletzt mit großer Mühe, darin schlugen und fingen sie alles, was da war. Der König entfloh mit Noth, das größte Schiff mit den Gefangenen brachten sie freudig in die Trave. Der König krigte da von kleinem Volke Scham und Schande, größere als ihm vorher oder nachher auf der Ostsee geschah, auch suchte er seitdem die von Lübeck nicht mehr heim. So gab ihnen Gott den Segen, daß sie geblieben sind bei ihrer Freiheit.

1394. Schiffe von Wismar im Eise.*) — Im Winter, als die Gesandtschaft an den König von Dänemark vergeblich geschehen war, kam die Zeitung an den Fürsten von Mecklenburg, daß der Stockholm hart von den Dänen belagert würde

*) Nach der Chronik des Reimar Kock, abgedruckt zu Detmar's Chronik I. S. 495. Der sagenhafte Bericht soll zeigen, wie in Volksmund und Lied die Erinnerung an Seeabenteuer dauerte.

und die Bürger allda großen Hunger litten, und wenn sie nicht mit dem ersten entsetzt würden, müßten sie aus Noth die Stadt übergeben. Dem zuvor zu kommen wurden in dem Tief von Wismar acht große Schiffe ausgerüstet, diese wurden mit Korn, Mehl und anderen Lebensmitteln beladen und mit kühnen Männern besetzt, den Holm zu befreien. Es war aber mitten in dem Winter, da diese Schiffe abliefen, sie hatten einen Hauptmann mit Namen Meister Hugo. Die Dänen hatten auch einen Haufen Schiffe in See wegen der Vitalienbrüder und anderer, die den Dänenreichen Schaden thun wollten.

Da begab sich, daß hastig ein so starker Frost ankam, daß die Schiffe in der See einfroren und konnten nirgend hinkommen. Als nun der Hauptmann von Wismar sah, daß der Frost so heftig überhand nahm, da sprach er zu den Schiffern und anderen Kriegsleuten also: „Liebe Gesellen, ihr sehet, daß wir hir befroren liegen und dürfen uns nicht vermuthen, daß so bald ein anderes Wetter einfallen wird, und ihr wißt, daß der Dänen Schiffe auch in See sind. Darum weiß ich gewiß, wenn dieser Frost bleibt, sie werden uns anfallen und sich mit uns versuchen; so haben sie einen großen Vortheil, daß sie aus ihrem Lande sich so viel verstärken können als sie wollen; deßhalb ist besser, wir sehen vor ihrer Ankunft zu. Wollt ihr nun meinen Rath hören, so wollen wir unsere Schiffe so verwahren, daß wir sie vor den Dänen wohl behalten, wiewohl es Arbeit kosten will; dennoch, dieweil es so kalt ist, so ist es besser, daß wir was zu thun haben, als daß wir sonst zu Tod frieren. Sehet da," sprach er, „an dem Lande steht viel Holz, da wollen wir welche hinsenden, die sollen lange und große Bäume und Holz hauen und auf dem Eise mit geringer Arbeit an die Schiffe schaffen; die wollen wir auf beiden Seiten der Schiffe hinlegen und mit Wasser begießen, welches bald zufrieren wird, und unsern Schiffen einen Wall und Bollwerk geben. Laßt dann die Dänen kommen, so wollen wir sie erwarten."

Dieſer Rath gefiel den andern allen wohl, ſie holten di Bäume und zogen ſie zu den Schiffen und begoſſen ſie mi Waſſer, und es ward ſo ein gläſerner Wall. Dieſe Arbeit wa kaum vollbracht, ſo kamen die Dänen mit Haufen übers Ei und vermeinten die Schiffe zu erobern; aber wiewohl der Däne wohl vier waren auf einen Wismarſchen, ſo mußten ſie do mit großem Schaden davon ziehen und die Schiffe bleiben laſſe Das verdroß die Dänen über die Maßen ſehr, und dieweil ſ geſehen hatten, daß ſie vor dem Bollwerk an die Schiffe nid ſchießen konnten, wollten ſie eine Kriegsmaſchine zurichten, welc man nennt eine Katze, und liefen in das Holz, wo die Wi marſchen die Bäume gehauen hatten. Der Hauptmann vo der Wismar, Meiſter Hugo, erkannte bald ihre Anſchläge, ur ließ in der Nacht um die Schiffe große Wunen hauen und d Eisſchollen ließ er unterdrücken. Nicht lange darauf kamen d Dänen mit ihrem Volke und bedachten nicht, daß die Wi marſchen geeiſt hatten, denn es war oben wieder zugefrore und kamen mit großem Ungeſtüm und Haſt und meinten jetzt d Schiffe zu gewinnen, denn es verdroß ſie, daß ſie vormals m Schande zurückweichen mußten. Aber es iſt ein alt Sprüd wort: Große Eile giebt ſelten gute Weile. So ging es de Dänen diesmal auch, denn ſie fielen zu Haufen in das Waſſe und der eine drängte dem andern nach, ſo daß mehre den Ta ertranken. Zu dieſem Schaden mußten ſie noch Spott daz haben, denn die auf den Wismarſchen Schiffen waren, riefen Kaiz, Kaiz, Kaiz! So pflegt man zu rufen, wenn man di Katzen jagt.

So erhielten die Wismarſchen ihre acht Schiffe durch Li und Gewalt, bis Gott ein ander Wetter gab, daß das Eis ver ging, da liefen ſie nach dem Holm und entſetzten die Stadt.

1427. Die Schlacht im Norſund.*) Die ſech

*) Nach der Chronik des Rufus zu Detmar II. S. 553: ein Satz au Detmar II. S. 40 ergänzt.

Seestädte: Lübeck, Hamburg, Stralsund, Rostock, Wismar und Lüneburg wollten sich versuchen gegen den König von Dänemark, und sammelten in großen Hauptschiffen und anderen kleinen Schiffen, Snikken und Barsen über 8000 Mann, wohl versehen mit Waffen, Geschoß und allem Rüstzeug, was zum Streit gehöret. Als die Schiffe allzumal wohl victualirt waren, da schickte jede Stadt ihre Hauptleute auf ihre Schiffe, die das Volk regieren sollten, aber über alle Hauptleute ward mit Vollmacht der Städte gesetzt ein Oberhauptmann, der war genannt Herr Tidemann Steen, Rathmann zu Lübeck, und damit er desto treulicher der Flotte vorstände, machte der Rath von Lübeck denselben zu einem Bürgermeister. Und befahl ihm ernstlich im Namen aller Städte, daß er in den Sund segelte und aus keiner Ursache eher daraus schiede, als bis die Bayenflotte durchgekommen wäre. Als dieß zumal wohl bestellt war, segelten die Schiffe alle in den Norsund vor einem guten Winde. Gott vom Himmel gab der Flotte Gnade und stillte ihr Wetter und Wind und gab ihr ihre Feinde in ihre Hand, so daß nicht einer davon gekommen wäre, wenn sie gewollt hätte.

Da die sechs Städte in den Sund gekommen waren, schauten sie vor Kopenhagen ihre Feinde vor sich in stolzen Schiffen. Der Städte Schiffe aber waren hochbordig und wohl für das Gefecht gebaut, und sahen zu den Schiffen der Dänen aus wie Kirche gegen Klause. Beide Flotten schienen auch in der Sonne wie zwei Berge von klarem Silber. Als die Dänen die Städte kommen sahen, hatten sie im Herzen des Streites Begehr, sie hißten ihre Segel zur Höhe und drehten auf ihre Feinde zu. Da das der Bürgermeister von Hamburg, Herr Heine Hoyer, sah, strich er schnell an die von Lübeck und sprach: „Die Feinde kommen uns unter Augen, was rathet ihr, daß wir beginnen?“ Da sagte der oberste Hauptmann, Herr Tidemann Steen: „Wir wollen daran, in Gottes Namen.“ Der Worte freute sich Herr Hoyer sehr. Da schickte sich jeglicher zur Wehr und jeder sprach

den Seinen zu in seinem Schiffe. Die von Hamburg hatten den Vorstreit. Zur Hand fuhren die Dänen an die Schiffe der Städte, so daß etliche an die von Hamburg legten und etliche legten an die von Lübeck, und man focht mannlich auf beiden Seiten. In diesem Gefecht flossen die Schiffe der Hamburger aus der Tiefe, wo es flott war, so daß sie auf den Grund zu sitzen kamen. Da wurden sie von den Dänen umringt und fochten mit ihnen lange, und als keine Hülfe kam, wurden sie gewonnen und die Mannschaft gefangen und nach Kopenhagen gebracht.

Den Hauptmann von Lübeck segelte eine große Barse an darin waren Fürsten, Ritter und viel gute Leute, die dem Krieg den Hals gebrochen hätten, wenn sie in Gefangenschaft gekommen wären. Aber da sie beide zusammentreffen sollten, da fürchteten sich das große Schiff des Hauptmanns vor dem kleinen und wich über Seite und ließ die Barse vorüberschießen. Es wich vielleicht aus Zucht, wie die Knechte dem Herrn weichen. Da dies Weichen die Hauptleute der anderen Schiffe sahen, die nur thun sollten, was sie den lübischen Hauptmann thun sahen, so wichen sie auch aus Höflichkeit und ließen die Barse in Frieden. Aber all' solch Zucht und Schonung däuchte nicht ehrlich dem Schiffer eines andern lübischen Schiffs, welcher Goswin Grul hieß, darin war der Rathmann Herr Johann Beer mit den Seinen. Der brachte sein Schiff unter die Feinde und sagte seinen Leuten, sie sollten sich wehren wenn sie wollten. Die stellten sich da als stolze Degen und fochten mit den Dänen mannlich lange Weile und schlugen ihrer viele tot ohne großen eigenen Schaden. Sie wurden ihrer zuletzt mächtig, gewannen ihnen ihr Schiff ab und fingen sie alle. Desselbengleichen that ein anderer Schiffer Walter Bischop genannt, mit den Seinen, und legte an ein großes Schiff der Schweden. Dieser Feinde wurden die Lübischen auch mächtig, gewannen das Schiff mit harten Schlägen und ergriffen alle, die darin waren, außer denen, die tot blieben

oder sich selbst ertränkten. Von den andern Hauptleuten waren wenige, die an die Feinde wollten, sondern sie ließen sich dünken, fernab wäre ein guter Harnisch.

Als dieser schmähliche Streit mit so großer Versäumniß geschehen war, nicht lange darauf räumte der lübische Hauptmann Tidemann den Sund ohne jegliche Noth oder Gefahr, gegen das Gebot seines Raths und der anderen Städte, bevor die Bayenflotte in den Sund kam. Aber als er des Morgens aus dem Sunde gesegelt war, kam die Bayenflotte an demselben Tage in den Sund und meinte im Geleit der Städte aus der See durch den Sund zu fahren, wie ihnen geschrieben war. Da der König von den Schiffen vernahm, sandte er seine Stärke ihnen unter die Augen, zu fechten und sie wo möglich zu gewinnen. Da ward ein harter Streit gefochten, viele Dänen wurden erschlagen und ertränket, aber die Dänen behielten den Sieg und kaperten den größten Theil der Flotte. Der König nahm da an 46 Schiffe beladen mit großem Gut; das war der Kaufmann übel zufrieden. Da dies dem lübischen Hauptmann Tidemann Steen und den andern Hauptleuten kund ward, wurden sie sehr betrübt, wanden ihre Segel auf und fuhren wieder zu deutschem Land.

Darnach wurden die sechs Seestädte, welche ihr Volk im Sund gehabt hatten, nach Lübeck entboten. Da begannen die von Hamburg schwer zu klagen über den Bürgermeister Herrn Tidemann Steen, weil er gestattet hatte, daß ihre Hauptleute, Bürger und Söldner von den Dänen geschlagen und gefangen wären, und er könnte sie wohl gerettet haben mit den Seinen, wie er doch wohl verpflichtet war, und hätte das nicht gethan, hatte ihnen auch keine Hülfe gesandt von den andern Städten, wenn er selbst nicht zur Rettung kommen konnte. Da die Klage von den Hamburgern gethan war, verfolgten dieselbe Klage sofort die Bürger (Kaufleute) von Lübeck und sprachen zu ihrem Rathe so: „Liebe Herren von Lübeck, wir fragen euch, ist Herr

Tidemann Steen aus dem Sunde gesegelt, bevor die Bayenflotte in den Sund kam, nach eurem Geheiß und Erlaubniß, oder nicht?"

Auf der Bürger Frage antwortete Herr Hinrik Rapesulver von Raths wegen und sprach: „Das ist geschehen von ihm ohne unsere Vollmacht und Erlaubniß, wir hatten ihm das ernstlich verboten." Da sprachen die Bürger zu Herrn Tidemann Steen und sagten: „Herr Tidemann, hat jemand von uns, die mit euch in dem Sunde waren, anders gethan, als ihr ihm geheißen?" Da antwortete Herr Steen und sagte: „Was da geschehen ist, daß ihr aus dem Sunde gesegelt seid vor der Bayenflotte, das ist geschehen nach meinem Geheiß, das that ich selbst um des Besten willen und mit Vollmacht der anderen Hauptleute." Da sprachen die Bürger wieder zu ihrem Rath und sagten: „Hierauf bitten wir Recht über Herrn Tidemann, darum, weil er wider euer Gebot gethan hat, und uns dadurch in unverwindlichen Schaden gebracht hat, und auch unsere Freunde leiblos und gutlos gemacht hat. Und das Recht begehren wir zur Stunde von euch, ehe daß ihr und wir uns scheiden."

Da der Rath den Ernst der Bürger hörte, fürchtete er sich vor einem Auflauf und frug die Bürger, ob der Mann Bürgen stellen dürfe. Da dies nicht sein konnte, so mußte Herr Tidemann in des Kaisers Schloß gehen, darin saß er fest über drei Jahre.

1443. In der Baye*). In der Fasten kamen in die Baye einige Schiffe von Preußen und Livland in Flotte, darauf waren Admiral Kersten Truper und Jacob Winstein und fanden vor sich in der Baye die Jorcze (George?) von London mit mehren Schiffen von England und von Irland. Etliche kurze

*) Nach einer Zeugenaussage, welche der Untercomthur von Danzig im Jahr 1447 aufnahm, abgedr. in: Th. Hirsch, Danzigs Handelsgeschichte S. 274.

Zeit vor Oſtern wurden die aus Preußen und Livland, während ſie in der Baye lagen, gewarnt, daß eine mächtige Flotte aus Holland, Seeland und Friesland hinkäme, welche Flotte alles, was aus Preußen und Livland wäre, nehmen wollte. Darum legten die Preußen ihre Schiffe zuſammen und rüſteten dieſe ſo, daß ſie ſich vertheidigen konnten. Am Montag zu Oſtern kam die holländiſche Flotte vor die Baye, ihre kleinen Schiffe ſegelten binnen, die großen aber ſaßen draußen. Da ſie ſahen, daß ſich die preußiſche Flotte zur Wehr bereitet hatte, legten ſie auch binnen und ankerten ihre Schiffe. Und an demſelben Abend kam ein Theil von ihnen an's Land, und wie ſie ſo in der Taverne ſaßen, ſagten ſie, ſie wollten den Engliſchen die Schwänze vor den Hintern abhauen, mit mehren unziemlichen Worten. Dies hörte ein Engliſcher von der Jorcze, vermerkte es übel, nahm einem Holländer ſein Meſſer, trat es in Stücke und ging mit ſeinem Volk fort zu Schiffe.

Da dies die engliſchen Admirale hörten, gingen ſie zu den Admiralen von Holland und baten, daß ſie ihrem Volk ſteuerten, auf daß keine Rauferei unter ihnen geſchehe. Die Holländer ſprachen, ſie könnten ihr Volk nicht berathen; da ſprachen die Engliſchen, da würden ſie ſelbſt zuſehen müſſen, daß ſie ihnen ſteuerten.

Alſo am Dienſtage zu Oſtern kamen die holländiſchen Admirale, als Dyrik Willamſön und Johann van der Nele in's Kloſter zu den vorgenannten Admiralen aus Preußen und ſagten, daß da ein Balneyer (Wallfiſchfänger) läge, das Schiff hieße Meiſter Hanneke, das gehörte dem Regenten aus Holland und wäre ihm von den Engliſchen genommen, das wollten ſie wieder nehmen und bäten die preußiſche Geſellſchaft, daß ſie ſich nicht daran kehren ſollte. Darauf ward ihnen geantwortet: Hätten ſie etwas mit den Engliſchen zu thun, das läge den Preußen nicht auf dem Wege; doch baten die Preußen die aus Holland, daß ſie erſt mit den Engliſchen ſprächen, damit ſie ſich nicht unter

einander schlügen. An demselben Vormittage kamen die Eng
länder und fuhren an's Land, wohl mit 4 oder 500 Mann ge
wappnetem Volk, dort gingen sie zwei Mann hoch; als sie an
den Markt kamen, theilten sie sich, stellten vor jedes Schießhaus
eine Riege und gingen ins Kloster und luden die Holländer zu
sich ins Kloster, um sich dort zu vertragen. Und sie schieden
dort in Eintracht ohne Zweiung von einander und jedermann
ging wohin es ihm beliebte.

Am Nachmittag kamen die Admirale von Holland zu den
preußischen Admiralen und brachten einen jungen Mann von
Amsterdam mit und sprachen, diesem wären wohl dreißig Nobel
und anderes Geld genommen, und baten die preußischen Ad-
mirale, daß sie ihm sein Geld wieder schicken und ferner gegen
solche Räuber und Uebelthäter helfen wollten, wie Recht wäre.
Darauf antworteten die Preußen, daß sie von solchen Sachen
nichts wüßten, aber sie wollten sich gern darnach umhören und
auch sie selbst sollten sich mit erkundigen; könnte man etwas er-
fahren, wer es gethan hätte, so wollten sie ihnen gegen diesen
Mann helfen, wie Recht wäre.

In der Zeit, wo sich dies zutrug, waren die Admirale der
beiden Flotten mit vielen andern Schiffern von beiden Seiten
in einer Taverne zu Gesellschaft. Da ward ein Auflauf und
Schlägerei und großes Rufen auf der Straße, daß man die
Holländer schmeißen sollte, und wo die Holländer in der Taverne
saßen, da wurde zu ihrem Tisch nach den Fenstern geschossen*). Bei
diesem Ereigniß wollten die Admirale von Holland mit sammt
den andern Schiffern, die bei den preußischen Admiralen in der
Taverne waren, alle heraus um ihre Leute zu retten. Das
wollten ihnen jedoch die Admirale aus Preußen nicht gestatten
behielten sie binnen und gingen selbst mitten in den Auflauf und

*) Die undeutlichen Worte der Urkunde werden zu lesen sein: in
ternis, in dem Türnitz, dem abgeschlossenen Raum für vornehme Gäste.

unterwiesen und steuerten dem Volk, so daß jedermann zufrieden ward, wobei einer von ihren Mitgesellen, Großohm genannt, schwer verwundet wurde. Darauf machten dieselbigen Preußen zwischen den vorgenannten Englischen und Iren als einem Theil und den Holländern als anderm Theil solch eine Verabredung, daß die Holländer und Seeländer zu Schiffe gehen und an's Land fahren sollten bei Bunde (Bonge) und dort zur Kirche gehen, und die Englischen und Iren sollten an's Land fahren bei Borneff und dort zur Kirche gehen, und die Preußen versprachen den Engländern, was sie bedürften von Rudern, Balken und Bohlen und was sonst zu ihrer Ladung dienen möchte, das wollten sie ihnen gern nach Borneff senden. Das thaten die Preußen den Holländern zu gut, damit diese sich mit den Englischen und Iren nicht mengen sollten. Dieser selbige Auflauf, Lärm und Schlägerei ist durch die preußischen Admirale und ihre Mitgesellen gestillt und beigelegt, und wäre er von ihnen nicht beigelegt, so war zu befürchten, daß niemand von Holland und Seeland am Leben geblieben wäre, sie wären alle von den Englischen und Iren geschmissen worden. Diese Freundschaft und Vermittlung lassen aber die vielgenannten Holländer die vielgedachten Preußen und Livländer doch nicht genießen, sondern sie haben an einem von unseren Mitgesellen, Johann von Rostock genannt, ihren verbosten Willen und Untreue bewiesen, als dieser zu Schiff und Segel gehen wollte. Denn sie haben ihm sein Boot abgejagt, daß seine Kinder (Matrosen) daraus entlaufen mußten, und behielten das, bis der Holk lange in See war, da wurde ihm das Boot durch zwei seiner Kinder, die aus Holland waren, nachgebracht.

1473. Paul Beneke von Danzig*). — Gott

*) Hier nach der Chronik des Reimar Kock, abgedr. zu Detmars Lübischer Chronik II. 701. — Die Briefe, welche der Rathmann Berndt Pavest während der hier erzählten Fahrt an den Danziger Rath geschrieben hat,

weiß, daß mich in der Geschichte nichts höher erfreut, als wenn ich lese, daß eine deutsche männliche That gethan und ein kühnes unverzagtes Herze erwiesen ist, wie von unsern Vorfahren, den alten Deutschen, bei allen Chronikenschreibern gepriesen wird. Derenthalben will ich einem deutschen Helden die Ehre anthun und seine Historia mit aller Umständlichkeit treulich beschreiben, wie ich sie in vielen Chroniken geschrieben finde, wiewohl ich billig dieselbe hätte mit anderem übergehen können.

Davon ist viel gesagt und geschrieben, daß die Englischen großen Muthwillen trieben gegen alle Osterstädte: Lübeck, Hamburg, Wismar, Danzig, und wiewohl viele Tageleistungen derselben geschehen sind, konnte doch ein Vertrag der Sache nicht gerathen. Deßhalb wurden die Osterstädte genöthigt Schiffe in der See mit Volk und Geschütz zu halten, welche die Kauffahrt vor den Englischen bewachen mußten. Dazu war der Hader so heftig, daß wenn auch Tageleistungen gehalten wurden, doch das eine Part dem andern so weh that als es konnte. Da begab es sich, daß die Englischen ein großes Schiff in der See hatten, welches „Johannes" heißen mußte, und sie ließen sich hören, sie wollten damit die ganze See überwachen und di Osterlinge zwingen.

---

sind gedruckt in Th. Hirsch, Caspar Weinreichs Danziger Chronik. S. 92 und das Sachverhältniß ist uns genauer bekannt als dem wackern Chroniſten. Das Orlogschiff „Peter von Danzig", welches der Rath ausrüstete war nicht der Johannes von Newcastle, welchen Paul Beneke im Jahr 1470 gekapert hatte, sondern eine alte französische Caravelle: St. Pete von Rochelle, welche im Jahre 1462 beim Einfahren in die Danziger Rhede durch einen Blitzstrahl ihren Mast verloren hatte, als Wrack in Besitz der Danziger gekommen und von diesen für Kriegsdienst aufgeoßt, d. h auf den Stapel gebracht, umgebaut und auf den Namen „Peter von Danzig getauft war. Paul Beneke war als „ein harter Seevogel" berühmt, e hatte z. B. kurz nach dem Johannes die Madelene von Dieppe und der Schwan von Caen gekapert und auf dem letztern den Mayor von London gefangen.

An dies große Schiff der Engliſchen kam ein Schiffer von Danzig, mit Namen Paul Beneke, welcher auch ein Orlogſchiff führte, und kam mit den Engliſchen in Kampf und gewann das große Schiff und brachte es ſeinen Herren nach Danzig. Ein Rath von Danzig bemannte in der Eile das Schiff und ſetzte einen Rathmann darauf als Hauptmann. Aber da die Engliſchen das Schiff verloren und hörten, daß die Danziger damit in der See ſpazierten, trauten ſie dem Schiff in der See nicht in Sicht zu kommen. Alſo waren die von Danzig mit dieſem großen Schiff den ganzen Sommer in der See, konnten aber keinen Profit ſchaffen, deßhalb liefen ſie nach der Elbe, Getränke und Proviant zu holen. Alldort verließ der Rathmann das Schiff und ſetzte Paul Beneken zum Hauptmann, damit er das Schiff um den Schagen ſegelte und vor die Weichſel bringe. Darauf reiſte der Rathmann über Land und nach Hauſe.

Aber Paul Beneke, dieweil der Wind günſtig war, lief unter die Küſte von Flandern, in Hoffnung einer guten Beute, wie ihm auch widerfuhr. Denn als er unter Flandern kam, ward er zu wiſſen, daß zu Brügge etliche Florentiner, welche damals Finanzer und jetzt Fugger genannt werden, von den Engliſchen großes Geld genommen hätten, damit ſie unter ihrem Namen engliſches Gut nach England verſchiffen möchten, und daß ſie dafür zu Sluis eine große Galleye geheuert hätten, die ſie mit Geſchütz und Volk mächtig gerüſtet und dazu mit Wappen und Banner des Herzogs Karl von Burgund geziert hätten, und damit dies unvermerkt bliebe, hätten ſie Welſche und Florentiner darauf geſetzt.

Als dies Paul Beneke hörte, hatte er Verlangen die Galleye zu beſehen. Nicht lange darauf kamen die Florentiner mit der Galleye zur See, nicht anders als wenn da eine Burg oder Schloß hergefloſſen käme. Paul Beneke näherte ſich der Galleye, bot ihnen ſeinen Gruß und frug, woher ſie kämen und wohin ſie den Willen hätten. Aber der Hauptmann auf der

Galleye, ein Lombarde, welcher der Patrone genannt wurde, gab ihm eine spöttische Antwort: Was er danach zu fragen hätte, ob er nicht die Wappen sowohl in den Bannern als auf der Galleye kennte, wo er denn zu Haus wäre, ob er denn wohl sonst schon Leute gesehen hätte. Denn der hoffärtige Lombarde ließ sich bedünken, der Deutsche mit seinem Schiff müßte dem Welschen wohl weichen.

Aber er fand einen rechtschaffenen deutschen Mann vor sich. Deßhalb sprach Paul zu dem Lombarden, er sollte Flagge streichen und die Güter von sich geben, die nach England zu Haus gehörten, und wenn er nicht in gutem wollte, so sollte er dennoch streichen und damit Schiff und Gut verloren haben. Diese Worte achtete der Welsche für große Thorheit, daß der Deutsche aus dem Schiffe dem Welschen in so großer unangreifbarer Galleye dürfte so trotzige Worte geben. Deßhalb achtete der Welsche den Deutschen nicht werth, daß er ihm antworten wollte. Alsbald war Paul Beneke und sein Volk fertig und drückten zu der Galleye heran und hielten mit dem Welschen eine Zeit lang Schußgefecht.

Aber dieweil das Volk in dem Schiffe sah, daß die Welschen in der Galleye an Geschütz und Zahl des Volkes überlegen waren, wurden sie zaghaftig und wichen mit dem Schiff zurück. Da dies die Welschen sahen, riefen und schrien sie ihnen mit allen Kräften nach. Da hub Paul Beneke in gar zornigem und traurigem Muth zu seinen Preußen an und sprach: „Och, Gesellen, wat do wi nu! Wat will hiruth werden? Wo willen unde konnen wi dat verandtworten? Nun wollte ich doch, daß ich diesen Tag nicht erlebt hätte, wo ich mit meinen Augen ansehen muß, daß so mancher ehrliche deutsche Kriegsmann und Schiffmann vor den Welschen verzagt und die Flucht nimmt. Was haben wir doch für Ursache, was macht uns so verzagt? wäre uns nicht ehrlicher, daß wir alle vor unseren Feinden für unseres Vaterlandes Freiheit gestorben und

zur Stelle geblieben wären, als daß wir die Schande unser Leben lang tragen sollen, daß die Kinder mit Fingern auf uns weisen und nachschreien: das sind die, die sich von den Welschen haben verjagen lassen. Gedenkt doch, welch einen Muth unsere Feinde, die Englischen, erhalten werden, daß die allezeit gewinnen und wir verlieren. Wie manchen frommen deutschen Seemann werden wir um Leib und Gut bringen; ach hätten wir das Spiel nicht angefangen. Es wäre besser, wir hätten vorher gutes Maß gehalten, daß uns die Welschen ihr Leben lang nicht vor Augen gekriegt hätten. Habe ich nicht vorher zu euch gesagt: Brüder, da wäre wohl eine gute Beute vorhanden, aber sie will Arbeit kosten, wolltet ihr wie ich Ernst anwenden, sie sollte uns nicht entgehen, aber unerschrockene Herzen und Fäuste wollen dazu gehören. Die Galleye ist groß, dazu als ein unförmlich Biest anzusehen, das ihr nicht gewohnt seid, viel größer als unser Schiff, dazu mit vielem Volk und Geschütz ausgerüstet; aber es sind Welsche und keine Deutschen. So wir aber unsern Vorvätern nach mit Herz und Faust wollten Deutsche sein, so sollte uns die Beute nicht entgehen und unser Lebtag uns gut thun. Da riefet ihr alle, man sollte an euch nichts anderes finden, als was deutschen Männern wohl ansteht; ach großer Gott, jetzt muß ich mit meinen Ohren anhören, daß Welsche uns nachrufen: so soll man die deutschen Hunde jagen. Sollte nicht ein ehrlicher Deutscher eher sterben als so etwas hören."

Mit dergleichen Worten machte Paul Beneke seinem Volk das Blut wieder warm, daß sie sprachen: „Lieber Herr Hauptmann, hier ist noch nicht viel versehen, daß wir eine Wendung gethan, kann uns viel und unseren Feinden nichts nützen. Laßt uns also alle unsere Sache fleißig beschicken, wie uns das am profitirlichsten ist, wir sind noch Deutsche und wollen uns auch als Deutsche finden lassen. Man führe uns abermals vor die Feinde, die Welschen, sie sollen Hunde vor sich finden, die nicht

laufen sondern weidlich beißen können, sie sollen diesen Ta[illegible] mit Gottes Hülfe unser sein, und wären der Welschen auch noc[illegible]h so viel, oder wir wollen alle sterben."

Als Paul Beneke vermerkte, daß der Kriegs- und Schiff[illegible]- leute Blut wieder warm und hitzig geworden war, wollte er s[illegible]e auch nicht weiter verbittern, sondern er gab dem Schiffer gu[illegible]te Worte, daß er das Schiff an die Galleye steuern ließ. Da entfiel den Welschen der Muth, und da begannen sich die Preußen als Deutsche zu beweisen, unverzagt wie die Löwen zu den Welschen hinzudrängen und zu schlagen, und ehe die Welschen sich des versahen, waren die Deutschen bei ihnen in der Galleye und begannen zu würgen, was ihnen vor die Hand kam. Da hätte man mögen sein Wunder sehen, wie der große Patrone von der Galleye, der zuvor alle Deutschen fressen wollte, und der andere große Fugger auf die Erde fielen, sich vor die Brust schlugen und die Deutschen wie Götter anbeteten. Da ließ sich Paul Beneke abermals als ein Deutscher hören und sehen; denn wiewohl die Welschen nichts Gutes mit ihren spöttischen Worten von den Deutschen verdient, so konnte es doch das edle deutsche Blut nicht lassen, sondern mußte Barmherzigkeit beweisen gegen die, so jetzt überwunden sich demüthigten und Gnade begehrten.

Als nun die Galleye gewonnen war, entstand dem Paul Beneke eine neue Mühe, denn das Kriegsvolk und Schiffsvolk wollte gar nicht gestatten, daß die Galleye nach Danzig gebracht werden sollte. Denn weil des Gutes so viel darin war, viele tausend Gulden an Werth, fürchtete das Volk, die Beute möchte ihnen nicht ganz zu Theil werden, denn sie wußten, daß ein Rath von Danzig als Rheder des Schiffes die Hälfte für sich nehmen würde; außerdem befürchtete das Volk, es würden so viele Briefe und Schriften hinterher kommen, daß sie wohl nichts von der Beute kriegen würden. Diese und andere Ursachen mehr stellten sie dem Hauptmann vor, daß sie ganz und

gar nicht nach Danzig wollten, und wiewohl Paul Beneke allen möglichen Fleiß anwandte, wie einem ehrlichen Deutschen ansteht seinem Herrn stets Treue zu beweisen, so konnte er doch das Volk nicht überreden, sondern sie blieben bei ihrem Vorsatz und liefen mit der Galleye und dem Schiff auf die Elbe und begehrten von dem Bischof von Bremen Geleit, damit sie die Beute theilen könnten. Das Geleit wurde ihnen gegeben, deßhalb legten sie vor Anker und nahmen Geleit von dem Rath von Stade, denn ein Rath von Hamburg wollte sie nicht geleiten. So boten sie die Beute zu Kauf; aber sobald es zu Lübeck und zu Hamburg ruchbar wurde, ließen die Herren in beiden Städten bei Leib und Gut verbieten, daß niemand von den genommenen Gütern kaufen sollte; aber weil sie guten Kauf gaben, kriegten sie dennoch Käufer, wiewohl es hoch verboten war.

Es begab sich, daß in derselben Zeit zwischen den Osterstädten und den Englischen ein Tag zu Utrecht gehalten wurde. Da also die Lombarden die Zeitung erhielten, daß Paul Beneke die Galleye genommen hatte, reisten sie alsbald nach Utrecht und klagten kläglich, daß die Osterleute sie gekapert hätten, da sie doch nicht der Osterlinge Feinde wären, sie hingen auch große Drohworte daran; aber daß sie von den Englischen Geld genommen und gelobt mit solcher Finanzerei das Gut derselben hinüberzubringen, davon schwiegen sie still. Die Herren der Städte gaben zur Antwort, sie wären nicht dazu da um zu richten, sie könnten nichts als Fleiß anwenden, daß man die Sache zwischen den Englischen und den Osterstädtern zu einem guten Vertrag brächte. Wäre ihnen etwas genommen, so möchten sie ihr Recht bei denen suchen, die es gethan hätten; könnten ihnen die Städte in späterer Zeit helfen, so wollten sie es gern thun.

Als die Lombarden bei den Herren von Lübeck, Köln und Bremen, die zu Utrecht waren, keinen besseren Bescheid er-

hielten, bewirkten sie bei Herzog Karl von Burgund, den damals alle Welschen, Spanier und Franzosen, fürchteten, daß er an Paul Beneke auf die Elbe seinen Sendboten schickte, welcher im Namen des Herzogs von Burgund Schiff und Waare zurückforderte, die auf seinem Strom und dazu unter seinem Wappen genommen wären. Aber dieser Legate kriegte von Paul Beneke und den Seinen eine solche Antwort, daß er ledig wieder nach Hause ziehen mußte, und Paul Beneke und sein Volk theilten die Beute, also daß Paul Beneke die Hälfte der Beute von wegen des Rathes zu Danzig empfing, die andere Hälfte theilten die Leute und wurden alle reich. Also brachte Paul Beneke die Hälfte der Beute dem Rath nach Danzig.

Nicht lange darnach bewirkten die Lombarden bei dem Herzog von Burgund, daß er einen Brief sandte an den Rath von Danzig, dieses Inhalts: er wollte von den in Danzig all dies Gut bezahlt haben, oder so jemand von Danzig in sein Land käme, denselben wollte er mit Leib und Gut anhalten. Aber die von Danzig kehrten sich nicht groß an das Schreiben.

Diese Historia habe ich gern so fleißig geschrieben dem deutschen Helden zu Ehren, und wollte Gott, daß diese guten Städte viele solcher Hauptleute hätten, die sie in der Noth gebrauchen könnten. — Aus dieser männlichen That des Paul Beneke entstand so viel, daß die Englischen den deutschen Kaufmann zu Brügge bearbeiteten, man möchte an die Herren der Städte schreiben und noch einmal einen Tag zu Utrecht ansetzen, sie wollten sich in allen Dingen billig finden lassen und nach dem Frieden trachten. Der Kaufmann schrieb an die Herren von Lübeck, Hamburg, Danzig, der Tag wurde gehalten, die Sache vertragen. Und so ward der Fehde ein Ende, die so manches Jahr gewährt, und die Englischen mußten geben den deutschen Kaufleuten für ihren Schaden 10,000 Pfd. Sterling, d. i. 60,000 rhein. Gulden, den Gulden zu 24 Schillinge. —

Soweit der Chroniſt. — Zur Zeit des Paul Beneke ſandte ine Stadt einmal in einem Jahre 1100 Schiffe mit Getreide nach ngland, häufig 6—700 Schiffe. Und das Getreidegeſchäft war mals nicht die größte Erwerbsquelle der Danziger, und Dan- ı war nicht die größte unten den ſiebzig oder achtzig Städten r Hanſa, wenn auch eine der kräftigſten.

Dieſe Blüthe des norddeutſchen Handels war aus dem ien Bund einzelner Städte erwachſen, und aus Privilegien, lche der Schwäche anderer Mächte durch Gewalt und Geld gerungen waren. Sie verging, ſobald das Intereſſe der taaten mächtiger wurde als das der Städte, und ſeit die iegsflotten der Holländer, Engländer, Nordmannen und letzt ſogar der Ruſſen ſtärker waren als die Orlogſchiffe von amburg, Bremen, Lübeck und Danzig. Ganz allmälig ſank ı ſechzehnten Jahrhundert eine Stadt nach der andern aus dem anſabund, herriſch wurde ein Hof und Contor nach dem an- rn von den Fremden geſchloſſen.

Aber ſogar durch die fürchterliche Zeit des dreißigjährigen rieges bewahrten einige Städte der alten Hanſa einen Theil rer Tüchtigkeit und die Erinnerung an die Großthaten ihrer äter. Der Schiffer des Hamburgiſchen Orlogſchiffes, welches ı Jahr 1683 auf der Rhede von Cadix verbrannte, verdient ohl, daß wir ſeiner in Ehren gedenken.

Und als zweihundert Jahre nach jener großen Zerſtörung nſeres Volks die Dörfer der Deutſchen wieder einen Ueber- huß von Coloniſtenkraft lieferten, welcher ſich dem Zwang der ralten Gemeindefluren und der neuen Kleinſtaaten entziehen ollte, da waren wieder die Enkel der Hanſen rührig, die Aus- anderer auf ihren Schiffen über das Meer zu führen — aber ı einen neuen Welttheil.

Im Jahr 1367 ſchloß die Hanſa den großen Bund von öln, ihre Kriegsſchiffe ſchlugen und jagten König Waldemar en Sieger aus ſeinem Reiche, ſie zwangen den König Hackon

von Norwegen zu eiligem Frieden, und der römische Kaiser sprach für die größten Erfolge, welche den Deutschen jemals zur See gelungen sind, die Reichsacht über die deutschen Sieger aus, nur daß niemand darauf achtete. Grade fünfhundert Jahre später, im Jahr 1867, ward die Flagge einer neuen Hansa auf den deutschen Schiffen in Ost- und Nordsee erhoben.

Wir gedenken dabei unserer Vorfahren. Noch bleibt uns viel zu thun, um in neuer Kultur die gleiche stolze Seekraft zu erwerben.

Wir gedenken auch unsrer Stammgenossen, welche unter fremder Herrschaft am Strand der Ostsee und am untern Lauf der Donau ihr Volksthum treu bewahrt haben. Die Länder, in welchen sie unsere Sprache und Bildung behaupten, sind durch Schwert, Schiff und Pflug unsrer Ahnen erobert; eine Menge stolzer und trauriger Erinnerungen sind den Enkeln der Einwanderer und uns gemeinsam, und was mehr ist, als Gemeinschaft der Väter, uns bindet zusammen der gleiche Herzschlag in Sprache, Wissenschaft, Familienleben und Sitte.

8.

Krieg und Fehde

im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.

Kaufleut' ſind edel worden,
Das ſieht man täglich wohl,
Dann kommt der Reiterorden
Macht ihren Adel voll.
Heraus ſoll man ſie klauben
Aus ihren fuchsnen Schauben
Mit Brennen und mit Rauben
Dieſelben Kaufleut' gut,
Um ihren Uebermuth.

Wir hab'n uns des vermeſſen
Im edlen Frankenland,
Die Bauern wolln uns freſſen
Den Adel wohlbekannt.
Das wird Gott nit verhängen,
Wir wolln ſie vor uns ſprengen,
Sie wie die Säu' beſengen,
Bis uns die Beute wird,
Ihr Schopf den Galgen rührt.

Sanct Jörg, du edler Ritter,
Rottmeiſter ſollſt du ſein,
Beſcher' uns ſchönes Wetter,
Bewähr' die Hülfe dein,
Daß wir nit ganz verzagen,
Wenn wir im Wald umjagen,
Das Gut zuſammentragen;
Errett' uns arme Knecht'
Vor allem ſtrengen Recht.

Reiterlied des fünfzehnten Jahrhunderts.

Viele Jahrhunderte hatten vergebens gearbeitet, die altgermaniſche Anſchauung zu bändigen, welche dem Manne, der an Leib und Gut geſchädigt war, frei ſtellte, ob er ſich Recht ſuchen wollte durch Urtheil von den rechten Richtern ſeines Gegners oder durch eigene Hand. Nur die Genoſſenſchaft und ihre Ordnung konnte den Genoſſen zwingen ihr Urtheil zu nehmen, aber manchmal war unbeſtimmt, ob er Urtheil zu holen verpflichtet ſei oder nicht, und in ſchwerer Sache wurde nach ſolchem Urtheil ihm vielleicht die Wahl gelaſſen, ob er ſich damit befriedigen oder nach eigenem Vermögen am Leib des Gegners ſein Recht ſuchen wolle. Wer ſich vollends von einem Fremden geſchädigt glaubte, der nicht durch das Recht derſelben Genoſſenſchaft gebunden war, der hatte nach volksthümlicher Auffaſſung bei den Fremden kein ehrliches Recht zu erwarten und durfte durch Gewaltthat ſich zu ſeinem Rechte helfen. Kaiſer, Landesherren und Kirche merkten, daß ſolche heidniſche Anſicht jede feſte Staatsordnung unmöglich mache, die Freiſtühle und

Hofgerichte, welche des Königs oder der Landesherren Recht sprachen, Zorn und Bannstrahl der Kirche, alle gebotenen Landfrieden, selbst die Bündnisse großer Landherren und Städte vermochten nicht zu steuern, die Fehden waren nicht auszurotten.

Das Volk wußte, daß sein Recht bei Krieg und Fehde nicht in Büchern zu lesen war. Eine Stadt machte zuweilen in Nothzeit eine Ordnung für ihre Bürger, worin sie verständig alten Brauch nach dem Bedürfniß der Stunde ergänzte. Aber das Recht, nach welchem die Kriegsknechte einen Genossen richteten, die Grundsätze, nach denen Vertrauensmänner die Beute vertheilten, vor allem die Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande, nach denen der Krieger sich gegen den Feind hielt oder der Feldhauptmann die Streitigkeiten schlichtete, waren nirgend verzeichnet.

Nach volksmäßiger Auffassung hatte das Recht der Fehde jedermann, der überhaupt sich selbst Recht fordern durfte, für den Unfreien der Herr. Zwar wenn Bäcker, Köche und Küchenjungen edler Herren den Städten oder einmal einem andern Edlen absagten, so war das nur ein im fünfzehnten Jahrhundert beliebter Hohn ihrer Herren; und ein Knabenstreich war es, wenn ein einzelner Bürger dem Kaiser Fehde ankündigte oder ein Junker der Stadt Frankfurt, weil seinem Verwandten von einer Frankfurterin ein Abendtanz abgeschlagen war, oder die Schuhknechte in Leipzig einigen Professoren derselben Stadt. Aber auch der Fuhrmann, der fahrende Händler, der heimathlose Lungerer sendeten Fehdebriefe an Herren und Städte, und solche Kriegserklärung kleiner Leute wurde vielleicht sehr lästig, wenn sie Wegelagerer und Junker fanden, welche ihnen halfen. Freilich das Fehderecht durfte nur unter gewissen Beschränkungen geübt werden, in denen sich das deutsche Gewissen geltend machte. Der Bürger gegen seine Stadt, der Vasall gegen seinen Edelherrn mußten vorher aus ihrem Abhängigkeitsverhältniß aus

scheiden, der Bürger, indem er seinen Abschied aus der Stadt nahm, der Lehnbesitzer, indem er sein Lehn in die Hand des Herrn zurückgab. Beide wußten diese Pflicht zu umgehen, der Bürger entfernte sich ohne vorher die gebotene Abzugsteuer zu entrichten und kündigte aus sicherem Aufenthalt das Verhältniß, der Belehnte rückte mit seiner Habe aus der Burg und zeigte dies dem Herrn an, um die Burg gleich darauf wieder als Feindesgut zu besetzen. Ferner mußte die Fehde dem Gegner drei Tage vor Beginn der Feindseligkeiten angekündigt werden, und zwar von jedem der Schwurgenossen, welche sich dazu vereinigt hatten; in der Absage mußte erklärt sein, wem der Unfriede gelte. Und er galt nicht nur dem Leib und Gut des Gegners, auch den Genossen seines Hauses und allen, die als Lehnsleute, Verpflichtete, Hörige und Unfreie an ihn verbunden waren, deßhalb in der Regel auch seinen Blutsverwandten — wohl immer, wenn vergossenes Blut zu rächen war —, sowie der ganzen Gemeinde, die sein Leben schützend umgab. War der Feind eine Stadt, dann allen Bürgern, Bauern und den Rittermäßigen, welche auf Häusern der Stadt saßen oder in ihrem Dienst standen. War der Feind ein Landesherr, dann allen Städten, Lehnsleuten und Unterthanen, und vergebens protestirten die Städte, in solcher Art unter Gewaltacten und unbezahlten Schulden ihrer Landesherren leiden zu müssen.

Durch dasselbe Gewohnheitsrecht waren zahllose Einzelheiten in Fehde und Krieg bestimmt, an deren Beobachtung man den „ehrlichen" Mann erkannte. Viele dieser Regeln, welche um 1300 und 1400 das Thun der Besten und Hochsinnigsten leiteten, sind unserer Empfindung unschmackhaft, z. B. geliehener Harnisch und Pferd, welche im Streit verloren gehen, werden nicht wiedergegeben, falls das nicht besonders ausgemacht ist; den Gefangenen mag man töten, wenn man in Wahrheit sein Leben für schädlich hält und seinem Versprechen nicht glaubt, außer wenn man ihm im Streit das Leben versichert hat; aber

seine Habe verliert er, wenn ihm die nicht zugeschworen ist. Des Kaisers Recht ist, daß alle seine Gefangenen eigene Knecht werden, wenn er selber ficht. Wer gefangen liegt und sich ausbittet heimzufahren in sein Haus und dabei versprechen will sich an einem Tag zu stellen, der muß sein Gelöbniß halten, außer wenn er weiß, daß er sterben oder an einem Glied verderben muß; dann mag er ausbleiben.

Was zu Land und Leuten des Feindes gehört, verfällt dem Sieger, auch der Unbewaffnete und sein Privatbesitz. Die Ernte des Feldes wird verwüstet, die Dörfer niedergebrannt, die Heerden weggetrieben, Bauern und Bürger getötet oder in die Gefangenschaft geführt. Aber christliche Frauen und Kinder sollen kampffrei sein, sie werden nicht gefangen und nicht geschatzt. Es war auch Kriegsgebrauch den Frauen ihre Kleider zu lassen, wenigstens von den Städten wurden die bösen Buben, welche Frauen ihrer Kleider beraubt hatten, streng bestraft, und auf den Burgen galt die Courtoisie, daß die Frau aus rittermäßigem Geschlecht ihren ganzen Schmuck behielt.

Wer die Fehden dieser anarchischen Zeit mustert, der findet uralte Volkssitte unter jüngerer Erfindung, die durch Ritterthum und städtisches Gemeindeleben zugebracht wurde. Aber in der Hauptsache sind Formen und Methode der Fehden merkwürdig gleich, ob sie groß oder klein sind, zwischen Fürsten oder Bauern entbrennen. Auch ihr Verlauf zeigt in endloser Wiederholung dieselben schweren Thaten und Leiden. Deßhalb soll hier statt einer einzelnen Fehde der Gang, den sie insgemein zu nehmen pflegte, geschildert werden. Zuerst, wie etwa der Streit zwischen zwei kleineren Gemeinden verlief*).

*) Das Folgende nach einem merkwürdigen bereits citirten Gedicht: Der Ring, von Heinrich Wittenweiler, herausg. von L. Bechstein, 1851. Es ist als Kunstwerk ungeschlacht, schildert mit grober Karricatur, aber nicht ohne Laune in damals beliebter Weise Scenen des Dorflebens und mischt in die burleske Darstellung wirklicher Verhältnisse höchst will-

In Baiern z. B. ſind ein anſehnliches Dorf und eine kleine Stadt in Fehde gerathen, die Veranlaſſung iſt eine Schlägerei und Verwundungen bei einem Dorffeſte. Die aus dem Dorf halten unter Vorſitz des Meiers Rath; zwar warnen einige Alte vor allzugroßer Schärfe, aber der wilde Haufe der jungen Männer überſchreit ſie. Man beſchließt die Fehde zu erklären. Ein Bote wird geſandt in einem roſafarbenen Tuch mit einem Schwert und Handſchuhen, die mit rothem Blut beſprengt ſind, als Zeichen, daß man mit den Bürgern fechten will. Der Bote kommt vor den Rath der Stadt und beginnt: „Mein Herr der Meier, und der Rath meines Dorfes haben mich zu euch geſandt, daß ich euch einen Gruß ſage, wie ihr ihn verdient. Ich widerſage eurem Leib und eurer Habe von meinen Herren allen, nehmt den Handſchuh in eure Hand und auch das blutige Eiſen, damit ihr euch wehrt; auf dem Feld bei der großen Linde werden meine Herren ſich nach drei Tagen am Morgen früh finden laſſen.“ Ihm antwortet der Bürgermeiſter der Stadt: „Trage Schwert und Handſchuh deinen Herren zurück und ſage ihnen auch unſern Fluch. Mit unſern eigenen Schwertern wollen wir ſie treffen, wenn ſie an die Stätte kommen, zu der ſie uns geladen. Du aber nimm hier das Roß, es ſei dein, als Botenbrot von meinen Bürgern und mir gebe ich dir's, denn deine Märe macht uns wohlgemuth.“

So beſchenkt kehrt der Bote zurück, beide Parteien ſenden nach Städten und Dörfern in der Runde Brief und Bitte um Hilfe. Ueberall in der Umgegend verſammelt ſich der Rath und

---

kürlich phantaſtiſche Erfindung, enthält aber dazwiſchen ſorgfältig gezeichnete Situationen und längere lehrhafte Abſchnitte über Kriegführung und Rechtsbräuche. Der Verfaſſer, ein Sohn des fünfzehnten Jahrhunderts, lebte abſeit der Heerſtraße in einer Gegend, in welcher das Volksleben ſehr alterthümlich und kräftig geblieben war. Man meint zuweilen, Zuſtände aus dem Jahr 1000 vor ſich zu ſehen.

überlegt. Die einen sagen: „Es ist eher möglich zwischen zwei Feinden zu wählen, als zwischen zwei Freunden, leiste ich einem von zwei Feinden Hilfe, so gewinne ich ihn zum Freunde. Diese aber sind beide unsere Freunde, stellen wir uns auf eine Seite, so verlieren wir einen Freund. Wir wollen also gemach thun und keinem von beiden Friede noch Sühne brechen.“ Und andere Städte sagen: „Die Edelleute sind uns so heiß auf Leib und Gut, daß wir nicht zu der Geschichte fahren können, darum bitten wir beide um ihre Huld, wenn wir uns entschuldigen.“ In einer Stadt aber entscheiden die Bürger: „Rath soll man jedermann geben, der sein begehrt, unsere Gewalt aber geben wir dem, der unserem Rath folgt und der schwächere ist. Sind aber beide übermüthig, so lassen wir sie streiten, bis sie selbst müde werden.“ Die so sprechen, schicken ihre Boten zu den Entzweiten und reden zum Frieden; ihnen aber wird die Antwort: „Wir haben euch um Hilfe gebeten und nicht um Rath, ihr handelt nicht ehrlich an uns.“ So schlägt die Vermittelung fehl und beide Theile senden wieder zu den guten Nachbarn, die ihnen hilfreich sein werden, weil sie gegen die andern einen Groll haben.

Am Tag vor dem Kampf rücken die Männer des Anzuges an beiden Orten ein, etliche zu Fuß, andere zu Roß, jeder Trupp mit einem Fähnlein, vor jedem Haufen fahrende Leute mit Pfeifen und Saitenspiel; auch Fremde laufen herzu, wandernde Kriegsleute, Schützen und Schildknechte. Fröhlich wird der Anzug empfangen, in der Stadt steigt der Bürgermeister auf ein Hausdach am Markte um von allen gehört zu werden, und redet die Bewaffneten an: „Zuerst essen wir fröhlich Brot und Fleisch und trinken dazu rothen Wein, dann ziehen wir gegen die Nacht hinaus auf das Feld, dort richten wir Hütten und Zelte auf, halten gute Wache und Lagerfeuer bis zum lichten Tag. Darnach lege jeder seinen Harnisch an und befehle seine Seele Gott und jeder führe einen Segen bei sich, und sind unter dem Feinde Unchristen, die mit dem Teufel fechten, denen schnei-

bet die Beine ab.“ Darauf ernennt der Bürgermeiſter einen Fähnrich und ſagt zu ihm: „Du, unſer Bannermeiſter, haſt um nichts zu ſorgen als um die Sturmfahne im Gefecht. Trag' ſie feſtiglich hoch empor und trachte, daß du nicht wiederkehrſt, wenn man ſie niederdrückt.“ Und von unten rufen ſie: „Wer aber ſoll den Vorſtreit haben?“ Der Bürgermeiſter ſpricht: „Sind Schwaben unter uns, ſo haben die den Vorſtreit, das iſt ihr altes Recht*): Von euren Haufen ſtellt ſich jeder den Feinden gegenüber, auf die er ſeinen größten Haß hat; die aus dem Feindesdorfe ſollen uns zu Theil werden, ſie ſind uns um kein Geld feil.“

So zieht die Schaar aus zur Walſtatt bei der Linde. Beide Theile ſchlagen Lager, eines nahe dem andern, ſie halten Wache und beichten ihrem Pfaffen. Beim erſten Morgenlicht tönt das Heerhorn, die Haufen ordnen ſich, voran die mit der Armbruſt, dann die Reiter mit Langſpeer zum Einbruch und die mit den Schlachtſchwertern, womit ſie die Helme zerhauen; bei ihnen ſind leichte Fußknechte, damit ſie den geworfenen Reitern wieder aufhelfen, die Pferde der Feinde ſtechen, die gefallenen Feinde ſchlagen und würgen, und wenn der Sieg entſchieden iſt, den Reſt gefangen nehmen.

Sind die Schaaren geordnet, dann ſprechen die Hauptleute zu ihren Haufen und der Hauptmann befiehlt dem Bannermeiſter: „Du ſchlag fröhlich daran, Roß und Mann“, dann ſchreit die Schaar: „Ueber ſie, Herr, und über ſie, Herr“, und der Kampf beginnt. Es wird ein großes Gedränge, aber die Bürger behalten das Feld, die vom Dorfe fliehen und laſſen die Erſchlagenen zurück. Beute und Gefangene werden geſammelt; dann wird die Beute getheilt, die zugezogenen Genoſſen verabſchieden ſich und

*) Wittenweiler nennt die Schweizer. Das alte Vorkampfrecht der Schwaben iſt alſo ſeit den Siegen des vierzehnten Jahrhunderts nach Volksmeinung hier und da auf die Schweizer übergegangen.

fahren heim. Die Städter selbst ziehen gegen das feindliche Dorf, Verrath öffnet ihnen eine Pforte, sie dringen vor, indem sie die Dorfgassen vermeiden und durch die Wände aus einem Hof in den andern brechen. Aber ein festes Steinhaus, wohin sich der Rest der Einwohner mit der Habe geflüchtet hat, widersteht ihrem Angriff, vergeblich mühen sie sich die Mauer zu untergraben oder einzurennen. Endlich ziehen sie mit Beute beladen ab, das Vieh vor sich hertreibend. Die vom Dorfe aber besenden jetzt traurig die Nachbarn, deren guten Rath und Vermittlung sie vorher zurückgewiesen. Die Nachbarn stellen sich vorsichtig ein, und mahnen die Sieger Maß zu halten. Endlich wird nach vielen Tagleistungen Sühne und Vergleich besprochen, die Fehde vertragen.

Ist eine große Reichsstadt der befehdete Theil, so nimmt der Kampf leicht größere Verhältnisse an, die Nachbarstädte, die ganze Landschaft, ein großer Theil des Reiches wird hineingezogen. Die Fehde dauert vielleicht Jahre, Kaiser und Reich machen einige schwache Anstrengungen zu vermitteln. Zuletzt hilft die Ermüdung beider Theile besser zur Sühne als die Vermittler. Es ist wahr, in jede größere Fehde spielten die politischen Interessen der Nation hinein. Kaiser oder Fürsten, Fürstenmacht oder Städtekraft, das war die letzte Frage bei unzähligen Kämpfen, die um Burgen und Stadtmauern tobten. Häufig war der Kaiser stiller, aber schwacher Bundesgenosse der Städte und die Fürsten thätige Parteigenossen der Ritterschaft gegen die lästigen Bürger. Doch diese stille Tendenz in den Kämpfen mehrer Jahrhunderte wurde immer wieder durch Zufälle und persönliche Händel gekreuzt, bald standen die Banner einzelner Fürsten und Reichsstädte gegen die Burgen unbotmäßiger Vasallen, und wieder einmal Städte und Junker vereint gegen die Uebergriffe eines Landesherrn. Und wie groß die Landstrecken waren, in denen die Kriegsfeuer aufstiegen, es ward fast nie ein großer Brand, die vernichtende Flamme leckte

einen Wald, ein Dorf, eine Burg vom Erdboden, sie brach wie eine Seuche hier und dort an weit entfernten Orten aus, sie schwächte und verzehrte allmälig die Kraft der streitenden Parteien.

Ja selbst Kriege mit Feinden des Reiches, mit den Böhmen, den Ungarn, den Franzosen und Burgundern, hatten den Charakter von Fehden, es waren vielleicht beträchtliche Heerhaufen, die sich zusammen ballten, aber sie fuhren nach wenigen Wochen auseinander, kaum jemals überdauerten sie ein verlorenes Treffen. Nicht nur das Geld fehlte, auch die Kriegsleute, welche aushielten. Schwerlich war dem Kaiser möglich, mehre mächtige Reichsfürsten zur Heeresfolge zu veranlassen, und eben so schwer wurde den Fürsten, ihre Vasallen zu längerem Felddienst in der Fremde aufzubieten. Dem Feinde in Streifzügen Abbruch thun an Mannschaft und Gut war die größte Kunst des Krieges. Durch zusammengreifende Operationen, eine Schlacht, eine Eroberung größerer Städte, den Krieg zu enden, gelang selten. Auch waren wohlverwahrte Städte, wenn sie nicht durch Verrath oder innere Zwietracht geöffnet wurden, in Wahrheit für die Angriffsmittel jener Zeit zu stark befestigt. Im Jahr 1376 lag Kaiser Karl IV. mit vielen Fürsten und einem Reichsheer vor der Stadt Ulm, er mußte sich begnügen zu sengen und zu rauben und unverrichteter Sache abziehen. Im Jahre 1447 führten die Nürnberger, damals eine Stadt von wenig mehr als 20000 Einwohnern, einen Krieg gegen die Mehrzahl der deutschen Fürsten und fast die gesammte Reichsritterschaft, drei Jahre währte der Kampf, in der ganzen Zeit dachten die Feinde nicht einmal daran die Stadt zu belagern.

Seit dem vierzehnten Jahrhundert merkte man, daß ein schneidiges, festes Fußvolk unentbehrlich sei; der Mangel daran verursachte, daß die zweihundert Jahre von Rudolph von Habsburg bis zu den Landsknechten, eine Zeit, in welcher mehr Blech zu Helmen und Harnischen geschlagen wurde als je vorher und

nachher, und in welcher die Zeitgenossen fast nichts zu erzählen haben als Zänkereien und Fehden, grade die Zeit einer kläglichen militärischen Schwäche, ja völliger Rathlosigkeit vor großer Kriegsgefahr waren.

Befürchtete eine Stadt große Fehde, so mahnte der Rath die Bürger, sich mit Wehren und Lebensmitteln zu versorgen; er warnte seine Bauern und gab ihnen anheim nach der Stadt oder den Schlössern derselben zu fliehen; dort mußten sie schwören in Burg oder Stadt auszudauern und den Hauptleuten gehorsam zu sein, und sie erhielten aus dem Stadtwald Holz, um sich auf Friedhöfen und wo man sie sonst dulden wollte, kleine Hütten zu bauen. Trat die Gefahr näher, dann ritten die Boten auf allen Straßen die auswärtigen Bürger zu mahnen. Der Rath gebot den Bürgern Reisige und Pferde zu stellen je nach ihrem Vermögen, zu jedem Pferde einen Knecht, wenn der Gebotene nicht selbst reiten wollte. Jeder Bürger war zu bestimmtem Kriegsdienst verpflichtet mit seinen Gesellen und Arbeitern, die der Stadt für diese Zeit schwören oder weichen mußten. Wem nicht Roßdienst auferlegt war, der gehörte zum Fußvolk oder zur Geschützmannschaft und zum Fuhrwesen. Auch das Fußvolk bestand aus Wappnern in schwerer Rüstung mit Spieß und Hellebarde, und aus leichtgerüsteten mit Schußwaffen, der Armbrust und später dem Handrohr. Nicht überall dauerte die alte Heertheilung nach Innungen, die Bürgerschaft war meist in Quartiere getheilt und stand unter Viertelsmeistern. Frei vom Waffendienst war nur, wer unter sechzehn und über sechzig Jahre zählte, und hie und da, wer fünf lebende Knaben hatte. Auch Frauen waren kampffrei, wenn sie nicht mit Steinen auf der Mauer helfen wollten, das stand bei ihnen. Von einem Reisezug aber aus den Mauern konnte man sich — zu hohem Preis — loskaufen, und es darf nicht verschwiegen werden, daß dieses Recht von den Wohlhabenden sehr in Anspruch genommen wurde. Die Bürgerschaft zog aus „mit ganzer, halber, Viertelsstadt," je nach der Größe des Zuges.

Aus Rath und Gemeinde wurde ein Ausschuß gebildet, die Kriegsherren zur Leitung des Krieges. Er warb auch Söldner, Spießer, Armbruster und Büchsenschützen, in der Nähe der Schweiz suchte er Schweizer zu erhalten, auch die böhmischen Städte gaben nach den Hussitenkriegen gegen Sold Mannschaft ab. Unter den Reisigen dienten gewöhnlich Rittermäßige der Landschaft, deßhalb wurde auch ein Edler oder Ritter zum obersten Hauptmann der Reisigen gesetzt. Alle Geworbenen erhielten Sold, die Verpflegung besorgten sie entweder selbst, oder sie wurde von der Stadt durch große Stadtküchen bestritten. Auf dem Rathhaus war außer der Stube der Kriegsherren auch die Hauptwache, welche durch Trabanten mit Büchse oder Armbrust, sichere Leute im ständigen Dienst der Stadt, gebildet wurde, dabei hielt man „Aufbieter" als Ordonnanzen. Sorglich und immer wieder wurden die bewaffneten Bürger und Söldner gemustert. Jeder Abtheilung des Stadtheeres waren Sammelplätze in den Mauern bestimmt auf Märkten, und wenn das Nothzeichen gegeben wurde, an den Thoren. Auf den hohen Thürmen der Stadt wachten die Thürmer, in jeden wurde zur Unterstützung derselben ein Posten gelegt; schaute der Thürmer in der Ferne Feinde oder ein Feuer, so blies er Feind oder Brand und steckte in der Richtung des Unheils am Thurme ein Zeichen aus, Tonne oder Sieb an einer Stange. Auf sein Zeichen zogen die Trompeter als Signalisten der Reisigen, und die Sackpfeifer und Pauker (Trommler) als Signalisten des Fußvolks durch die Straßen. Dann rannten die Reisigen und lief das Fußvolk zu den Sammelplätzen.

Für die Nacht wurde eine Losung ausgegeben, in der Regel der Name eines Heiligen, wer auf der Straße betroffen sie nicht wußte, wurde zur Hauptwache geleitet.

Man wandte große Sorge auf gute Kundschaft vom Feinde, außer den Wartleuten bezahlte die Stadt Kundschafter, häufig Bauern und Frauen vom Lande. Hatte man Briefe

durch die Feinde zu befördern, so wurden sie in ausgehöhlten Stäben, in Holzschüsseln und Flaschen mit doppeltem Boden fortgeschafft, alle Briefe, welche in die Stadt kamen, wurden in der Kriegsstube aufgebrochen und gelesen.

Nicht nur was innerhalb der Mauern und Thore lag wurde verwahrt, auch außerhalb hatte die Stadt feste Häuser, welche ihren Bürgern gehörten, und gemiethete Burgen. Denn die Stadt vertrug sich mit rittermäßigen Besitzern in der Nähe, daß sie ihr die Burg für Jahre oder ohne Zeitbestimmung „zum offenen Hause" machten, und sie zahlte dafür gutes Geld. Diese festen Häuser auf dem Lande wurden mit Proviant, Geschütz, im Nothfall mit Mannschaft versehen, sie bildeten die am meisten gefährdeten Außenwerke, und in der Regel wurde der Kampf um sie geführt, sie übergaben sich den Feinden oder wurden erstürmt und ausgebrannt, entsetzt oder wieder gewonnen. Auch die Landwehr, Wall und Graben um die Stadtmark, wurde durch Schranken aus Bohlen verstärkt, und wo sie sich über die Landstraßen zog, Schlagbäume gesetzt, sie konnten aus einer Bohlenhütte geöffnet werden, in welcher ein Schützenposten lag. War ein Wald in der Grenzmark, so wurde nach altem Brauch in ihm ein Verhau geschlagen, man war aber im vierzehnten Jahrhundert der Meinung, daß dies unpraktisch sei; denn grade hier pflegten die Feinde Oeffnungen zu räumen, durch welche sie heranschlichen, und da ihnen die Stellen bekannt waren, in denen das Verhau für Ausfälle unterbrochen war, suchten sie heimkehrende Streifzüge grade dort durch Hinterhalt abzufangen. Längs dieser Flurbefestigung wurde ebenfalls zu Roß und Fuß patrouillirt.

Die stärksten Wachen aber waren um die Thore, dort standen außerhalb des Grabens an Stelle der alten Vorwerke oder Wighäuser, dicker Steingebäude, seit dem 15. Jahrhundert die Bollwerke, aus Bohlen und Erdwerk aufgeführte Befestigungen, sie waren mit Geschützen versehen, zuweilen mi-

Bohlen gedacht. Demnächst vertraute die Stadt ihren ſtarken Mauerthürmen, die größeren galten für Caſtelle, die in alter Zeit bei einem Feuer oder einem Aufſtand oder wenn die Stadt vom Feinde eingenommen war, den Bürgern und ihrer Habe die letzte Zuflucht gewährt hatten. Auch auf ihnen ſtanden leichtere Geſchütze, Wache und Geſchützbedienung waren zuverläſſigen Männern der Bürgerſchaft als beſondere Pflicht übergeben. Auf der innern Seite der Mauer war häufig ein freier Umgang, in München z. B. war durch König Ludwig 1315 jeder Anbau verboten, eiſerne Kaiſerſtangen von 24 Schuh Länge ragten in die Stadt und bezeichneten die Breite des verbotenen Raumes. In Oeſtreich und Böhmen hatten viele Städte wohl noch aus der Avaren- und Ungarzeit als beſondere Befeſtigung einen umſchanzten Ring, den Tabor, neben der Stadt, in welchen beim Ueberfall die Einwohner Habe und Vieh retteten. Wer von Fremden zu den Stadtthoren hereinpaſſirte und unverdächtig war, der mußte vorher geloben der Stadt unſchädlich zu ſein, dann wurde er zu einem Biedermann geleitet, der für ihn Bürgſchaft that. Wer paſſirte, erhielt ein Zeichen, das ihm um 1388 und 1449 zu Nürnberg mit einem meſſingenen vergoldeten Stempel auf den Daumen gedrückt wurde und daher Pollicke hieß.*)

Eine der größten Sorgen wurde bei dauernder Fehde die Verpflegung der Stadt, weil die wirkſamſte Vexation war Zufuhren aufzuhalten; darum wurde aller Privatbeſitz von Getreide und Lebensmitteln aufgezeichnet und die Bürger gezwungen,

*) Pollicia, ital. polizza, von pollex, Daumen. Vergl. Nürnberger Ordnungen v. 1449 in: Deutſche Städtechroniken II, S. 325. — Davon das Wort Polizei, welches nicht von Politik und Politeia, ſondern von einem Druck auf den Daumen herſtammt. — Jenes Wort für Daumenmarke, oft Pollite geſprochen, dauert im ſüddeutſchen Polleten, das auch nicht aus Billet umgelautet iſt. — Im Puppenſpiel Fauſt zwingt Kaſperle durch das Wort Pollicke die Geiſter zu erſcheinen.

einen Theil zum Taxpreis der Stadt abzugeben. Wir erstaunen vor der Energie und Größe der communalen Forderungen. Denn auch die schwersten Geldsteuern wurden auferlegt und niemand geschont. Das Regiment, sonst so vorsichtig und oft persönlich in Gunst und Haß, war in solcher Zeit rücksichtslos despotisch, es griff tief in die Geldtruhen der Bürger und befahl ihren Leib in die Gefahr, ohne vorher zu fragen.

Der Tag, an welchem eine gefährliche Fehde angesagt wurde, war der Schreibstube des Raths eine Zeit großer Arbeit. Die Absage geschah in der Regel nicht durch die alten Symbole der Feindschaft, das blutige Schwert und den Handschuh, sondern durch reitende Boten, und wenn der Absagende ein vornehmer Herr war, durch wohlgekleidete Knappen, welche an das Thor ritten, den Fehdebrief in einem Sperrholz, „der Kluppe," an der Spitze ihres Speers befestigt. Oft wurde Einlaß nicht begehrt oder versagt, dann gaben sie den Brief am Thore in die Hand des Stadtbeamten. Bei großer Fehde, wie jene Nürnberger von 1449 war, wo mehre tausend Fehdebriefe in wenig Tagen abgegeben wurden, machte Mühe zu wissen, wer alles der Stadt Feind geworden war; deßhalb wurden Tafeln mit den Namen der Absagenden öffentlich aufgehängt und eilig Verzeichnisse derselben an die Bundesgenossen und in die festen Häuser der Stadt gesandt, damit sich jeder vorsehe. Denn unberechenbar war Feindschaft oder Neutralität bei vielen der Nachbarschaft, und es war oft zufällig, wohin Pflicht, Eigennutz, Neigung die Burgsassen zog.

Waren drei Tage schwüler Stille vergangen, dann entbrannte die Fehde. Und ihre erste Ankündigung waren sichere Feuersäulen, welche über ausgeraubten Dörfern aufstiegen. Auch die Bürger begannen ihre Kriegsreisen, d. h. Beutezüge auf das feindliche Gebiet. Nicht nur die Stadt unternahm sie, auch Einzelne aus Speculation nach Anmeldung. Ein unternehmender Mann, der auswärts gute Kundschaft zu halten

wußte und tüchtige Gesellen fand, die mit ihm zogen, konnte bei solchem Raub etwas gewinnen. Bei größeren Reisen wurde ein Theil der Bürgerschaft nach Stadtvierteln ausgelooſt, und es war durchaus bezeichnend für die Situation der Städte und die Stimmung der Bürger, daß diejenigen auszogen, welche beim Looſen „verloren.“ Dem rittermäßigen Mann war die Reise ein Fest, vor dem man sich in Hoffnung eines reichen Fanges „letzte.“ Freilich fanden die Städter auch schlechtere Beute als die Ritter. Für beide Theile war der gewöhnliche empörende Gewinn die gefangenen Männer, von denen Löſegeld gehofft wurde, und was sie den Bauern raubten, Getreide und Vieh, Butter und Bettzeug. Es galt den Kriegern für unehrenhaft Hühner und Gänse heimzubringen, das war später bei den Landsknechten die besondere Freiheit der Weiber und Buben. Die Ritter hatten freilich Aussicht auf reicheren Fang: einen Waarentransport, ein beladenes Schiff, einen Stadtherrn. Solche elende Beutezüge wurden fast täglich unternommen von der einen oder andern Partei, dabei wurden in der Regel Dörfer und kleine Landstädte verbrannt, bis die Umgegend verwüstet war, dann griff man entferntere Angehörige des Feindes an.

Kehrte man glücklich von einem Beutezug heim mit Raub und Gefangenen, so wurden noch auf dem Feld Beutemeister gewählt aus Rittermäßigen, Bürgern, den verschiedenen Söldnerschaaren. Diese mußten zuerst schwören treu und gerecht die Beute, — in Süddeutschland „die Name,“ — zu vertheilen. Unter dem Thor hoben sie jedem, der durchschritt, seinen Raub ab. Die Vorräthe wurden gesondert und verschlossen und auf dem Stadtmarkt an den Meistbietenden verkauft. Das erbeutete Vieh gehörte zum größten Theil den Befehlshabern und Chargirten, ein Theil der Stadt, nur der Rest dem ausgezogenen Haufen; es wurde vor der Vertheilung in den Stadtgraben getrieben, dort durften die Kühe von jeder Frau, welche ihnen eine Bürde Gras brachte, gemolken werden. Der Stadt stand frei das ge-

ſammte Vieh zum gemeinen Nutzen von den Beutemeiſtern gegen mäßige Summe zu kaufen. Außerdem mußte jeder, der am Zuge Theil gehabt, noch einmal ſchwören, daß er keine Beute hinter ſich habe und keine bei anderem wiſſe, und durch ſolchen Eid kam noch viel Unterſchleif zum Vorſchein. Endlich wurde der ganze Erlös vertheilt auf Pferd und Mann, ſo daß der Fußknecht ein Theil, der Reiſige zwei, jeder Wagenbeſitzer ſo viel Theile bekam, als ſein Wagen Pferde hatte. Die rittermäßigen Gefangenen wurden ausgezeichnet, gegen ihr Wort zu Wirthen in die Herberge gelegt und von den Städten in der Regel nicht geſchatzt. Die übrigen wurden in die Thürme geſperrt, aus der Stadtküche geſpeiſt, wofür ſie, wenn ſie es irgend vermochten, Koſtgeld zahlen mußten, im Nothfall auf Stadtkoſten gefüttert. Für den armen Gefangenen erhielt, wer ihn einbrachte, einen Fanggulden; der Gefangene, welcher etwas hatte, wurde geſchatzt, es gab dafür beſondere Abſchätzer, die in der Gegend bekannt waren; wußte man um das Vermögen nicht Beſcheid, ſo wurde wohl einer der Gefangenen unentgeltlich erledigt, unter der Bedingung, daß er ſeine gefangenen Parteigenoſſen taxire. Das Löſegeld beanſpruchten in manchen Fällen die Hauptleute, in andern die Stadt. War aber ein ſolcher Beutezug Privatanſchlag Einzelner, ſo kam dieſen das Löſegeld zu, dann hatte ſich der Hauptmann des Zuges mit dem Fangenden zu berechnen. Wer aber im Kriege aus der Gefangenſchaft entlaſſen wurde, der mußte einen Eid ſchwören, daß er nichts zum Schaden der Stadt den Feinden verrathen wolle, wer erſt beim Friedensſchluß erledigt wurde, daß er der Stadt und ihren Helfern nicht Haß und Rache nachtragen werde. Die Behandlung der Feinde war in den Städten humaner, als der Regel nach auf den Burgen.

Ein größerer Anſchlag war es, wenn man ein befeſtigtes Haus oder eine Stadt des Feindes berennen wollte, hier hatte man ſtärkeren Widerſtand zu erwarten und ſuchte deßhalb mit Uebermacht anzukommen. Bei ſolcher Veranlaſſung wurden auch

blutige Treffen geliefert, wenn eine Macht des Gegners zum Entsatz heranzog. Der Auszug wurde sehr heimlich gehalten, denn wahrscheinlich hatten die Feinde trotz aller Vorsicht ihre Späher in der Stadt, aber er kostete doch große Vorbereitungen, wenn die Wagenburg, d. h. der reisige Zug den Schaaren folgen sollte.

Die Belagerungsmaschinen wurden bis zur Verwendung des Pulvers ganz nach antiker Ueberlieferung gebaut. Sie waren entweder Stoßmaschinen, „Katzen" und „Tummler," große Balken mit Schwungkraft, welche zuweilen unter einem Schirmdach gegen die Mauern getrieben wurden; oder Wurfgeschosse, große Bogen und Armbruste, welche durch Hebelkraft gespannt wurden. Die Haare und Pferdeschwänze für die Stränge wurden von den Städten sorglich aufgekauft und durch erfahrene Leute zugerichtet.*) Abweichende Einrichtung hatten die Pleiten oder Bliden, sehr große Schleudern für Bogenwurf, gebraucht und gefürchtet noch um das Jahr 1500, weil man die Geschosse für Bogenwurf der Mörser lange nicht geschickt zu verfertigen wußte.

Es ist merkwürdig, daß das Pulver seine Bedeutung im Kriege sehr allmälig gewann. Die fremde Erfindung kam von Byzanz nach 1320 den Völkern des Mittelmeers; für Deutschland wissen wir gar nicht das Jahr anzugeben, in welchem zuerst Feuer und Knall das Getöse der Schlacht vermehrte. In Aachen war im Jahr 1346 „eine eiserne Büchse Donner zu schießen", im Zeughause von Nürnberg 1356 eiserne und kupferne Büchsen, welche Steine und Blei schossen. Seitdem wurden Salpeter und Schwefel als werthvolle Handelsartikel von Italien

*) Im Jahr 1275 war auf Schloß Freiburg ein solches Geschoß, dessen Bogen, aus trefflichem Horn gearbeitet, eine Länge von 13 Fuß hatte. — Ueber Büchsen und Haare „zu Noytstellen" vergl. Laurent, Aachner Stadtrechnungen S. 58.

bezogen, und es war dem Rath eine ernste Angelegenheit, dies Material bei guter Zeit zu erwerben. Dem Volk aber erschien die schwarze Masse sehr unheimlich, und man gab ihr den Namen Kraut, d. h. Zaubermittel. Salpeter und Schwefel wurden zuerst in Mörsern gestampft, später auf Mühlen, nicht ohne düstere Betrachtungen der Müller, deren einer noch 1431 in München klagte, „von dem hölliſchen Zeug sei ein wilder Dampf in ihn gegangen, daß es ihm theuer genug angekommen sei.“ Und nicht weniger merkwürdig ist, daß die neue Erfindung, seit sie einmal zu kriegerischer Zerstörung verwandt wurde, ähnlich wie andere große Funde der Menschen: der Bücherdruck, der Luftballon, sofort im ersten Anlauf zu kühnen und großartigen Experimenten führte, denen die spätere Entwicklung längere Zeit nicht entsprach. Es gelang bald Geschütze von ungeheurer Größe zu gießen, welche Geschosse bis zu drei Centner Schwere schleuderten, zunächst Steine, die zur Herstellung runder Form häufig mit Blei umgossen wurden. Außerdem Büchsen von dem verschiedenartigsten Kaliber bis zur leichten Karrenbüchse und Tarrasbüchse (Standbüchse), und zur Haken- und Handbüchse herab. Die schweren Geschützrohre erhielten eigene Namen und wurden vom Volke mit großer Achtung und Scheu betrachtet. Sie waren nicht auf Lafetten befestigt, sondern wurden zur Reise auf starke Wagen gelegt, und ihre „Wiegen,“ worauf man sie im Felde bettete, zuweilen mehre nebeneinander, auf besonderem Wagen nachgefahren. Ein dritter Wagen enthielt Haspel, Stock, Seile und Hebezeug zur Bewegung der großen Masse, wieder andere die Steine zum Schuß. Außerdem gehörte zu jeder Büchse ein Bohlenschirm, „die Pavese,“ welcher über zwei hohen Karrenrädern befestigt, vor dem Geschütz aufgefahren, ein schräges Schutzdach mit Gucköffnungen bildete und vor dem Schuß umgelegt werden konnte.*)

*) Die Nürnberger Büchse Kriemhild (1388) hatte folgenden Train: ihr eigener Wagen mit 12 Pferden, 1 Wagen für ihre Wiege m. 16 Pferden,

Die gesammte Artillerie war in Stürme (Batterien) getheilt, jeder Sturm enthielt drei bis sechs Geschütze von verschiedenem Kaliber mit Munition, ferner Schanz- und Sturmzeug und Brückenmaterial; dazu gehörten außer der Bedienungsmannschaft Zimmerleute, Schützen und eine Bedeckung von Reisigen. Die Wagen jedes Sturms waren durch Fähnlein von verschiedener Farbe bezeichnet.

Viele der Transportwagen und Karren nebst Bespannung wurden von den Bürgern und verpflichteten Bauern gestellt oder durch die Stadt gemiethet, in festgesetzter Ordnung zogen die Wagen von ihren Sammelplätzen aus den Mauern, jeder Wagen mit einer Plaue überdeckt. Im Felde wurden bei Lager und Schlacht die ausgespannten Wagen im großen Viereck durch Ketten zu einer Burg aneinander gekoppelt, auf der Außenseite Schutzbreter als Deckung befestigt.

Geschützmeister waren selten und gut bezahlt, sie reisten auf Stadtkosten nach anderen ansehnlichen Städten, um neue Einrichtungen kennen zu lernen; sie verstanden auch Feuerkugeln und Feuerpfeile zu verfertigen, und man sieht aus erhaltenen Rechnungen, daß sie zu dieser gefährlichen Fabrikation außerordentliche Stoffe verwendeten, z. B. theuren welschen Wein in großen Massen. Dafür wurden ihre Kunstwerke auch wohl einmal öffentlich zur Schau ausgestellt.

Gegen die Burg oder Stadt der Feinde wurden die Ge-

---

1 Karrenschirm m. 2 Pferden, 1 Wagen zu Haspel, Stock, Seilen, Hebezeug, m. 4 Pferden, 4 Wagen, jeder zu 11 Büchsensteinen, m. 4 Pferden, 1 Wagen für 8 Geschützknechte m. 2 Pferden, 1 Wagen mit Hauen, Schaufeln, Pickeln und $2^1/_2$ Ctr. Pulver, von dem 14 Pfund zu einem Schuß gerechnet wurden, u. s. w. mit 4 Pferden, in Summa 10 Wagen mit 56 Pferden. Außer ihr gehörte noch eine Centnerbüchse und eine kleine Karrenbüchse zu derselben Batterie. — Eine schwere Büchse konnte in 3 Wochen gegossen werden und kostete c. 500 Gulden; der rhein. Gulden aber hatte im Jahr 1388 ungefähr den Werth eines unserer Ducaten Goldwerth.

ſchütze hinter ihren Paveſen aufgefahren, mühſelig war das Richten und langſam das Laden. War Breſche geſchoſſen, dann wurden die Gräben auf Brücken überſchritten, die man aus großen leeren Fäſſern machte, man näherte ſie unter hölzernen Bohlendächern, die man heranrollte. Geſtürmt wurde mit Leitern. Auf die Belagerer wurde von Mauer und Thurm außer Kugeln und Bolzen alles Schwere und Unſaubere geworfen, was Zorn und Noth erfinden konnte, Steine und Balken, Pech und heißes Waſſer, brennende Ruthen mit Stroh umwunden und mit Pech beſtrichen, auch ſtählerne Haken wurden an Stangen herabgelaſſen und den Belagerern in den Leib geſchlagen, um dieſe über die Mauer zu ziehen.

Gelang der Sturm, dann wurde getötet und gebunden, geraubt und angezündet und jede Sorgfalt angewandt, damit man die Beute den nachſetzenden Feinden entzog. Die Stadtgemeinden pflegten auch jeden, der beim Sturm das Beſte that als erſter, zweiter und dritter, durch ein anſehnliches Geſchenk zu belohnen.

So zog ſich die Fehde durch Monate, aus einem Jahr in's andere, in der Hauptſache ein elender Verderb von Hab und Gut und Quälerei der Landleute, zuweilen ein Zuſammenſtoß größerer Haufen ohne großen Erfolg.

Die Städte vereinigten ſich in dieſer Zeit in großen Bündniſſen, die Franken, Schwaben, Rheinländer, vor allen die Norddeutſchen in der Hanſe. Aber auch die binnendeutſchen Städtebünde waren ein großes Werk; die Heere, welche ſie aufbrachten, gut bewaffnet und oft gut geführt, haben mehr als einmal die Fürſten und ihre Vaſallen in ſchwere Sorge um die eigene Dauer gebracht, ſie haben hundert Raubburgen gebrochen, haben ſchrankenloſer Habgier feſten Damm entgegengeſtellt und das Gedeihen bürgerlicher Freiheit, damals die einzige Grundlage für nationale Kraftentfaltung, durch harte Jahrhunderte erhalten. Aber dieſe Bünde waren doch nicht dazu gemacht, einig und in großen Fehden ſiegreich zu ſein. Wie

auf Inseln saßen die Bundesgenossen durch wilde Brandung getrennt, jede Stadt mit ihren besonderen Interessen, die den Genossen oft feindlich waren, nicht ohne innern Parteizwist, der die Politik jeder einzelnen im entscheidenden Augenblick völlig umwandeln konnte. Und jeder Stadt war jede Fehde eine harte Last, die sie in eigener Sache zu vermeiden suchte, so lange es anging, die ihr unleidlich erschien, wenn sie um einer anderen entfernten Stadt willen ihre Außenhäuser verbrannt, ihre Bürger in elender Gefangenschaft sehen sollte. Uns darf auch hier nicht auffallen, daß die Bundesstädte oft lau und uneinig waren, eher daß sie in einer Zeit, wo der Egoismus besonders hart und geldsüchtig war, noch so weit zusammenhielten und Jahre lang für ihre Rivalen, denen sie keine besondere Zuneigung gönnten, verständig Opfer brachten. Allerdings im höchsten eigenen Interesse; aber es ist einer Gemeinde weit schwerer als dem Einzelnen, das höchste eigene Interesse stets über den Vortheil der Stunde zu setzen.

Deßhalb waren die befehdeten Städte bei großem Kampf immer im Nachtheil. Natürlich, sie hatten am meisten zu verlieren, der Erwerb vermindert, die Thore gesperrt, die Waarentransporte auf den Landstraßen höchlich gefährdet, die Stadtmauer umschwärmt von allen Raubvögeln der Landschaft. Auch wenn die Stadt nicht umlagert wurde, trat Theurung ein und machte den gemeinen Mann aufsässig. Dazu kamen die großen Lasten des Krieges, Uneinigkeit und Ungehorsam der Edlen, welche der Stadt geschworen hatten, aber mit ihren Herzen zuweilen auf Seite ihrer Vettern draußen waren. Dann das Drängen der verbündeten Städte, von denen jede die Kosten berechnete und geneigt war, den Nachtheil der befreundeten Stadt geringer zu achten als den eigenen. Endlich störte entschiedenes Auftreten die Rücksicht auf benachbarte Fürsten oder den Kaiser, die sich neutral hielten, deren guter Wille aber jeden Tag ver-

loren gehen konnte, wenn ein Feind, der Verbindungen hatte, allzu rauh angefaßt wurde. Es gehörte ungewöhnliche Männerkraft dazu, unsichere Bundesgenossen und eine sorgenvolle Bürgerschaft zu großen Schlägen fortzureißen und im Kriegszorn zu erhalten; denn auch in der Stadt war die Leitung des Krieges durch eine Commission der Wirksamkeit eines starken Mannes nicht förderlich. Das Regiment der Städte beruhte auf unabläſſigen Compromiſſen mit einflußreichen Bürgern, auf gewandter und vorſichtiger Unterhandlung mit dem Hochmuth und den Intereſſen der großen Familien. Die politiſchen Führer aus den Geſchlechtern von Nürnberg, Ulm, Augsburg, Bern, Straßburg, Baſel und den Nordſeeſtädten waren zuverläſſig die geſchickteſten Diplomaten jener Zeit, ihren Gegnern, den fürſtlichen Räthen, wahrſcheinlich an Weltklugheit und vorſichtiger Haltung, an ſcheinbarer Kälte, ſicherem Weſen und weiten Verbindungen überlegen. Es fehlte den Städten auch nicht an tüchtigen Kriegsmännern, welche ein Treffen zu führen verſtanden, aber wenn dieſe weitſichtige Politiker waren, mußten ſogar ſie abgeneigt ſein, ihr Alles auf die heißen Kriegskugeln ihrer ungeheuren Büchſen zu ſetzen. Sie wußten, daß Haß und Neid in jedem Lehnshauſe, an jedem Fürſtenhofe, ja auch in andern Städten gegen ihren Reichthum arbeitete. In hundert Burgen wäre der Tag als glorreich gefeiert worden, an welchem die Speergeſellen über den rauchenden Trümmern Nürnberg's die Habe einer Stadt theilten, die dem thörichten Sinn wie ein unerſchöpflicher Goldbrunnen erſchien. Dann wäre ein Geſchrei geworden von Jeruſalem bis Liſſabon, aber es war möglich, daß ſich keine Hand rührte einen ſolchen Schaden des deutſchen Landes zu rächen. Das bändigte nach außen, und machte mitten im Kampf Schonung einflußreicher Feinde zur Aufgabe.

Das alles wußte auch der Adel und ſeine Vaſallen. Die Hülfsmittel einer Stadt waren im Anfang des Krieges der

Kräften der Gegner wahrscheinlich überlegen. Eine ansehnliche Stadt hatte Credit, soweit ihre Kaufleute handelten, weit mehr als der Kaiser und der größte Fürst des Reiches, deren Geldverlegenheit und Gewissenlosigkeit im Erfüllen ihrer Verpflichtungen notorisch war. Aber der Fehder wußte auch, daß durch langgesponnene Fehde die Kraft der Stadt schneller abnahm als seine eigene, und er konnte erwarten den Trotz der Bürger zu verringern und bei einem Vertrage bessere Bedingungen durchzusetzen, als die Städter vor der Fehde bewilligen wollten.

Wurde allmälig der Kampfzorn schwächer, so legten sich die Vermittler dazwischen. Nach langen Verhandlungen, nach heftigem Aufbrausen der Edlen und vorsichtiger Kälte der Städter wurde Tod gegen Tod, Brand gegen Brand, Schad gegen Schad verglichen und darüber eine Richtung gemacht. Ein solcher Vertrag war bei mächtigen Gegnern fast immer der Stadt zum Schaden, selbst wenn der Verlauf des Krieges für sie nicht ungünstig gewesen war. Wälder, feste Häuser, Dörfer, Mühlen, an denen die Stadt durch friedliche Verträge Rechte erworben hatte, mußten abgetreten werden, und es bedurfte wieder längerer Friedensjahre und neuer Geldverlegenheiten der Gegner, um die verlorenen Rechte allmälig zurückzukaufen. Auch wenn die siegreiche Stadt einen Landbeschädiger fing, mußte sie ihn zuweilen schonen und gegen leidliche Bedingung freilassen, weil seine vornehmen Gönner das forderten. Oder sie mußte sich gar helfen, wie im Jahre 1373 die Stadt Worms. Dieser war Hennele Streif, ein gefährlicher Gesell, deßhalb Feind geworden, weil die Stadt Speier zwei Straßenräuber, die Brüder Gabeln, gerichtet hatte. Hennele fand Oeffnung auf den Burgen der Umgegend, schlug Wormser tot und wirthschaftete übel auf der Landstraße. Da wurde Worms ärgerlich, nahm ihn gegen 200 Gulden jährlich in Dienst und er wurde ihr Mann und ein treuer Diener.

Den Städten war die Fehde Nothwehr, den Fürsten und dem Adel Machtmittel und Erwerbsquelle, ja, was am schlimmsten war, nicht selten die wilde Poesie ihres Lebens. Nie fehlte ein Grund oder Vorwand zur Fehde, denn endlos waren die Collisionen der Rechte und Ansprüche. Oft lag dem Fürsten selbst an der Kriegsbeute wie dem kleinen Junker. Auch er trug Ritterschild und Sporen, und hatte im Grunde seines Herzens die Empfindung, daß die Anmaßung der Stadtkrämer, welche beim Kaiser klagten, Büchsen gossen und seine Mitfürsten für sich zu gewinnen suchten, unleidlich sei. Vollends wenn er hoch von seiner Stellung dachte, suchte er planvoll die ummauerten Republiken seiner Landschaft durch die frischen Gesellen seiner Edelhöfe unterzuzwingen, er als Löwe, der dem Haufen der Schakale, die hinter ihm bellten, einen Theil der Beute überließ.

Der menschenreiche Stand der Rittermäßigen, welche sich selbst Wappener nannten, wenn sie nicht den Rittergurt trugen, war in dieser ganzen Periode schlimm daran. Sein Treiben, ja seine Existenz galt dem Bürger, dem Bauer, dem Sittenprediger, zuweilen sogar dem Fürsten für ein Unglück. Die Raubsucht und Fehdelust der großen Mehrzahl war mit dem neu aufblühenden Stadtleben völlig unverträglich.

So wild, frevelhaft und gemeinschädlich war das Gebahren grade der rührigsten, daß ihr Stand in aller Ruchlosigkeit des Räuberhandwerks zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht dieselbe Schwäche, welche sie verhinderte nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu werden, auch das letzte Verderben von ihnen fern gehalten hätte. Daß sie ein privilegirter Stand waren, der seine Genossen für besser hielt als den Bürger und Bauer, der in Ehe, Beschäftigung, Recht, in Sitten und Ceremoniel sich gegen andere abschloß, dies exclusive Standesgefühl hat die Rittermäßigen durch Jahrhunderte schwach gemacht und ihre Ansprüche zu einem Leiden für das Volk, aber es hat sie auch

vor dem Untergange in wüstem Treiben bewahrt. Denn wie verkehrt die Neigungen eines Geschlechtes sein mögen, wenn sie die Selbstachtung der Individuen nicht schmälern sondern erhöhen, so halten sie das Verderben vielleicht lange auf. Zwischen dem Räuber, der jetzt auf entlegener Haide den Wanderer beraubt, und dem Landjunker, der um das Jahr 1400 den Kaufmann vom Pferde warf und bei Wasser und Brot in ein finsteres Gefängniß steckte, während seine Frau aus dem gestohlenen Tuch Röcke und Mäntel schnitt, ist in Rücksicht auf die That sehr wenig Unterschied. Aber vor 450 Jahren übte der Räuber den Frevel mit der Empfindung, daß sein Thun vielleicht gegen die Bestimmungen eines Reichstagsabschieds verstoße, daß es aber von den gesammten Wappenträgern seiner Landschaft, ja von mehren höchsten Herrn des Landes als ein angenehmer, im schlimmsten Fall als ein gewagter Streich betrachtet werden würde. Wie unvernünftig auch die Ehrengesetze waren, nach denen er lebte, er hatte nur daß Bewußtsein, daß dieselben Gesetze von tausend andern geehrt wurden, die er für die Besten auf dieser Erde hielt. So war möglich, daß sich inmitten großer Unsittlichkeit und Verkehrtheit bei Einzelnen männliche Tugenden erhielten: Treue gegen gegebenes Wort und Hingabe an die Freunde.

Auch der Schildträger des vierzehnten Jahrhunderts ritt nicht immer in die Fehde mit dem fröhlichen Behagen eines Unternehmers, auch er wurde endlos geärgert und gereizt und setzte sich nach deutscher Gewohnheit erst in sittliche Entrüstung, bevor er zum Speere griff. Zumal wenn er gegen alte Spießgesellen oder gar gegen seinen Lehnsherrn in Stegreif trat, mußte er starken Groll in sich herumgetragen haben, dann war ihm wohl sein Reitergewissen lange schwer. Und es fehlte ihm nicht an gewichtiger Klage. In der Regel war ihm sein Lehnsherr Geld schuldig für geworbene Männer, reisigen Zeug und Rosse, die er ihm zugeführt, und für Schaden, den er in

seinem Dienst erlitten, und er fand ungnädiges Ohr, wenn er an sauer verdientes Geld zu erinnern wagte. Dann wußte er sich nicht immer zu helfen, wie Burkhard Ehingen, dem sein Herr, Graf Eberhard der Greiner, viel Geld schuldig war, ohne jede Neigung zu bezahlen. Da wurden beide den Städten feind, Ehingen fing als Mann des Greiners zwei große Bürger aus Weil und Nördlingen; statt sie abzuliefern, schatzte er sie selbst grade so hoch, daß sein Guthaben bei seinem Lehnsherrn getilgt wurde, und sandte sie dann mit der Quittung an den Grafen, der die Gefangenen zur Strafe noch einmal schatzte. Gewann der Lehnsmann sein Geld nicht auf solche Weise oder durch eine neue Burg, die ihm pfandweise überlassen wurde, so gerieth er endlich in heißen Zorn und wurde seines Herrn Feind. Auch alte Genossen kränkten ihn, sie hatten ihm Bauern geschlagen und gepfändet, Knechte in den Stock gesetzt, und seine Reiterehre heischte Rache. Aber den Städten gegenüber hatte er doch die größte Fehdelust, denn hier wurde der Fehdebrief Beginn eines zwar gewagten, aber vielleicht sehr vortheilhaften Geschäftes, ihm war ein solches Unternehmen, was dem Kaufmann der Seestädte eine Nordfahrt war, das Unberechenbare des Gewinns und die Gefahr machten die Sache reizvoll.

Zunächst freilich stellte er Forderungen als Besitzer auf eigenem Grund und Boden. Die Landstraße, der Fluß, welche an seinem Hause vorbeiliefen, boten ihm Gelegenheit von dem Eigenthum der Kaufleute für sich zu nehmen. Er forderte Zoll von Waaren und Reisenden, er drang sein schützendes Geleit auf und beraubte solche, welche dies Geleit nicht für nöthig hielten, er baute wol gar eine Brücke, wo kein Fluß war, um Brückenzoll zu erheben, er erhielt die Landstraße absichtlich in schlechtem Zustand, denn die Waaren des reisenden Kaufmanns zogen zwar unter des Kaisers Schutz, so lange sie im Wagen oder im flotten Schiffe waren, wenn der Wagen aber umfiel oder das Schiff auf den Grund stieß, gehörten — so behauptete

er — nach Boden- und Ruhrrecht die Waaren dem Eigenthümer des Grundes. War die Oertlichkeit dieser regelmäßigen Industrie ungünstig, so suchte er Vorwände zum Streit mit großer Naivetät. Er wußte etwas von ungeheuren Forderungen, die einer seiner Vorfahren an die Stadt gehabt haben sollte. Er hatte keinen Brief darüber, auch war ihm die Summe nicht genau bekannt. Aber er dachte sich einen Betrag, der ihn mit einem Schlag zum reichen Mann gemacht hätte. Oder er fand unerträglich, daß die Stadtordnung verbot Lösegelder für Gefangene auf Bürger anzuweisen, oder er behauptete, daß irgend ein Wegelagerer, den die Stadt eingesperrt, Handgeld von ihm genommen habe, um in seinen Dienst zu treten. Oder er lauschte, ob in der Landschaft irgend jemand eine Beschwerde gegen die Stadt habe, ein Fuhrmann, ein fremder Bürger, ein Reitersknabe, diese nahm er unter seinen Schutz, schloß mit ihnen Vertrag zu gemeinsamer Fehde, stellte eine entschlossene Geldforderung, und wenn diese kalt abgewiesen wurde, sandte er mit seinen Gesellen den Fehdebrief über die Mauer. Endlich machte er sich's ganz bequem, sagte die Fehde gar nicht an, sondern überfiel einen Rathsherrn oder einen Frachtwagen aus der Stadt, erschlug die Fuhrleute, welche sich zur Wehre setzten, schnitt die Plaue auf und nahm heraus, was ihm gefiel. Und das letzte thaten nicht nur Straßenräuber, auch die Häupter alter Familien, denn nicht nur der Eigennutz stachelte gegen die Städter, ebensosehr ein bitterer tiefer Groll und Neid. Die Macht des Geldes erschien denen, welche Erwerb durch Arbeit zu verachten gelehrt waren, als höchste Tyrannei. Daß der Bürger pfandweise Burgen und Landgüter erwarb, daß die Häuser in der Nähe einer Handelsstadt fast sämmtlich in Abhängigkeit von dem Capital oder dem Regiment der Bürger gekommen waren, daß geliehenes Geld, wenn es nicht pünktlich zurückgezahlt wurde, Habe und Freiheit des Borgers in Gefahr bringen konnte, daß der Kaufmann den Ritterschild begehrte

und daß er mit seiner Frau rittermäßige Kleider, Goldschmuck, Juwelen zu tragen wagte, das alles dünkte unerträglich. Es war ein Kampf des alten Lebens der Nation gegen das neue, und wir sind gänzlich außer Stande, dem Hochmuth und der wilden und unritterlichen Rachsucht, womit die Drohnen jener Zeit auf die Arbeitsbienen blickten, einen andern Antheil zu gönnen als den, welchen jedes Unglück verdient. Denn dieser Haß trieb viele zu schnöder und elender Frevelthat.

Mehr noch als die Stadt hatte der Lehnsmann auf abgelegener Burg den Drang, sich mit Gesellen in seiner Landschaft zu verbinden. Aber den Schwurgesellschaften der Rittermäßigen war in dieser ganzen Zeit nur kurzes Leben vergönnt, die Genossen fuhren uneinig auseinander, weil sie nicht gleiche Freunde und Feinde bewahren konnten, oder sie benutzten ihre Brüderschaft zu unleidlich großen Raubgeschäften und wurden durch stärkere Gewalt beseitigt, oder sie fühlten sich vornehm, nahmen Fürsten und Bischöfe in die Gesellschaft und wurden schnell in Politik und Fehden der großen Herrn verbraucht. Von politischen Gesellschaften des dreizehnten Jahrhunderts sind uns fast nur die Namen überliefert. Im Jahr 1214 wurden „die Wölfe“, wahrscheinlich im Elsaß, erschlagen*), um 1270 waren die Geschlechter von Basel in zwei Verbindungen: Sittiche und Sterner getheilt, die Sterner 1271 vertrieben, kehrten unter König Rudolf zurück. Im Jahre 1289 wurde wieder im Elsaß eine Rittergesellschaft, welche sich die Nebelringen nannte und seit einigen Jahren gleiches Gewand trug, vor den König gefordert. — Seitdem mögen viele Schwurvereine in den Burgen entstanden und gelöst sein, man merkt sie fast bei jeder größeren Fehde; aber erst nach 1360 wird Brauch, daß sie sich durch Namen und Abzeichen auffällig

*) Fritsche Closener S. 81 „die rittere“, — das Folgende in Ann. Basil. a. 1271 und Ann. Calmar. a. 1289.

machen. Das vergrößert ihnen vielleicht Zulauf und Ruf, nicht die Dauer.

Sie gewinnen seitdem im westlichen Deutschland, wo nicht größere Landesherren hindern, überall Mitglieder, zumeist bei Hessen und Schwaben, und sind in dieser Zeit fast sämmtlich Vereine zu praktischem Nutzen. Die Mitglieder verpflichten sich, weder mit Worten noch Werken, nicht mit Rath noch That gegen einander zu handeln, sondern sich beizustehen in allen Fehden und Händeln, gleichviel weßhalb und gegen wen, und ein gefangenes Mitglied durch gemeinsame Anstrengung zu erledigen; die Einzelnen behalten sich wohl die Pflicht gegen ihre Herren und frühere Eide vor. Sie wählen einen Vorstand, welcher oft der König heißt, bestimmen Jahresversammlungen, gestatten Geldbeiträge der Mitglieder; sie binden sich durch Schwur, tragen meist — nicht alle — ein Zeichen der Gesellschaft an Hals oder Brust, die Ritter von Gold, die Knappen von Silber, und führen wohl auch ein Siegel. Aus den zufällig erhaltenen Namen ist zu ersehen, daß eine Minderzahl die Ritterwürde hatte. Schwerlich war rittermäßige Geburt zur Aufnahme in das Silber der Brüderschaft nöthig, einige unter fürstlichen Stiftern mögen vorsichtiger ausgewählt haben, andere trieben Buschklepperei, schätzten vor allem die packende Faust und waren ein Schrecken der Reisenden. Gegen diese Vereine, welche sowohl die Fürsten als die Städte bedrohten, stifteten die Landherren andere Vereine, ebenfalls mit einem Gesellschaftszeichen.

In Hessen gab sich eine kleine Wetterauische Gesellschaft ohne Namen (1362) eine Ordnung, welche uns erhalten ist. Ihr folgte die Gesellschaft vom Stern (c. 1370—1376), die größte von allen, sie stand unter einem König, rühmte sich 2000 Ritter und Knappen, darunter 350 Burgbesitzer zu haben, und reichte bis nach Sachsen, Thüringen und dem Oberrhein, die Sterner entstanden und vergingen als Bundesgenossen Otto

des Quaden von Braunschweig in dem Successionsstreit gegen Landgraf Hermann von Hessen. Aus ihren Trümmern entstanden in derselben Gegend die kleinen Gesellschaften von der alten Minne (1374) und vom Horn (1378—1382). — In Westphalen und Hessen die Gesellschaft vom Falken (c. 1380), nach ihr eine andere ohne Namen und Capitelversammlungen (1385); Mitglieder derselben banden sich auf's neue (1391—92), nannten sich jetzt die Bengeler, führten als Zeichen einen silbernen Klöppel, wurden schnell sehr schädlich und durch die versöhnten Fürsten Otto von Braunschweig und Hermann von Hessen niedergeworfen. Beide Fürsten gründeten gegen die Bengeler eine Gesellschaft mit der Sichel (1391—97) unter König und Marschalk zur Herstellung eines dauerhaften Landfriedens. Im Fuldaischen hatten sich nach dem Untergang der Sterner die Burginhaber der Landschaft Buchenau als Buchner in eine Gesellschaft zusammengethan, auch sie wurden 139[illegible] vom Landgrafen Hermann niedergeworfen. Später entstand dort die kleine Gesellschaft des heiligen Ritters Simplicius (1403) mit Zeichen und frommer Tendenz, sie forderte die Ahnen und wird hier erwähnt, weil die Erinnerung an sie wahrscheinlich dem Verfasser des Simplicissimus in der Seele lag, als er seine Romanfiguren zu einem Vereine gesellte. Nach Buchenau gehört auch die Gesellschaft vom Luchse (c. 1409), drei der Gründer ermordeten den Herzog Friedrich von Braunschweig. — Während die hessischen Vereine durch Kampf oder Bund mit den Fürsten von Hessen und Braunschweig gesellt und vernichtet wurden, bleiben die fränkischen und thüringischen unschädliche Privatvereine oder Hofgesellschaften, so die Gesellschaft von der Spange (c. 1350), deren Zeichen eine goldene Gürtelspange nach einer Nürnberger Reliquie der Jungfrau Maria war, und deren Oberst den Mitgliedern gleiche Kleidung befehlen konnte. Dann die mit dem Greifen (1379) der Grafen von Werthheim und die vom Einhorn (1407) des Land-

grafen Balthasar von Thüringen. In Schwaben wird die der Martinsvögel (Gänse, erwähnt 1367 und 1395) gegen die Grafen von Würtemberg gegründet. Dann die vom Schwert (1370), die große von der Krone (1372), um dieselbe Zeit eine „mit den Wölfen", darauf die berühmte Gesellschaft vom Löwen oder Panther (1379), in der Wetterau gestiftet, aber schnell über Schwaben und den Oberrhein verbreitet. Zu gleicher Zeit die Gesellschaften von St. Wilhelm, das Zeichen ein Bild des Heiligen, und von St. Georg (beide um 1380), das Zeichen ein weißes Kreuz auf rothem Grunde, nach der Georgsfahne, unter welcher die Schwaben seit alter Zeit in Reichsschlachten den Vorstreit hatten. Endlich die bemerkenswertheste unter allen: die Schlegeler (1394—96) unter drei Königen, welche dasselbe Zeichen wie die fast gleichzeitigen westphälischen Bengeler führte, und wie diese gegen die Uebergriffe der Fürsten gerichtet war. Sie nahm auch große Städte in den Bund auf: Worms und Speier, und jener Diener der Wormser, Hennele Streif, war einer der thätigsten im Bunde. Indeß diese demokratischen Ideen eines Bundes der Ritter und Städte, welche 125 Jahr später von Hutten und Sickingen aus alten Schloßerinnerungen noch einmal hervorgeholt wurden, gelangten zu keinem Leben. Alles war zu locker und zuchtlos; als die Fürsten gegen den Schlegelerbund ein starkes Bündniß schlossen, verhandelten die Schlegeler und lösten sich auf. Hennele Streif aber wurde in demselben Jahr begünstigter Diener des Königs Wenzel, der zwar ein Wütherich und Trunkenbold war, aber recht gut wußte, was dem deutschen Königthum noth that.

Noch viele andere Rittergesellschaften mögen damals ihr Eintagsleben gehabt haben, sie verschwanden und wurden wieder einmal erneut. Auch im östlichen Deutschland äußerte sich dieselbe Tendenz in Vereinen von sehr verschiedener Bedeutung. In Oestreich sind sie bedeutungslos, theils ritterliche Hofgesell-

ſchaften, z. B. die mit dem Zopf, welche ein Herzog geſtiftet, weil ſich eine ſchöne Frau das Haar für ihn abgeſchnitten hatte, theils ritterſchaftliche Vereine, wie der Elephantenbund von Tirol (1409)*). In der Mark dagegen waren die

*) Es hätte einiges Intereſſe zu wiſſen, wer jene ſchöne Frau war, deren Haar einer Hoffpielerei Herzog Albrecht III. diente. Die Stiftung fällt in die Zeit der leidvollen Liebe von Wilhelm und Hedwig. Herzog Wilhelm von Oeſtreich (geb. 1370) war mit Hedwig, Tochter des Königs Ludwig von Ungarn (geb. 1371) als fünfjähriger Knabe verlobt, im Jahr 1378 feierlich durch einen Erzbiſchof in der Kirche zu Haimburg vermählt worden, die Kinder lagen, wie Brauch war, nach der Vermählung die Nacht auf einem Lager. Sie wurden einander herzlich lieb und wuchſen ſtattlich heran, beider Schönheit wurde gerühmt. Hedwig aber ward von den Polen zur künftigen Königin gewählt und bis zur Uebergabe an ihren Gemahl Wilhelm nach dem Tode des Vaters in Krakau erzogen. Da kam jene große Kriſis für den europäiſchen Oſten, als der Heide Jagel, Fürſt der Lithauer den Entſchluß faßte, Chriſt und durch Hedwigs Hand König von Polen zu werden. Die Polen waren damit ſehr einverſtanden. Die hilfloſe Königstochter wurde ſtreng bewacht, der ſechzehnjährige Wilhelm, welcher nach Krakau eilte, ward feindſelig empfangen und ihm der Zutritt zu ſeiner Gemahlin verweigert. Vergebens wendeten ſich das Haus Oeſtreich und der Hochmeiſter des deutſchen Ordens an den Papſt, Jagel zog (1386) feſtlich in Krakau ein, die zweite Vermählung Hedwigs ward vollzogen. Das Schickſal der funfzehnjährigen Frau iſt wohl unſrer Theilnahme werth. Der neue Gemahl — deſſen widerwärtige Häßlichkeit die deutſchen Chroniſten gern hervorheben — war ihr tief verhaßt, ſie hielt ſich lange für die rechtmäßige Frau Herzog Wilhelms. Darüber berichtet die ältere Hochmeiſterchronik (Scriptt. rer. Pruss. III. S. 609): Keine Herrſchaft noch Freude ſchmeckte ihr, ſo daß ſie niemandem Behagen und Fröhlichkeit bewies. Geringe Kleider trug ſie und ging mit verhülltem Antlitz. Alles was ihr Jagel zu gut that, war ihr eine Pein, nur daß ſie ihm mußte gehorſam ſein als ein bezwungenes Weib. Viele Jahre aß ſie in ihrem Gemach auf einer Lad und ſaß auf der Erde. Mancherlei heimlicher Krieg war zwiſchen ihr und Jagel. Auch ſtets, wenn er nach ihr ſandte zu ſeinem Lager, bewies ſie ihm ihren Unwillen. Oft ward ſie in der Beichte darum geſtraft, da nahm ſie zornig auf und hieß den Beichtvater ſchweigen. Mancherlei Lis erdachte ſie und andere Leute mit ihr, wie ſie zu ihrem rechten ehelichen Mann Herzog Wilhelm kommen möchte. Da ward mancher Mann g

Stellmeiſer nur eine verwegene Raubverbrüderung; im Kulmer Land Preußens aber die Geſellſchaft von der Eidechſe (1397) eine ſchwächliche Verbindung von Lehnsleuten, durch Zeichen, Statut und Tendenz den ſchwäbiſchen Vereinen nachgebildet. Die Vereine der weſtdeutſchen Ritter werden allmälig zu landſchaftlichen Verbänden; die der Fürſten zu Hoforden, die erſteren regen ſich am Ende des funfzehnten Jahrhunderts noch einmal mit völlig veränderter Tendenz. —

Hatte der Fehder einer Stadt den Brief geſandt und wurde das ruchbar, ſo fehlte es ihm nicht an Zulauf. Der arme Schildbürtige, welcher ſich heraufbringen wollte, wandte ſein letztes Geld auf ein dauerhaftes Pferd, das über Felsgeſtein und durch Waldesgeſtrüpp zu traben gewöhnt war, und geſellte ſich einer aufbrechenden Fehde zu; er horchte und ſchrieb darum und bot ſeine Genoſſenſchaft an, in der Hoffnung ſich bei der „kleinen Reiterei“, wie ſie genannt wurde, einen Namen zu machen und ſo viel Geld zu gewinnen, daß er ſich rittermäßig halten konnte.

Nicht weniger geſchätzt war der erfahrene Knecht, der Schildamt nicht begehrte. Außer den Knechten im feſten Dienſt warb man für eine aufbrennende Fehde ledige Leute, am liebſten mit einem Pferde, und es gab überall harte Geſellen im Volke, die friedliche Arbeit unbehaglich fanden, oder aus dem Frieden in den Unfrieden verſetzt waren und gern auf Koſt und Beutetheil mitmachten. Daneben ſammelte ſich ſchwächeres Geſindel, verdorbene Bürger, zumal Fuhrleute, die von der Landſtraße und den Waldſchenken her dem Handwerk vertraut waren.

Die Kundſchafter der befehdeten Stadt brachten ſorglichen Bericht über die Bande und ihre Mitglieder, und wir ſehen

---

tötet, der zwiſchen ihnen beiden Bote war. Auch er wollte kein Weib nehmen, dieweil ſie lebte. — Ueber die Ritterbünde mehr bei Landau, Rittergeſellſchaften in Heſſen, und Frh. Roth v. Schreckenſtein, Geſch. d. Reichsritterſchaft, I.

aus der Niederschrift, welche der Rath von ihren Aussagen machte, wie bunt zusammengeworfen die Gesellschaft war, welche sich wegen der Beute einer solchen Fehde durch Schwur gebunden hatte. Da haben z. B. um das Jahr 1444 zwei Wallenfels ohne Fehdeanzeige den Nürnbergern wiederholt Frachtwagen aufgeschnitten und Pelzwerk, Panzer und für 100 Gulden Safran geraubt, Dörfer abgebrannt, Bauern gefangen und gebrandschatzt. Ihre Gesellschaft besteht zuerst aus Ritter Hans und aus Fritz Wallenfels, sie führen gemeiniglich niederländische Kleider, grobe Mäntelein und kurze Kappen und wie die Mehrzahl ihrer Leute Armbrüste, reiten fast immer miteinander, haben 20 bis 24 Pferde zum Streiten; der Hans hatte vormals gemeiniglich roth getragen, was er aber jetzt für eine Farbe trägt, weiß man nicht eigentlich, er reitet ein roth Pferd mit einer Bläße, der Fritz reitet gemeiniglich einen grauen Hengst mit Bläße, hat einen Krebs unter dem grauen Rock, und grauen Hut. Sie haben große Förderung auf den Burgen in der Nähe von Hof. Bei ihnen ist Ott Müring, ein junger Gesell, edel, mittler Länge, hat langes krauses Haar und ein Pferd; dann Balthasar von Watzdorf, ein junger, langer, grader Gesell, ist auch edel, hat zwei Pferde und langes Haar; Georg von Kolditz will auch edel sein, ist ein kurzer Mann, hat ein Pferd, ist hin und her daheim; Heinz Scheibing, ein junger, hübscher, frischer Gesell, lang und dünne, hat einen Bruder zu Franken und ist nirgend daheim, hat ein Pferd; Friedel von Dobeneck, ein Bankert, ein frischer Gesell, hat ein Pferd; Erhard Röder hat krauses Haar, ist edel, hat einen Vater in der höfischen Art und ein Pferd; Nickelasko ist ein Böswicht, des Herrn Hansen Knecht, ein kurzer, dicker Gesell, hat auch kräuslichtes Haar; Hans Hofmann, eines Bauern Sohn von Rückendorf, ein kurzer Gesell, hat ein eigen Pferd; Kunz Michel, ist ein Schneider und ein großer Böswicht, ein gerader Gesell aus dem Vogtland, hat sein eigen Pferd; Hans Kolbel, ist ein

Karrenmändel von Lichtenburg, dort Bürger, er reitet zuweilen und fährt auch mit dem Karren. — Unter den übrigen führen manche nur ihre Reiternamen: der Wolf, Pock den Stein, Raum den Kasten, Hol den Bolz, Rübendunst.

Nächst den Gesellen sorgte der Fehder für Häuser, die sich ihm im Nothfall öffneten; war der befreundete Besitzer durch Rücksichten gehindert ihm vor den Leuten Vorschub zu thun, so wurde doch ein entlegener Hof oder ein Schlupfwinkel im Walde nachgesehen; denn man mußte Herbergen haben und Zufluchtsorte, wenn die zornigen Feinde einmal mit Uebermacht heranzogen.

Auch der Junker ließ Briefe schreiben, worin er seine Sache gut darstellte, Freunde warb, sich entschuldigte, diese sandte er an Fürsten und Städte, und bat den Gegnern keinen Vorschub zu thun. Ja er ließ, um die Gegner zu verkleinern, seine Beschwerden öffentlich in Stadt und Land durch Zettel anschlagen. War die Fehde im Gange, so hing jeder gute Erfolg von der Kundschaft ab, und in allerlei Verkleidungen liefen und ritten die Kundschafter durch das Land, um einen Fang auszuspähen, einen beladenen Wagen, ein Frachtschiff, einen Herrn vom Rath. Dann ritt der Haufe auf geheimen Waldwegen über die Berge, viele Meilen weit, sorglich bemüht nicht gesehen zu werden, denn auch die Späher der Stadt lagen überall auf der Straße und in den Herbergen, und die Reise mußte geglückt sein, bevor die Städter ihre Schaar hinaussenden konnten. Es war oft saure Arbeit und hungriges Harren im dichten Wald, den Wirthen in Dorf und Stadt war nicht zu trauen, und war der Wirth gewonnen, so konnte jedes Bäuerlein, das im Stall die Pferde sah, zum Verräther werden. Viele Helden der Landstraße, der Eppele von Geilingen, Rumensattel, Schütteſam waren in der Herberge verrathen worden. War die „Name“ gemacht, so wurde alle Reiterkunst daran gesetzt, sie glücklich in Sicherheit zu bringen, wenn die Verfolger auf der

Straße waren, mußte ein Theil die Name treiben, während die Reisigen gegen die Anrückenden Front machten, dann hielt der Haufe still, den Spieß auf Sattel und Bein gestützt, bis der Führer den Leisen sang, — die Textnoten eines Liedes, welche nach deutschem Brauch noch im 15. Jahrhundert bei kleiner Reiterei dem Kommando zum Angriff vorangingen.

Auf der Burg oder im Waldversteck wurde die gesicherte Beute vertheilt, die Gefangenen in den Thurm an Ketten gelegt, bestockt und gepflockt. Sie wurden oft sehr hart behandelt und gequält, um ihnen den Aufenthalt unleidlich zu machen und ein hohes Lösegeld zu erpressen. Auch Kinder reicher Familien wurden im Gefängniß gehalten, zuweilen Jahre lang. Man wußte, daß die Bauern am schwersten daran gingen die Schatzungssumme zu bezahlen, und behandelte sie darnach. Das war der gewöhnliche Reiterbrauch.

Auch die Reisen solcher, welche sich für ehrliche Reite[illegible] hielten, waren nicht nur blutig, es war in ihnen nicht selten ein[illegible] wilde Grausamkeit, die uns entsetzt. Noch im 15. Jahrhunder[illegible]t vergaß man den Gewinn um Rache zu üben, man ver[illegible] stümmelte oder tötete die überwältigte Mannschaft, hackt[illegible]e Hände und Ohren ab. Ja, es war eine gewöhnliche Praxi[illegible]s jener Zeit, Feinde, denen man persönlichen Haß nac[illegible] trug oder deren Leben lästig war, im Thurm verhungern z[illegible]u lassen; oder man handelte christlicher, gab ihnen Wasser un[illegible]d Brod, überließ sie aber in schweren Ketten und unterirdische[illegible]r Finsterniß dem Verderben, und es geschah, daß ihnen, währen[illegible]d sie noch lebten, Gliedmaßen abfaulten. Abt Mangold vo[illegible]n Reichenau, der später Bischof von Constanz wurde, stie[illegible]ß fünf gefangenen Fischern von Constanz mit eigener Han[illegible]d die Augen aus. Dem Bauer, der in Verdacht stand, de[illegible]n Feinden Nachricht gegeben zu haben, wurde in der Nac[illegible]ht das Haus über dem Kopf angezündet, und die sich rette[illegible]n wollten, mit Spießen in das Feuer zurückgetrieben. Solch[illegible]er

Mordbrand wurde ein neuer Klagepunkt der Stadt, aber gestraft wurde er nur dann, wenn der Stadt selbst gelang die Fehder zu fangen und zu richten. Erlangten die Bürger Gewalt über den Leib ihres Feindes und zwang die Politik nicht zur Schonung, dann übten auch sie mit der Energie eines lange bewahrten Hasses Vergeltung; aber ein Unterschied war zwischen ihrer Rache und der von Schildbürtigen, oft nur ein formeller Unterschied, dennoch ein entscheidender, sie vollzogen die Strafe an einem Verbrecher, der durch des Königs Recht und Gericht verurtheilt war, und sie quälten nicht im Gefängniß, weil er ihr Feind war. Es war ein hartes Recht und grausam seine Strafen, aber es war das Gesetz einer wilden Zeit. Der Mordbrenner wurde verbrannt, der Mörder gerädert, das Vorrecht des Edelmanns war enthauptet zu werden, seine Spießgesellen wurden gehenkt. Die Bürger hatten vielleicht längst hohe Preise auf ihre Feinde gesetzt, so die Augsburger 1374 auf den lebenden Leib ihres Feindes Kraft Waaler, eines rittermäßigen Mannes, 1500 Gulden, auf seinen Tod 1000 Gulden. — Für Haman von Reischach bat in Ulm die Erzherzogin Mechtild von Oestreich persönlich, er wurde doch enthauptet. Und in manchem Stadtthurm trauerte ein junger Gesell in der Weise des rührenden Liedes, das der arme Peter Unverdorben im Thurm „Schütt den Helm" zu Neuenburg vor seiner Hinrichtung gesungen hatte: „Gott gesegne dich Laub, Gott gesegne dich Gras, Gott gesegne alles das da was, ich muß von hinnen scheiden. Lieber Engel steh mir bei, weil Leib und Seel' bei einander sei, daß mir mein Herz nicht breche. Gott gesegne dich Sonn', Gott gesegne dich Mond, Gott gesegne dich, schönes Lieb, das ich heimlich hab', ich muß mich von dir scheiden."

Es waren nicht immer die Schlechtesten, welche das Verhängniß traf. Kunz von Kaufungen, „der Prinzenräuber", gehörte zu den tüchtigsten seines Standes, er war in der großen Nürnberger Fehde von 1449 bis 1451 neben einem

Reuß von Plauen Hauptmann der Stadtreisigen von Nürnberg gewesen, und in dieser Zeit, wo man wohl den Werth eines Mannes erkennen konnte, „hielt er sich so redlich, daß ihn männiglich lieb hatte". Als er darauf wegen seiner Verbindung mit den Vitzthum dem Kurfürsten von Sachsen Fehde ankündigte, that er nichts, was nach der Meinung seiner Genossen ein Unrecht war; auch die Form der Ankündigung, welche in Sachsen für unehrlich erklärt wurde, war nicht anders, als sie in hundert andern Fällen ungestraft geübt wurde, sogar von Herren des höchsten Adels, und der Prinzenraub wäre im Fall des Gelingens von allen Gegnern Sachsens als ein Meisterstreich gerühmt worden. Der Verwegene verlor sein Reiterspiel und kam in ungnädige Hand.

Selten geschah es, daß die Bürger von den wilden Thaten ihrer Feinde so launig sangen, wie von dem großen Helden der Landstraße, dem Apel von Gailingen, daß er als abgesagter Feind der von Nürnberg in die Stadt vor eine Schmiede ritt, sich sein Roß beschlagen ließ und dann den Thorwächter frug, wem die Reiterstiefeln gehörten, die am Frauenthor hingen, und als ihm der antwortete, es sind des Eppele von Gailingen Stiefel, da riß der Reiter die Stiefeln herab, schlug sie dem Thorwärter um den Kopf und rieth ihm seinen Herrn anzuzeigen, daß der Apel sich seine Stiefeln geholt habe, und als er darauf durch die Stadtreiter weit verfolgt wurde, sprang er vom Hohensteine mit seinem Roß in den Main und höhnte die Reiter: „keiner von euch hat ein gutes Pferd".

Zuweilen glückte der Fang durch Verrath, den die eigenen Leute übten, um die Summe zu gewinnen, die auf den Kopf eines gefürchteten Fehders gesetzt war, häufiger noch wurden die Fehder in ihren Schlupfwinkeln beim Trunke überrascht. Der Ueberwundene bat dann wohl den Junker, der im Dienst der Stadt ihn einfing, daß er ihn mit seinem Ritterschwert töten möge, das aber wurde ihm nicht vergönnt; oder

er bat, wie der Lindenſchmidt, daß man ſeinen jungen Sohn ziehen laſſe, der nichts gethan als was ihm der Vater befohlen, dann aber wurde die Antwort: „Das Kälblein muß folgen der Kuh, er würde ſeines Vaters Tod vergelten“. Und dieſe Sohnespflicht wurde geübt, denn das Wiegenlied, das man im Hauſe des Gerichteten dem hinterlaſſenen Kinde ſang, das lautete: „Ihr Herrn vom Rath, eure Rechnung trügt, ein Kindlein in der Wiege liegt, das noch kein Wort kann ſprechen, ſeinen Vater, den ſoll es rächen.“

9.

Aus den Hussitenkriegen.

Während im ganzen Obergebiet und an den Ufern der Ostsee die deutsche Nationalität sich auf dem eroberten Gebiet siegreich ausbreitete, schwankte nahe der Mitte des deutschen Reiches die Bevölkerung Böhmens zwiespältig zwischen deutschem und slavischem Wesen; von dem ersten Jahrhundert seiner christlichen Geschichte, von jenem Brudermord, den der Heide Boleslaus an dem deutschgesinnten Wenceslaus verübte, ist das düstere und blutige Schicksal der Landschaft vorzugsweise durch die Kämpfe zwischen deutschen und slavischen Interessen bestimmt worden. Seit Rudolph von Habsburg schien der politische Zusammenhang mit Deutschland auf längere Zeit gesichert. Der König von Böhmen sollte als deutscher Kurfürst zur Kaiserwahl reiten und bei der Krönung den goldenen Becher schwenken. Böhmische Liedersänger und Chronisten dichteten in Sprache und Versform der Schwaben, und böhmische Maler verfertigten Heiligenbilder und Kirchenfenster für deutsche Gotteshäuser. Die böhmische Ritterschaft trieb Tjost und Raub ganz nach deutscher Weise, deutsche Ordnungen und Genossenschaften erstarkten in Städten und Burgen der großen Landschaft. Ja, seit 1346 war unter Kaiser Karl IV. dem Luxemburger Böhmen zum Mittelpunkte des Reiches geworden. Ueber dem böhmischen Königsstuhle schwebte die Kaiserkrone und der deutsche Reichs-

ler. Karls Jahre, in Deutschland nicht preiswürdig, waren
leicht die beste Zeit, welche Böhmen je erlebt. Prag konnte
i Ende des vierzehnten Jahrhunderts für eine germanisirte Stadt
lten, die nicht nur in Politik und Handwerk, auch in Wissen-
aft und Kunst ein selbständiges und kräftiges Leben erwies.

Seit 1348 zog die Blüthe der deutschen Jugend nach der
lthürmigen Moldaustadt, um dort in der Corporation der
ten deutschen Universität friedlichere Ehren zu gewinnen, als
s Ritterschwert verlieh. Die neue Art von Genossenschaften,
lche durch die Universitäten in das Leben der Deutschen gestellt
rde, hat allein von allen Vereinen des späten Mittelalters
s zur Gegenwart in unablässiger Steigerung Segen gewirkt.
r Stiftung der Universität Prag waren große Gelehrten-
ulen von Frankreich und Italien die Stätten gewesen, wo
ste Gelehrte und fahrende Schüler sich die Geheimnisse
d Würden der gesammten Theologie, des Rechts, der Heil-
de und der freien Künste holten. Nach dem Muster
n Frankreich und Bologna wurde die Prager Universität einge-
htet, in ihren Grundzügen nach demselben germanischen
stem, welches andere Schwurvereine zeigten, vor andern die
nungen. Die Schüler — kurz nach 1400 Studentes ge-
nnt — hausten zum größten Theil in „Bursen," gemeinsamen
beits- und Schlafräumen, unter Aufsicht der Meister, Ma-
ter. Die Magister bildeten die stimm- und wahlberechtigten
itglieder der Anstalt, sie, wie ihre Studenten nach Nationen
gliedert — in Prag als Böhmen, Baiern, Polen, Sachsen;
kürten ihren Rector, in der Regel aus ihrer Mitte. Aber
se älteste Einrichtung italienischer Schulen war dadurch künst-
er geworden, daß sich in Paris aus der alten Wissenschaft
freien Künste anspruchsvoll die Theologie, Jurisprudenz und
edicin geschieden hatten, und daß jeder Genosse nicht nur einer
tion, auch einer Facultät oder dem großen Verband der
tisten angehörte, deren Interessen sich oft kreuzten. Im Anfange

bestimmten die Parteikämpfe der Nationen, später die Interessen der Facultäten das academische Leben. — Wie groß das Bedürfniß solcher Gelehrtenschulen in Deutschland war, lehrt ihre schnelle Vermehrung: Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt folgten noch im vierzehnten Jahrhundert.

Unablässig wird das wissenschaftliche Denken des Menschen beschränkt und geirrt durch die Mängel seiner Erkenntnißquellen, in den Naturwissenschaften durch die Sinne und die Instrumente, welche zur Ergänzung derselben erdacht werden, in den historischen Wissenschaften durch die Unvollständigkeit und Unsicherheit des überlieferten Materials. Und unablässig ist der Gelehrte bemüht, diese Mängel durch neue Methoden der Prüfung und Ergänzung und durch Aufsuchen alter Ueberlieferungen zu bessern. Größer aber ist die Beschränkung, welche dem Wissen jeder Zeit durch die Hast der Combinationen und das übermächtige Eindringen der Phantasie in die geistige Arbeit bereitet wird. Jede Zeit sieht überlegen auf solche Trübungen der Wahrheit in frühern Geschlechtern zurück, welche durch stärkere Erkenntniß und bessere Zucht der folgenden Geister überwunden sind, aber keine ist frei von neuen Irrungen, welche ihr eigenthümlich sind. Der Historiker der Gegenwart ist allzugeneigt, Leben und Politik vergangener Fürsten so zu deuten, wie er sich die Politiker seiner Zeit vorstellt, gedankenreich, systematisch, mit Parteiinteressen und geheimem Plan, aber er übersieht lächelnd den flachen Rationalismus der nächsten Vergangenheit, die rednerische und schönschreibende Geschichtschreibung des sechzehnten Jahrhunderts, deren Ungenauigkeit im Bericht von Thatsachen ihm sehr auffällig erscheint, und die epische Zurichtung geschichtlicher Begebenheiten im Mittelalter, wo der wirkliche Zusammenhang der Ereignisse dem Berichterstatter ganz unwesentlich ward gegenüber einer überlieferten Methode der Traditionen, in welcher das poetische Bedürfniß des Volkes sich geltend machte. Aehnlichen Wandel in der täuschenden Zugabe unserer Phantasie lehrt die Geschichte der Na-

rwissenschaften. Von der modernen Theorie über Entstehung r Menschen und Bildung des Sonnensystems blicken wir zu- ck auf eine lange Reihe großer Hypothesen und überwunde- r Systeme, bei denen nicht nur die Mangelhaftigkeit der eobachtungen, sondern auch eine eigenthümliche Methode im erbinden der einzelnen Beobachtungen auffällt. Und wir sind s wohlbewußt, daß die kühne Arbeit der Phantasie, welche die hllosen Lücken unserer Wahrnehmungen ergänzt und sich noth- ndig und untilgbar in unsere feinsten Schlüsse eindrängt, in jeder it durch die Beschaffenheit der gesammten wissenschaftlichen kenntniß bedingt wird, und vielleicht noch mehr durch die innige d unablässig treibende Sehnsucht des Menschen, Vernunft und inheit in der Welt zu finden und das göttliche Leben in der Natur d Menschheit sich begreiflich herzurichten.

Von solchem Standpunkt werden auch die Irrungen der Wissenschaft in früherer Zeit der Theilnahme und Forschung höchst ürdig. Wenn der Alchymist ruhelos Gold aus unedlem Metall er ein Lebenselixir suchte, so war ihm die Einbildungskraft ermächtig aufgeregt durch neue Funde und hohe Ahnungen über usammensetzung und Formenwechsel geheimnißvoller Naturstoffe, d wenn der Astrolog aus der Constellation der Gestirne das chicksal des Menschen bestimmen wollte, so war der Zusammen- ng, den er zwischen Stern und Einzelleben annahm, allerdings n willkürlicher Traum, aber im Hintergrunde lag das ehrwürdige edürfniß, das unermeßliche Leben der Natur als ein innerlich zu- mmenhängendes zu erfassen. Der Sterndeuter und der Gold- cher haben nicht nur ihrer eigenen Wissenschaft unentbehrliche ienste gethan, sie haben gerade durch diesen phantastischen Zu- tz das ganze Volk zur Theilnahme herangezogen, sie haben ch andere Arbeit des Gemüthes und denkenden Geistes mächtig einflußt. Wicleffe und die Professoren zu Prag nahmen die te Lehre der Kirchenväter von der Prädestination wieder auf, eil dieselbe durch die Astrologie zu einer Lebensfrage für die

Christenheit geworden war, und die Mystiker erfanden sich genau wie die Alchymisten lange poetische Bilder und Gleichnisse, in deren Deutung sie das Mysterium der Gottheit zu erfassen suchten.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert war durch einige große Gelehrte aus dem Bettelorden das Interesse für Naturbeobachtungen im Volke sehr gesteigert worden. Zumal die Predigermönche trieben eifrig Astronomie, Kalenderwesen, Erdkunde, Naturgeschichte, Rechnen, Zählen, Verfertigung von Sonnenuhren und erwiesen besondere Theilnahme für alle mechanischen Künste. Es ist sehr auffallend, wie dadurch dem Volke die Beobachtung der Dinge schärfer und die Beschreibung genauer wird, das Einregistriren und Theilen, das Definiren und Aufzählen wesentlicher Merkmale überall reichlicher; diesen Fortschritt schuf nicht vorzugsweise die scholastische Philosophie, welche von Frankreich her in die Klöster und großen Stadtschulen drang, sondern noch mehr die Richtung des Auges auf genaueres Fassen der Form und Zusammensetzung. Das nützte dem Handwerk, und wieder vermehrte die hohe Entwicklung der Handwerkstechnik dem Gebildeten Interesse und Genauigkeit der Beobachtung. Daher hört etwa mit dem Jahr 1300 die alte epische Erzählungsweise in Vers und Prosa fast plötzlich auf, die kurzen Aufzeichnungen der städtischen Chronisten haben oft eine erfreuliche Zuverlässigkeit und Präcision, trotz mangelhafter Kenntniß und engem Gesichtskreis; eine kurze Chronik verzeichnet die Veränderungen in den Kleidertrachten und die neuen Gassenlieder des Jahres, andere alle Curiositäten an Geburten, Wassernoth, merkwürdigen Thieren; die lüderlichen Verse des Spruchsprechers Suchenwirt berichten genau die Zahl der Kähne, durch welche sein Kreuzheer übergeschifft wird, und die Tiefe des Wassers; auch in den kleinen poetischen Schwänken der Zeit erfreut eine klare, genaue, reichlich detaillirte Erzählung. Wer aber wißbegierig die Dicke des Baumstamms

maß, aus dem die Chorstühle seiner Kirche geschnitzt wurden, der berechnete wahrscheinlich auch genau die Summen, welche der Bischof an seine zahlreichen Frauen und Kinder ausgab, und die Zahl der Gebete und Ruthenstreiche, die er selber zur Erlangung der Seligkeit aufgewandt, und es war wol möglich, daß er an einem sorgenvollen Tage sich bis zur Prüfung seiner himmlischen Rechnung verstieg und überlegte, ob ihm sein Guthaben auch wirklich eine Verheißung gebe. Oder er grübelte bedenklich über die viel verhandelte Frage, ob auch die Kirchenmaus, die über eine Hostie geräth, den Leib Christi genieße. Und wäre dies der Fall, was würde aus der Maus?

Zu diesem Fortschritt kam der neue, den die Deutschen durch die Universitätslehre gewannen. Wer bis dahin die Geheimnisse seiner Wissenschaft in die Seelen anderer gelegt, der hatte sie in der Klosterzelle oder unter seinen Büchern leise in das Ohr geflüstert, jetzt klang das deutende Wort laut in gefreitem Raume. Lange blieb die Selbstthätigkeit der Lehrenden gering, und was sie aus ihren geschriebenen Heften lasen, das war in der Regel nur die Arbeit weniger großer Denker, welche sie mühsam aufgenommen hatten und ängstlich und schwerfällig überlieferten. Und doch wirkte jetzt die geringste Selbstthätigkeit des Lehrers in ganz anderer Weise, auch die spitzfindigen Schlüsse und mühsamen Definitionen, welche den schweren Block eines Begriffes in kleine Hölzer spalteten, regten den versammelten Hörern neue eigene Gedanken auf; dem Lehrer wurde am werthvollsten, die Weisheit, welche er selbst mühsam gefunden, und den Weg, auf dem er sie gewonnen, mitzutheilen, und hundert jüngere Männer konnten die Vertrauten seiner Lehre werden. Bald ist eine Zunahme an Gelehrten bemerkbar. Alle Wissenschaften senden ihre Schüler jetzt häufiger durch das Land, in den Städten werden Juristen Mitglieder des Rathes, die Kenntniß und das Ansehen des römischen Rechtes steigt schnell. Die Aerzte sind weniger selten; wenn

sie von reichen Städten gerufen und bezahlt werden, so stellen sie nicht mehr die befremdliche Bedingung, bei einer Pest die Stadt verlassen zu dürfen. Vor allem aber wird die Regierung und Lehre der Kirche einer angestrengten und leidenschaftlichen Prüfung untergestellt, und die Kämpfe, welche dadurch aufgeregt werden, bestimmen auf Jahrhunderte das politische Schicksal der Nation.

Wer jetzt das Interesse der alten Kirche verficht, der sollte sich hüten das Schmachvolle ihres Verfalls im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zu verdecken. Uns wenigstens scheint eine bessere Argumentation für den sittlichen Hintergrund der Lehre, welche sie in ihrem Bekenntniß zusammenschloß, daß sie sich aus jener tiefen Versunkenheit noch einmal erheben konnte. Es ist wahr, daß jedes Urtheil über die Verworfenheit eines Standes und einer Genossenschaft grausam gegen die vielen Einzelnen wird, welche sich in ihm als redliche Männer nach den Begriffen ihrer Zeit zu halten wissen, und daß auch ein vorsichtiges Urtheil vor Zuständen einer entfernten Vergangenheit in Gefahr kommt, aus einer Zahl auffälliger Erscheinungen zu summarisch auf das Ganze zu schließen. Aber wir haben für die Verdorbenheit der Kirche zur Zeit des Schisma doch einen Maßstab, der uns im ganzen betrachtet so sicher ist, wie irgend welche Kunde über Verhältnisse alter Zeit. Wir finden ihn nicht in der notorischen Schlechtigkeit einzelner Päpste und Kirchenfürsten, und nicht in der Menge von scandalösen Geschichten, welche aus geistlichen Stiftern, Mönchs- und Nonnenklöstern überliefert sind, sondern in dem abfälligen Urtheil der Zeitgenossen, zumal derer, welche unzweifelhaft den Wunsch hatten die Schäden ihrer Kirche zu bessern. Wenn seit der Hohenstaufenzeit über irgend etwas in Deutschland Uebereinstimmung besteht, so ist es über den Verderb der römischen Klerisei und das schlechte Regiment in Glaubenssachen, bei allen Ständen Nichtachtung und Anklage. Und die Ankläger sind nicht einzelne Unzufriedene, Ketzer und un-

ruhige Köpfe, es ist auch nicht eine damals modische Krankheit der Schriftsteller, sondern die Guten und Argen der Kirche selbst klagen und zürnen über den öffentlichen Scandal, Concilien, Kirchenfürsten, Kaiser und Reich, ein Papst und eine Partei in der Kirche über die andere. Wenn das heiligste Institut in die unglückliche Lage kommt, den sittlichen Forderungen der Zeitgenossen so wenig zu entsprechen, so haben die Spätern ein volles Recht zu verurtheilen. Und wer die Auflehnung gewissenhafter Männer jener Zeit gegen die verdorbene Genossenschaft der Kirche dennoch für ein Unrecht hält, weil er eine Reform der Kirche durch die Kirche fordert, der verschweigt sich und andern, daß diese Reformen durch hundert Jahre von den Besten der Kirche fruchtlos versucht worden sind. Die Zeit allgemeiner Concilien, welche von Costnitz anfängt, endigte erst im folgenden Jahrhunderte zu Trient damit, daß Concilien überhaupt aufhörten, und daß die energische Restauration der Kirche von da bis zur Gegenwart mit geringen Unterbrechungen in die Hand einer späten mönchischen Schwurgenossenschaft gelegt wurde, welche die herrschende Partei in der Aristokratie des neuen Katholicismus geblieben ist. Fast alle großen Erfolge und Einbußen des Katholicismus sind auf sie zurückzuführen, die Laien haben sich entweder von der Herrschaft der Kirche gelöst, oder sie gehorchen schweigend.

Aber von dem Zorn, welchen der ehrliche Deutsche gegen ausschweifende und bestechliche Päpste und gegen die plumpe Lüsternheit deutscher Geistlichen empfand, war noch ein weiter Weg bis zur Auflehnung gegen die Dogmen des Glaubens und das kirchliche System. Millionen schalten und höhnten und suchten für sich selbst geistlichen Trost bei denselben Männern, welche sie verachteten, und bei den Heilsmitteln, deren marktschreierisches Anpreisen ihnen höchst unchristlich erschien. Die Richtung der Zeit war einem selbständigen Handeln des Individuums und einer Opferung für Gewissenskämpfe im ganzen

nicht günstig. Das harte, rührige, derb praktische Geschlecht sah mit Mißtrauen auf jeden Einzelnen, der sich aus dem großen Verein der Kirche herausheben und anders denken und glauben wollte, als seine Mitbürger.

Auch wurde dem Laien das Nachdenken über die Mysterien des Glaubens und den Inhalt der Dogmen nicht leicht. Die Kenntniß der Glaubenslehren war selbst bei Anspruchsvollen in der Regel sehr mangelhaft. Es war gut, wenn sie die heilkräftigsten Gebete lateinisch hersagen konnten. Die Kirche hatte in der letzten Zeit viel gethan das Leben der Laien mit geistlichen Gaben zu erfüllen, neue Heilige waren mächtig geworden, neue große Dome gebaut, überall riefen die Glocken in die Kirchen und Kapellen; aber trotz der breiten Ausdehnung, welche der Cultus erhalten hatte, that er wenig der Menge das Herz zu erwärmen. Der Zwang, welchen er dem kleinen Mann auflegte, war ein äußerlicher. Er sollte am Tage jedes der heiligen Zwölfboten fasten, doch hatten einige dieser Fürsten des Himmels: Jakob, Philipp, Johannes der Evangelist und Bartholomäus freundlichere Sitte, sie forderten diese Entsagung nicht. Dann waren die vier Fronfasten, die langen Fasten bis Ostern, der Pfingstabend und zwei Marientage. Messe sollte man eigentlich täglich hören, wo nicht, doch an den Feiertagen. Die Haupthandlung des Christen aber sollte sein, daß er wenigstens einmal im Jahre seinem Pfarrer beichtete; wer das nicht that und starb, den sollte man begraben wie einen Strohhalm im Acker. Das war der Antheil, welchen im funfzehnten Jahrhundert Millionen am Christenthum hatten.

Wenn die Kirche dem armen Laien wenig bot, so hatte sie dafür allerdings einen zureichenden Grund: die Mehrzahl der Geistlichen besaß auch nicht viel mehr von Lehre und gemüthlichem Inhalt des Glaubens. Das Amt der Bischöfe war völlig verweltlicht. Ihre Weiber, Gelage, die Jagd und zuweilen Ritterroß und der Harnisch waren ihre Tagesinteressen, es gab

Kirchenfürsten und Aebte, welche kein Latein verstanden und nicht lesen und schreiben konnten. Nicht viel besser erging es der Mehrzahl der Mönche und den Plebanen, den Pfarrgeistlichen, denen vorzugsweise die Seelsorge für die Laien oblag. Wenn sie beim Gottesdienst Gebete und Reden lateinisch lesen mußten, so buchstabirten sie mürrisch, ohne Verständniß des Sinns und der Worte, ihnen selbst war barbarisch, was sie beteten; und das galt für natürlich, weil jeder Müßiggänger und faule Bauch sich in den Priesterstand dränge.*) Und der Franciskaner Bernhard Baptisé klagte in einer Predigt, die er auf dem Concil zu Costnitz vor den Kirchenfürsten und der versammelten Geistlichkeit Europa's hielt: „so schlecht sind unsere Geistlichen geworden, daß schon fast die ganze Geistlichkeit dem Teufel verfallen ist.**)

Dennoch gab die verdorbene Kirche vielen Millionen Trost im Unglück und Hoffnung der Seligkeit. Das unverwüstliche Glaubensbedürfniß des Volkes richtete sich das wenige, was der Kirchenglaube nahe legte, recht gemüthlich zu. Vor allem waren die Deutschen damals Geschäftsleute; sie waren gewöhnt in irdischen Dingen verständig zu rechnen, auch der Idealismus ihres Glaubens erhielt einen Beigeschmack von Handelschaft und Vereinswesen. Die Gebete und die übrige lange Reihe der Gnadenmittel: Büßen, Fasten, Wallfahrten, Almosen und Spenden an die Kirche waren die ehrwürdigen Mittel, durch welche sich der Sünder in die Gnade des Himmels einkaufen konnte. Hatte er auch Arges verübt und stand seine Rechnung nach der Meinung anderer Leute sehr schlecht, er hatte doch heimlich gebetet, Kerzen angezündet und gute Werke gethan. Er hatte einem Heiligen besondere Ehre erwiesen, er wußte, wie mächtig und einflußreich dieser im Himmel war, und

*) Nic. de Clamengis, de praesulibus simoniacis, ed. J. M. Lydius, 1613. p. 165.

**) v. d. Hardt, Conc. Const. T. I. P. XVIII. p. 880 sq.

daß er in dem Augenblick, wo das verhängnißvolle Urtheil über den Sünder gefällt werden sollte, die guten Dienste seines Getreuen rühmend zur Geltung bringen werde. Wie der erste Habsburger dem Volksglauben nach am Wochentage der heiligen Jungfrau, der dem Tage ihres Sohnes vorausging, aus persönlicher Hochachtung jeden schlechten Streich vermied, ebenso opferten unzählige andere ihr Gelüst zu bestimmten Zeiten ihren himmlischen Fürsprechern. Der Sünder hörte, daß die Kirche nicht der Werkthätigkeit allein die Fähigkeit zuschrieb von der Verdammniß zu befreien, sondern daneben auch Reue verlangte. Natürlich reuten ihn seine Sünden, er wußte recht gut, daß sie nicht in der Ordnung waren. Und er dachte sich seine Schuld und sein Guthaben im Himmel genau angemerkt, und hatte für die letzte Entscheidung und die Balance so seine stille Hoffnung. Ferner hatte die Kirche die Meinung feierlich bestätigt, daß das Gebet des einen auch für andere heilkräftig wirken könne, und diese milde Ansicht wurde dem Deutschen ein Quell liebevoller und zärtlicher Thätigkeit zum Besten anderer. Das stille Gebet für Freunde wurde ihnen wirksam durch leise Nennung ihres Namens, auch wenn man mehre Namen geschrieben vor sich hinlegte und der Reihe nach durch Gebete bedachte. Durch die Gebete Frommer konnte sogar der arge Sünder seine Rechnung im Himmel günstiger stellen. Es war ihm also eine wichtige Sache diese Gebete zu veranlassen. Wer den andern etwas bat, versprach dafür sein Gebet. Wer einem Hülfsbedürftigen reichliches Almosen gab, der verpflichtete den Beschenkten für ihn zu beten, und war der Empfänger ehrlich, so hielt er sein Wort. Die Rechnung erscheint uns roh, sie wurde doch für Millionen eine herzerfreuende Poesie des Glaubens, denn der Grundgedanke dabei war immer, daß die Summa der Liebe, die jemand auf Erden für sich gewonnen, eine wesentliche Hülfe seiner Seligkeit sein müsse. Und diese Poesie empfand jedermann, das Weib, welches in ihrer Klosterzelle für ihre Verwandten oder

für einen Fremden betete, dem sie einst in irdischer Neigung zugethan war, der Ritter, der einem Kloster Aecker und Renten überwies, der Kaufmann, welcher in froher Stunde seine Geldtasche unter die Bettler an der Kirchenthür leerte.

Die Aufmerksamkeit der Menschen war in der Stille unablässig auf diese Rechnung gerichtet; wer sich und andern ein außergewöhnliches Guthaben verschaffen wollte, wurde Büßer und Klausner, wenn den argen Weltmann das Gefühl seiner Schuld einmal übermannte, so schenkte er Renten, Güter, Leibeigene immer an das Kloster, von dessen Bewohnern er die größte Summe von Gebeten und wirksamer Fürbitte erwarten konnte.

Die Kirche hatte endlich festgesetzt, daß der Himmel auch Schwurgenossenschaften erkenne, welche in gegenseitiger Assecuranz für einander die Gebete und guten Werke verrichteten; dann kam jeder Ueberschuß, den ein Mitglied erwarb, den Genossen zu Gute. Nach diesem Princip entstand die große Bruderschaft des Kalands und zahllose andere. Jeder Bruder verpflichtete sich beim Eintritt zu einer bestimmten Anzahl Gebete und Bußübungen, zu Geldbeiträgen, zum Gottesdienst am gemeinsamen Altar unter Fürsprache eines erwählten Heiligen. Diese Bruderschaften wurden charakteristischer Ausdruck einer Zeit, welche allen Erfolg durch Privatvereine zu erreichen gewöhnt war. Dem Laien erschien die ganze Kirche als eine große Verbindung aller Gläubigen, der Stadtgemeinde vergleichbar, seine Bruderschaft als die Innung darin; die Menschen waren nicht mehr in der alten Weise die Gefolgeleute ihres himmlischen Häuptlings, sondern Geschäftsmänner, die sich bedächtig zusammengeschworen hatten, um mit einander die Seligkeit durchzusetzen. Zumal in den Städten hatte fast jedermann als Mitglied einer Innung oder Bruderschaft durch die aufgesammelten Gebete und guten Werke seiner Corporation ein kleines Capital für den Himmel angelegt, er hoffte deßhalb nach dem Tode einen gnädigen Richter seiner Sünden zu finden,

und er wollte ungern diese aufgewandte Mühe und die guten Verbindungen verlieren. Er mißachtete die Pfaffen, aber der Ketzer war ihm ein unheimlich Ding.

Es ist wahr, die große Mehrzahl der Geistlichen vermochte nur auswendig gelerntes herzusagen; aber die Besseren des Standes hatten eine Bedeutung für das Volk erhalten, die sie in keinem frühern Jahrhundert gehabt. Die schnelle und einem Wunder gleiche Ausbildung der deutschen Schriftsprache hatte Volksprediger möglich gemacht, wie sie das Mittelalter nie gekannt. Der redekräftige Mann vermochte jetzt auf seine Zuhörer eine unermeßliche Wirkung auszuüben. In jener Zeit, wo die große Mehrzahl der Menschen nicht zu lesen verstand, regte längere zusammenhängende Rede über ein geistliches Thema weit mehr Nachdenken und heiße Empfindung auf als jetzt. Wenn Bruder Berchtold († 1272) predigte, so lauschte die Menge in athemloser Spannung, das gesprochene Wort fiel wie ein zündender Funken in die Seelen. Als Tauler nach langer Einkehr in sich selbst zuerst wieder die Kanzel bestieg, war er selber so bewegt, daß er die Worte nicht fand, als er endlich sprach, fielen eine Anzahl Leute vor übermäßiger Aufregung in Ohnmacht. Uns ist möglich aus erhaltenen Predigten die Methode jener alten Volksredner zu ersehen. Einige gelten auch uns für edle Muster einer populären Beredtsamkeit, namentlich wenn sie, wie die des Berchtold, vorzugsweise Moralreden sind, und wir bewundern die Energie und treffenden Vergleiche der kraftvollen Sprache und die zuweilen meisterhafte Darstellung der Schwächen und Verirrungen der Hörer, so wie klug eingestreute Belehrung über Dinge dieser Welt. Seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts waren in ansehnlichen Städten wirksame Volksprediger nicht unerhört und sie wurden allmälig zahlreicher. Sie hatten sich freilich zu hüten, daß sie nicht in Zwist mit der Kirche kamen, sogar wenn sie durch Stellung in einem einflußreichen Mönchsorden

eſchützt waren. Aber ſeit das geſprochene Glaubenswort in ie Seelen der Hörer dringt, gewinnt leiſe und allmälig auch as deutſche Volk eigene Gedanken über die Dogmen des Glau- ens, und die alten Heilsmittel verlieren in den Seelen an Hei- igkeit gegenüber neuen Sorgen und Forderungen, die von öchlich verehrten Männern aufgeregt werden. Die Pre- digt ſteht für dieſe ganze Periode bis zum dreißigjährigen Kriege oben an unter den Mitteln das Volk zu belehren und fortzu- reißen. Und die Mächte, welche das Gemüth des Volkes re- gieren, ſind im Mittelalter der fahrende Spielmann, in den vier Jahrhunderten der Reformation die Predigt und das geiſt- liche Lied, in der Neuzeit das gedruckte Wort der Zeitungen.

Gegen das öde und ideenloſe Leben der Kirche ſuchten ge- müthvolle Menſchen Rettung in ſtiller Beſchauung, in innern Geſichten und ſchwärmeriſchem Verſenken in die Gottheit. Seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts gewinnt die Myſtik überall Anhänger, als eine neue Methode des armen Chriſten- menſchen die Gottheit zu ſuchen. In der Kirche des Mittel- alters hatten ſich die frommen Büßer gegeißelt und durch Buß- übungen und Gebet Nerven und Phantaſie ſo lange geſteigert, bis ihnen nach langer Angſt und Unſicherheit eine Stunde exal- tirter Spannung kam, dann ſahen ſie Geſichte, den Erlöſer, die Mutter Gottes, ihren Heiligen, welche ihnen freundlich zu- ſprachen. Es war für Hunderttauſende derſelbe aufregende Proceß, die Praxis der Aſkeſe war in den Mönchsorden feſtgeſtellt, wer Uebung hatte, erhielt die Erweckung leichter. Sie alle geißelten und ſchauten ſich als kleine Dienſtleute des Himmelsherrn, ſie lebten nach der Stunde ihrer Exaltation vergnügt dahin, ihres guten Verhältniſſes ſicher; was ſie in der Verzückung ſchauten und hörten, waren die her- kömmlich überlieferten Geſtalten, Fragen und Antworten zwiſchen dem Diener und dem Herrn geweſen. Seit die präch- tige Entwickelung der lyriſchen Poeſie unendlich größern Reich-

thum an poetiſchen Bildern und zugerichteten Anſchauungen in die Seelen leitete, ſeit die Rede für feinere Dialektik ausgebildet ward und die junge Naturwiſſenſchaft viele ſubtile Geheimniſſe der Natur hinter den Formen der Körperwelt ahnen ließ, wurden die frommen Träume der Begeiſterten kunſtvoller und reichlicher. Noch waren Bußübungen ein Theil der Vorbereitung, aber die wilden Geißelhiebe und das maſſenhafte Herbeten eingelernter Formeln halfen den Beſten nicht mehr zur Erhebung. Ihre Stimmung war ein ſinniges, leidenſchaftloſes und liebevolles Träumen, Vorbedingung ein Herz, welches die Menſchen und alle Creatur Gottes mit herzlicher Liebe umſchloß, der Weg zur Gottheit war, ſelbſtlos auf eigenes Begehren zu verzichten. Was dieſen Frommen in glücklichen Stunden aufging, war, ſoweit wir aus ihren Schriften ein Urtheil gewinnen, in der Regel eine glänzende Anſchauung, ein zugerichtetes Bild, ihnen aber verwiſchten ſich die Grenzen zwiſchen Gleichniß und der Idee die dahinter lag, die allegoriſche Deutung, welche ſie dem Bilde gaben, galt ihnen für die Offenbarung der göttlichen Wahrheit. Sie ſahen die chriſtliche Kirche als einen hohen Felſen, von welchem Waſſerbäche herabrannen, einen Felſengipfel über den andern aufgethürmt, auf dem höchſten Chriſtus, und ſie wurden begnadigt aufzuſteigen von einem zum andern, oder ſie wandelten in einem himmliſchen Roſengarten, worin der Braut Seele der Bräutigam Chriſtus begegnete. Alle Erkenntniß des Menſchen wurde geſchaut im Bilde von fünf Lichtern, welche das Treiben der Welt beleuchteten, das Gebet war eine Leiter mit ſieben Staffeln, jede folgende hebt näher an Gott, der Zuſtand der Seele auf jeder dieſer Staffeln und das Glück derſelben wird ausführlich geſchildert, auf der ſiebenten wird man Gott gleich und ſchaut ihn „von Auge zu Auge“, das unermeßliche Glück dieſer letzten Staffel ſoll St. Paulus einmal genoſſen haben, vielleicht hat es Maria, ſicher aber Jeſus Chriſtus.

Diese Art der christlichen Verzückung, welche das Unbegreifliche in ausgeführtem Bilde schaute und in der allegorischen Deutung desselben das unerforschliche Geheimniß zu besitzen glaubte, blieb den Völkern des Abendlandes von Rulman Merswin und Dante bis auf den Engländer Bunyan, es ist ebenfalls charakteristisch für die Jahrhunderte des Ueberganges aus der alten Kirche zur Neuzeit und steht mitten inne zwischen der Mönchsaskese und der Erweckung in dem Pietismus Speners.

Und neben diesem Einbilden geht das entsprechende Bestreben, in der Speculation das individuelle Sein aufzuheben zu einer Abstraction, die man von der Gottheit construirt. Der Mensch soll sich als Creatur vernichten, der Wille muß schwinden, alle Werkthätigkeit aufhören. Der geschaffene Geist, der einst Gott war, soll mit Gott wieder „einförmig und vergöttet" werden. Ein Geist, der so selbstlos und ichlos geworden ist, wird durch nichts mehr getrübt, er ist erhaben über allen Wandel, er bedarf das Mundgebet nicht mehr, er bedarf die Uebung der Tugend nicht mehr, er hat den wahren unbeweglichen Frieden, die Lösung aller Widersprüche in sich.

Nicht jeder Gottesfreund und Verklärte stellte die Vereinigung der Seele mit Gott ebenso dar, die pantheistische Auffassung ist am consequentesten bei Tauler und seinen Schülern durchgebildet. Und wir sind keineswegs sicher, ob diese Philosophie aus neuplatonischen Schriften abgeleitet wurde, oder ob sie von einer Berührung mit indischer Weisheit herrührt, welche durch die Kreuzzüge vermittelt ward.

Diese frommen und weichen Naturen bildeten einen stillen Geheimbund, der oft von der Ketzerei der Waldenser beeinflußt wurde und wieder auf die laute Opposition in der Kirche wirkte, sie huschten zusammen und wieder auseinander, sie wallfahrteten wie später die schönen Seelen, zu einem berühmten Meister in Straßburg, in Basel. Aber nicht diese Frommen

haben den Kampf gegen das Papſtthum aufgenommen, ſonder
die Lehrer der Univerſität, welche zugleich Volksprediger war
und denen die Verpflichtung oblag, laut vor dem Vol
Zeugniß abzulegen von ihren Gedanken, ihrer Liebe un
ihrem Zorn.

Wenn der Deutſche Rebell wird, ſo wird er es ſelten aus dogmatiſcher Starrköpfigkeit, ſondern weil ihm ſein Sinn für Gerechtigkeit arg verletzt iſt. Daſſelbe galt damals von den Böhmen. Auch in den religiöſen Kämpfen war handgreifliche Ungerechtigkeit der alten Kirche die Veranlaſſung zur offenen Empörung.

Denn die huſſitiſche Bewegung begann mit dem Zorn und Aerger über unredliche Gewaltacte der kirchlichen Partei, in zwanzig Jahren ſteigerte ſie ſich ſchrittweiſe bis zum Abfall von der irdiſchen Kirche. Im Jahr 1392 wurde das Jubeljahr auf dem Viſſegrad verkündet, von Lätare bis zu Kreuzerhöhung wallfahrtete zahlloſes Volk zu den heiligen Stellen durch die Städte von Prag, ſpendete und beichtete und erhielt dafür reichen Ablaß. Großes Geld nahm die vornehme Geiſtlichkeit ein, die Beutel der Armen wurden leer, die Einnahmen mußte der Erzbiſchof mit dem König Wenzel theilen. Da war unter Predigern und Lehrern keiner, der ſich gegen den Ablaß ſetzte, nur der Pfarrer von St. Martin, Rohle, wagte leiſe zu raunen, das ſei nicht Ablaß, ſondern Betrug, Wenzel aber erfuhr das und bedräute ihn, da zog auch er in ſehr auffälligem Hut mit den übrigen in Proceſſion. Damals ſtand Johannes Huß in der Kapelle Bethlehem im Viſſegrad, welche ſpäter die ruhmvolle Stätte ſeiner Reden werden ſollte, und lauſchte der Predigt des Magiſter Stekna, welcher dringend mahnte ein ſo großes Gnadenmittel nicht zu verachten.*) Auch Magiſter Jo-

*) Chron. Univ. Prag. ad a. 1392, bei K. Höfler, Geſchichtſchreiber der Huſſitiſchen Bewegung. I, S. 14.

annes gab seine letzten vier Groschen dem Beichtvater, daß er zu Hause nur trocknes Brod zu essen hatte, und allte mit der Menge dahin. Der Aufregung folgte schnell die rnüchterung. Das Volk rechnete nach, daß sein gespendetes eld auf dem Vissegrad in Saufgelagen und weltlicher Pracht rschwand, und die Volksprediger fanden, daß die Menge rch den Ablaß nicht heiliger, sondern schlechter wurde. An ieses Jahr erinnerte die Opposition später von den Kanzeln, nd Johannes Huß erzählte seinen Irrthum dem Volke und eklagte seine Thorheit.

Der nächste Anstoß kam auf der Universität. Selten atten die akademischen Händel zwischen den fremden Naonen und Böhmen, zwischen Juristen und Artisten geruht. ie Deutschen in Böhmen standen unter den Slaven als ne bevorzugte Minderzahl der Bevölkerung, an der Uniersität als die Mehrzahl, da war natürlich, daß sie sich an die istokratische Partei in Böhmen, die höhere Geistlichkeit und utschgesinnten Adel lehnten, und ebenso natürlich war, daß e böhmische Partei der Universität sich auf ihren wüsten König ützte, der von den Deutschen aufgegeben war, und daß sie e Stimmungen der Freunde und Verwandten, der böhmischen ürger und Bauern, vertrat.

Im Carolinum begann der Streit zwischen Deutschen und öhmen über die Lehren Wikleffe's, ein Magister der deutschen artei hatte fünfundvierzig Ketzereien aus den Schriften des ngländers gezogen. Seine Artikel wurden vom Domcapitel dem ector übergeben, er solle die Mitglieder der Universität bei rem Eid auffordern, daß sie weder daran glaubten, noch darer disputirten. Das that der Rector, aber Mitglieder der hmischen Partei protestirten heftig gegen die Fälschung der ikleffe'schen Lehre, Huß mit vorsichtigem Rückhalt wegen res Inhalts. Im Jahr 1409 brach das Schisma der niversität aus. Die Böhmen hatten beim Könige durchge-

setzt, daß das Stimmrecht der Nationen verändert und den Böhmen, welche bis dahin eine Stimme gegen drei gehabt hatten, drei Stimmen gegen eine der übrigen Nationen zugetheilt wurde. Sie beriefen sich dabei mit Unrecht auf das Beispiel von Paris, wo die Franzosen in ähnlicher Weise gegen die übrigen Nationen bevorzugt seien, dort war das Zahlenverhältniß zu Gunsten der Pariser, in Prag scheint die Anzahl der Fremden beträchtlich größer gewesen zu sein als die der Böhmen, auch die Polen hielten zu den Deutschen.*) Es kam zum Bruch, die Deutschen und Polen zogen aus — wie man später behauptete, gegen 5000 Mann, — in der Mehrzahl nach Leipzig zu Gründung einer neuen Universität, welche ihren orthodoxen Charakter bis in die Reformationszeit bewahrte. Diese Trennung wurde ein schicksalschweres Ereigniß für die Böhmen und den lauteren Mann, der bis dahin Führer einer jugendkräftigen und begeisterten Opposition gewesen war. Die Fremden, hochmüthig und mit den Pfaffen verbunden, hatten den Pragern gewiß gerechten Grund zur Unzufriedenheit gegeben, aber sie hatten auch den größten Theil der Universitätswissenschaft repräsentirt, das Institut verlor den Charakter einer großen

*) Nicht nur auf der Universität, wo die Polen zum großen Theil deutsche Schlesier oder Söhne deutscher Polenstädte waren. Man darf nicht vergessen, daß die systematische Opposition der Polen gegen die Deutschen erst mit der katholischen Reaction und den Jesuiten des sechzehnten Jahrhunderts beginnt. Bis dahin standen sie unter allen Fremden den Deutschen am nächsten. Frühere Ausbrüche nationaler Abneigung im armen Adel wurden immer wieder überwunden durch die enge Verbindung der Fürsten, der Städte, wie der Klöster und Ritterschaft mit Deutschland. Wenn die Schlesier und Danziger zu Zeiten lieber unter polnischer Oberhoheit leben wollten, als unter böhmischer oder der des Ordens, so gehörte Polen nach Volksmeinung gerade eben so sehr zum Reiche, als Böhmen oder der Orden, das heißt ein wenig.

Akademie und wurde Brennpunkt eines leidenschaftlichen Parteitreibens, das die Besonnenen kaum noch zu beherrschen vermochten. Bis dahin waren Huß und seine Freunde durch das hohe Ansehen, welches die erste Universität Deutschlands gab, gestützt worden, jetzt trat die entgegengesetzte Stimmung ein, seine Opposition wurde Streit des fremden Volkes gegen das deutsche, und der ehrliche Mann von Tausenden erbitterter Studenten durch ganz Deutschland als Feind und Zerstörer würdiger Ordnung verlästert. Und nicht nur in Deutschland, auch in Böhmen. Der böhmische Adel löste sich zum größten Theil von dem Reste der Universität, sogar die Bürger Prag's erhoben laute Klage über die verwüstete Stadt.

Jetzt folgten schnell Schlag und Gegenschlag. Im Jahr 1410 verbrannte der Erzbischof öffentlich unter Glockengeläut und Te Deum laudamus 200 Handschriften Wikleffe'scher Schriften, aber das Volk sang zornige Spottlieder auf den Straßen. Im nächsten Jahr kam das entscheidende Aergerniß von Rom, Johann XXIII. forderte durch eine Bulle zum Kreuzzuge gegen den König Ladislaus von Neapel auf, weil dieser zur Partei des Gegenpapstes Gregor XII. gehörte; wer am Kreuzzug theilnehmen oder auch nur Geld dafür spenden würde, der sollte Ablaß haben, wenn er seine Sünden bereute. Als wieder das Ablaßgeld in die Becken fiel, die in den Kirchen aufgestellt waren, schlug die Empörung der böhmischen Partei zu hellen Flammen auf. Die päpstlichen Bullen wurden am Hals feiler Dirnen durch die Stadt gefahren; als die Bulle in den Pfarrkirchen verlesen wurde, erhoben sich junge Handwerker und riefen dem Geistlichen entgegen, daß er lüge. Ein königliches Edict hatte vorher jeden mit dem Tode bedroht, der die Heiligkeit des Papstes schmähen würde, die Rufer wurden ergriffen und zum Tode verurtheilt. Huß, der keinen Antheil an diesem Sturm der Straße gehabt, ging mit großem Universitätsgefolge nach dem Rathhause, bat um ihr Leben und erbot sich

selbst für sie die Strafe zu erleiden, denn um seinetwillen seien sie in dieses Unglück gekommen. Die Richter täuschten ihn durch gewundene Rede, und ersuchten ihn den Aufstand des Volkes zu stillen, er gehorchte, aber einige Stunden darauf wurden die Verurtheilten tumultuarisch enthauptet. Das Volk tauchte Tücher in ihr Blut und nannte die Kapelle von Bethlehem, in welcher die Leichen bestattet wurden, die Stätte der drei Heiligen. Huß bezeugte den Getöteten, sie seien gemordet worden, weil sie den Antichrist widersprochen hätten. Er wurde in Bann gethan und appellirte von der Kanzel an seinen wahren Richter Jesus Christus. König Wenzel, der in nüchternen Stunden die Pfaffen verachtete und die Aufregung in Prag scheute, ließ den Lieblin des Volkes warnen, er möge sich in einem festen Hause der Landschaft bergen. Huß wohnte fortan auf den Burgen seiner Anhänger und schrieb seine letzten Büchlein, bis er nach dem Concilium von Costnitz geladen wurde. Er kehrte von da nicht heim wie Luther von Worms, die Asche des Verbrannten führte der Rhein stromab dem Meere zu.

Ueberall bietet das Leben des Magister Johannes Vergleichspunkte zu dem seines Nachfolgers, der denselben Kampf siegreich durchführte. Der ärgerliche Ablaß und die frivole Verwendung, welche dem Gelde der Gläubigen zu Theil wurde, die Herausforderungen, Drohungen, Gewaltacte der alten Kirche, welche immer neue Steigerung der Opposition hervorriefen. Aber nicht nur zwischen König Wenzel und Kurfürst Friedrich ist ein Unterschied, auch nicht nur der entscheidende zwischen zwei reinen, selbstlosen, tapferen Männern, daß der ältere nur Stimmführer seiner Partei war, die er zurückzuhalten und zu mäßigen nicht immer vermochte, und der spätere ein heldenhafter Vorkämpfer, an Muth und Entschluß allen Zeitgenossen überlegen; der größte Unterschied liegt in den Völkern selbst und der Zeit: zuerst Slaven, dann Deutsche, vor und nach der Erfindung des Bücherdrucks.

Aber es war ein eigenthümlich deutsches Verhängniß, daß in den Hallen der Universität, unter den Gelehrten und Lernenden der größte politische Kampf aufbrannte, und daß der Scheiterhaufen eines böhmischen Professors der gesammten Politik der deutschen Fürsten und Völker eine neue Richtung gab.

Der heiße Tod des Huß war für die Deutschen vom Rhein bis zur Oder weder ein besonders auffallendes, noch ein besonders tadelswerthes Ereigniß. Man war damals schnell bei der Hand hinzurichten, und es verging schwerlich ein Jahr, wo nicht in jeder größern Stadt der Nachrichter sein Richtschwert schwenkte oder die Pechfackel an einen Holzstoß legte. Und wie groß auch Schmerz und Zorn der nationalen Partei in Böhmen war, der wilde Fanatismus des Volkes wurde erst aufgewühlt durch eine zweite nicht kleinere Sünde des charakterlosen Kaisers Sigismund. Denn diesmal trugen nicht die Böhmen die Kriegsfackel über ihre Berge in die Nachbarländer, sondern die deutsche Partei begann im Jahr 1420 mit orthodoxem Eifer das Gemetzel. Ihr Einfall gab den Böhmen die Kraft der Verzweiflung, von da begannen die Kriegszüge der Hussiten gegen die Deutschen.

Es ist das wilde Treiben einzelner Hussitenhaufen in dieser harten Zeit, welches die folgenden Bilder schildern. Sie sind dem Bericht eines schlesischen Zeitgenossen, der Kaufmann in Bolkenhain war — sein Name Martin ist unsicher — entnommen. Das Bruchstück, welches uns erhalten und durch Heinrich Hoffmann (in Scriptores rer. Lusat. I. 1839) nach der Handschrift herausgegeben ist, enthält kein reiches Material für den Historiker, denn der ehrliche Schlesier schrieb nur auf, was er selbst erlebte oder was sich in seiner Nähe ereignete. Sein Bericht ist wie ein kleines glänzendes Feuer auf weiter dunkler Haide, nur wenige Gegenstände werden sichtbar, diese aber in scharfer Beleuchtung, vorzüglich das Leben der Einzelnen in der großen Bewegung ihrer Zeit. Mit Freude wird man merken,

daß über viele Schlechtigkeit und über eine Wildheit, die wir kaum begreifen, sich bei beiden Parteien hier und da die unvertilgbare Güte der menschlichen Natur und der ruhige, feste Sinn Einzelner erhebt. Der Berichterstatter, welcher von jetzt ab erzählt, erscheint selbst als ein treuherziger Mann von gesundem Urtheil.

„Als man schrieb nach Christi Geburt 1425, da kamen die Hussen vor die Stadt Wünschelburg an einem Sonnabend und gewannen den Zugang am Sonntag um die Vesperzeit mit Uebermacht und brachen durch die Mauer. Da floh das Volk auf des Vogtes Haus,*) das war ein hohes Steinhaus. Als sie nun darauf kamen, beide Männer und Frauen, zündeten sie selbst die Stadt an vom Steinhause aus und meinten sich damit zu retten. Die Böhmen aber warteten, bis sich das Feuer gesetzte und gelegte, dann drangen sie mit Macht an das Steinhaus, und wollten zu ihnen stürmen und das Haus untergraben. Und es kam dazu, daß man mit einander verhandelte, und der Vogt ließ sich zu den Hussen hinab durch eine rohe Plaue**) mit

*) Haus ohne weiteren Zusatz bezeichnet oft ein befestigtes Gebäude, in den Städten die Vogtei, auf dem Lande den Sitz des Vasallen. In solchem Fall ist es von Stein, die Mauer unten sehr dick, aber zuweilen nicht in Grund gesetzt, sondern breit auf der Oberfläche gelagert, daher leicht zu untergraben. Die Fenster sind mit Eisengittern versehen, und unter dem Dache läuft innerhalb der Mauer ein Gang, oder über den Stockwerken ist ein großer freier Saal unter dem Dachgebälk, an dessen Wänden Schießscharten von verschiedener Form für Bolzen und später auch für Feuerwaffen angebracht sind, im fünfzehnten Jahrhundert standen wohl auch leichtere Geschütze oben. Oft war das Haus noch mit einer besonderen Ringmauer umgeben, zumal auf dem Lande, wo diese auch den Wirthschaftshof einschloß. In solchem Landhaus saßen häufig mehre Familien gedrängt bei einander.

**) Große Leinwanddecke, wird über die Holzreifen der Korbwagen gespannt.

ihrem Willen, er sollte mit ihnen sprechen und verhandeln, ob die Bürger los und frei von ihnen werden und herabkommen könnten. Er war überlange da unten in der Stadt, so daß es den Leuten zu lange währte und zu bange war, sonderlich dem Pfarrer derselben Stadt — er war des Vogtes Gevatter —, der ließ hinabschreien und rufen, ob der Vogt etwa noch da unten wäre, sollte er sich offenbaren und melden und wieder zu ihnen heraufkommen. Nach einer Weile kam der Vogt wieder an das Steinhaus und ließ sich wieder hinaufziehen. Als er herauf kam, da fragte ihn sein Gevatter der Pfarrer, wie es ihm gegangen wäre, ob er auch ihn und seinen Kaplan los und frei gehandelt hätte. Da sprach der Vogt: „Nein, Gevatter, sie wollen keinen Pfaffen zu Gnaden annehmen.“ Da war der Pfarrer mit seinem Kaplan sehr betrübt und sprach: „Wie gar jämmerlich verlaßt ihr mich und verrathet mich! das sei Gott dem Allmächtigen geklagt. Da ich vormals von euch wollte ziehen und fliehen, sprachet ihr, ich sollte bei euch bleiben, ihr wolltet gut und übel mit mir leiden und auch mit mir sterben oder Rettung finden, und ihr sprachet: wie darf der Hirte von den Schafen fliehen? Und jetzt steht es gar übel, nun fliehen leider die Schafe von dem Hirten.“ Da sprachen die Frauen und die Bürgerinnen weinend zu ihm: „O lieber Herr, nicht weinet, nicht betrübet euch, wir wollen euch und euren Kaplan flören*) und wollen euch wohl mit hinab und wegbringen.“ Da sprach der Pfarrer Herr Megerlein: „Das wolle Gott nicht, daß ich mein Amt und Würdigkeit verleugnen soll, denn ich bin ein Pfaffe und nicht eine Frau; eure Männer aber werden das wohl gewahr werden, wie jämmerlich sie mich dem Tode überantworten und hingeben und sich selbst durch mich retten.“ Alle diese Klage und Rede beachtete man nicht. Nur zwei Kapläne ließen sich

*) Flören und schleiern, in Frauentracht hüllen.

schleiern und nahmen Kinder auf ihre Achseln. Aber der Pfarrer nicht.

Während dieser Rede einigte sich der Vogt mit den Bürgern, wie sie sich ergeben wollten, und sie ergaben sich. Sie gingen hinab einer nach dem andern. Da standen die Böhmen und Hussen gar stark unten vor dem Steinhaus und nahmen sie alle gefangen. Nur die Frauen mit den Kindern ließen sie los und frei hinweggehen. Aber ein großer Theil der Frauen, Jungfrauen und Kinder war geflüchtet aus Furcht in die Keller; als nun das Feuer über sie kam, da erstickten sie und vergingen alle. Als sich nun alle von dem Steinhause ergeben hatten, da blieb zuletzt der Pfarrer darauf und sonst noch ledige Gesellschaft, als Knappen und andere Handwerksgesellen, die nichts hatten sich loszukaufen und die besorgten, gefangen zu werden und zu verderben; die vermahnte der Pfarrer und sprach: „Liebe Gesellen, wehrt euch heute eurer Hälse und steht feste; denn werdet ihr euch gefangen geben, so werden sie euch quälen, martern und peinigen.“ Da sprachen sie wieder, sie wollten es thun. Aber als sie sahen, daß sich die Bürger alle ergeben hatten, da begann ihnen zu grauen und gaben sich auch und gingen hinab. Und der Pfarrer blieb zuletzt da oben mit einem alten Dorfpfarrer. Da liefen die Hussen hinauf und nahmen sie herab und führten sie in das Heer und den Pöbel. Da war zur Hand gegenwärtig Meister Ambrosius, ein Ketzer von Grätz*), der sprach zu dem Herrn lateinisch: „Pfarrer, willst du widerrufen und widerreden, was du gepredigt hast, so magst du behalten das Leben, wirst du aber das nicht thun, so mußt du gehen in das Feuer.“ Da antwortete ihm Herr Megerlein, der Pfarrer, und sprach: „Das wolle Gott nicht, daß ich widerrufen sollte die Wahrheit unsers heiligen Christenglaubens um dieser kurzen Pein willen.

*) Königsgrätz in Böhmen.

Ich habe gelehrt und gepredigt die Wahrheit zu Prag, zu Görlitz, zu Grätz, um derselben Wahrheit willen will ich lieber sterben.“ Da lief einer und brachte eine Schütte Stroh, die banden sie ihm ringsum um den Leib und gürteten ihm die allum den Leib, daß man ihn nicht sehen konnte. Dann zündeten sie das Stroh an und ließen ihn so laufen und tanzten in dem Heere mit dem Feuer so lange, bis er erstickte. Dann nahmen sie ihn also tot und warfen ihn in eine Braupfanne voll siedendem Wasser, und warfen auch den alten Pfaffen, den Dorfpfarrer, hinein und ließen sie darin sieden. So wurden sie beide gemartert. Aber die andern zwei Kapläne, von denen ich vorher gesagt habe, die kamen mit den Frauen heraus, verschleiert in Weibskleidern, und des einen Priesters Kind, das er auf seinem Arm trug, begann zu weinen und zu schreien nach seiner Mutter, und der Priester wollte dem Kinde zusprechen es zu beruhigen. So erkannten die Hussen an der Stimme, daß es ein Mannsbild wäre, und einer zog ihm den Schleier ab, da ließ er das Kind fallen und gab die Flucht und lief mit Macht; sie folgten ihm nach und schlugen ihn zu Tode. Der andere kam mit den Frauen und dem Kinde davon. So erging es zu Wünschelburg.

1429. Aber zur Hand darnach, als die Hussen heimgekommen waren, blieben sie daheim kaum sechs Wochen. Sie hatten wieder nach einer Heerfahrt und sammelten sich wieder gar stark und zogen in das Land Meißen. Da waren die Meißner stark im Felde mit andern Leuten, als der von Braunschweig, die Sachsen und die aus der Mark, und auch ein Theil aus den Reichsstädten. Denn die Hussen zogen in das Land mit Brand, mit Mord, sie schlugen tot und fingen und lebten so schändlich, daß es Gott erbarmen möchte. Als nun die Hussen und die Taborer so weit gezogen waren, bis sie dahin kamen, wo die Meißner, die Reichsstädte und viele andere Lande mit großem Heer gesammelt waren und im Felde lagen, da lagerten sie sich auch gegenüber in das Feld und schlugen eine Wagen-

burg. Und so lagen die Heere gegeneinander, nur daß sie einander Briefe sandten aus beiden Heeren. Die Meißner schrieben also: „Ach, ihr Abtrünnigen des Glaubens und verdammten Ketzer, wir wollen euch, ob Gott will, morgen schlagen, daß euch die Hunde müssen fressen.“ Darauf schrieben die Hussen ihnen wieder also: „Ach, ihr Hundeshäupter, wir wollen euch, wenn Gott will, selber schlagen, daß euch die Hunde müssen fressen. Wartet auf uns nur bis morgen.“ Als es kam bis auf den andern Tag ganz früh, da schickten sich die Hussen an zu dem Schlag und Streite, sie hörten vorher Messe, sie aßen und tranken sich vorher ganz satt, und als sie nun wollten aufbrechen sich mit ihnen zu schlagen, da kommt den Böhmen die Botschaft, daß die Meißner die Flucht geben. Als sie das hörten, da zogen sie ihnen eilend jagend auf flüchtiger Spur und Fuß nach zwei ganze Tage. Als sie dieselben nicht erreichen konnten, da besprachen sie sich und theilten sich, so weit als das Land war, und brannten und mordeten und fingen und zogen in die Städte, woraus das Volk gewichen war.

1430. Und die Böhmen lagerten sich vor das Dorf Wederau bei Bolkenhain und umlagen den Edelhof daselbst. Der Höfe waren zwei bei einander, ein jeglicher hatte sein Haus oder Schloß besonders, und die Bauersleute waren alle geflohen auf die zwei Höfe. Da waren auch auf den zwei Höfen vier Brüder und Vettern, auf dem einen Hofe Wolfhart und Nickel von der Reibnitz, auf dem andern Hofe Kunz und Nickel, auch Gebrüder von der Reibnitz. Und die Hussen stellten davor wol sechs Steinbüchsen am Frohnleichnamabend und schossen da an die Höfe ohne Unterlaß Tag und Nacht. Und es kam, daß sie ihnen die Gräben zufüllten mit Gehölz und mit Reißig, und stachen ihnen das Wasser ab, und liefen mit Macht über die Gräben und kamen an den Hof, sie durchhackten und durchhieben ihnen die Mauer. Das wollten die auf dem Hofe wehren und zündeten Viertelstonnen an, wollten diese herabwerfen und sie so durch

das Feuer verjagen und vertreiben. Da blieb ihnen die Viertelstonne zwischen den Latten stecken, so daß sie den Hof selbst anzündeten, und beide Höfe brannten aus. Und die vorgenannten Edelleute, als Wolfhart und Nickel von der Reibnitz auf dem einen Hofe, Kunz und Nickel von der Reibnitz auf dem andern Hofe, die vergingen und verbrannten alle viere, Gott sei ihnen gnädig und barmherzig. Und als die Höfe abgebrannt und die Bauern in die Keller geflüchtet waren, und die Hussen durch die Mauer hackten und hieben und in die Keller zu ihnen wollten, da ergab sich der eine Keller, und als sie alle zu den Löchern herausgekrochen kamen, die die Hussen gemacht hatten, da nahmen sie die Hussen sofort und banden sie zwei und zwei zusammen und trieben sie in die Badestube, die vor dem Hofe stand. Sie zündeten diese an und verbrannten alle ganz kläglich darin. Deren waren mehr als dreißig. Und die noch in dem andern Keller waren, deren waren sechzehn und bei ihnen war der Pfarrer; sie wehrten sich gar lange, da sie wol vernommen hatten und hörten, wie ihre Nachbarn und Kumpane gebrannt wurden. Jedoch als sie sich nicht länger erhalten konnten, gaben sie sich einem böhmischen Herrn gefangen, der beschützte sie vor der Büberei, daß sie nicht gebrannt wurden. Diese selbigen führte man alle gefangen gen Böhmen. Da das nun andere umwohnende Leute sahen und erfuhren, daß die Hussen so grausam lebten, da erschraken sie gar sehr. Und viele der Häuser wurden aus großer Furcht geräumt; etliche unterhandelten mit den Feinden und gaben Geld für die Höfe und für die Dörfer. Und als nun die Landschaft sah und erkannte, wie es zuging, daß kein Aufgebot und keine Wehr in dem Lande war und keine Hülfe von andern Landen, da begann dem Lande zu grauen und zu bangen. Aber der tüchtige Hermann Zettritz von Fürstenstein nahm Geleit zu der Hussen Heer, dieweil sie noch vor Wederau lagen, und das that er nach Berathung mit andern Schloßherrn, doch die Landschaft wußte davon nichts. Und als er nun

zu ihnen in das Heer kam und dort für der Landschaft Bestes sprach und von ihnen begehrte, daß sie das Land unbeschädigt ließen und nicht so jämmerlich und kläglich und gründlich verdürben, da hielten die Aeltesten der Taborer und der Waisen ein Gespräch, beredeten und beriethen sich und gaben Hermann Zettritz solche Antwort: Sie wären öffentliche Feinde der Landschaft, und man hieße sie in diesem Lande Ketzer. Auch hätte diese Landschaft ihr Böhmerland überzogen und hätte es verderben helfen. „Und darum," sprachen sie, „verdrießt euch das, so wehrt uns das. Allhier sind wir, wir wollen auf euch warten, rüstet euch dazu." Aber es trat ihnen niemand entgegen als Hermann Zettritz, der gab gute Worte und war versöhnlich gegen sie, denn er war wohl bekannt und geachtet von den böhmischen Schloßherrn. Da begehrte er von den Böhmen, sie sollten dem Lande Friede geben auf einige Zeit und aus dem Lande ziehen. Da besprachen sich wieder die Böhmen und Hussen und gaben Hermann Zettritz solche Antwort: Sie wollten dem Land einige Zeit Friede geben und ein gutes Verhältniß zu dem Lande haben, sofern man wollte in dieser Zeit im Lande den Tanz meiden und im Lande auch die freien Weiber*) nicht halten und nicht leiden, sondern diese aus dem Lande jagen und vertreiben, wie sie zu Böhmen auch gethan hätten. Und es war Hermann Zettritz gar fremd solchen schmählichen Antrag zu hören, wie sie ihn stellten. Und sie erlaubten ihm das Land zu fragen und zu bereden, und die Sache sollte gütlich stehen vom Sonnabend bis auf den Dienstag, sie wollten auch dieweil nicht brennen im Lande, noch stürmen, noch morden, und niemand fahen, sondern stille liegen. Aber Eßwaare und Futter müßten sie haben, sie wollten das nehmen, wo sie es fänden und bekommen könnten. — Da die

*) Die Einrichtung der öffentlichen Häuser im Mittelalter und die Ausdehnung, welche das Geschäft derselben damals erhalten hatte, konnte allerdings die Puritaner des fünfzehnten Jahrhunderts empören. Die Schlesier stellen auch sonst in diesen Kämpfen die Cavaliere vor.

Landſchaft hörte und vernahm, daß die Feinde ihr Friede geben wollten, da waren alle gar froh und ſagten Hermann Zettritz, er ſollte dem Lande Frieden ſchaffen, ſo gut er könnte. — Da zogen die Huſſen wieder gen Böhmen.

In denſelben Jahren kamen die Huſſen und Böhmen aus Ungarn und kamen gar raſch und eilends in das Land und zogen vor Strehlen. Darin lagen die Breslauer geſammelt dem Lande zur Wehr, und Michel Bancke war von der Stadt wegen als Aelteſter da, und Hein von Czirnau war auch allda, als Söldner der Stadt Breslau. Als dieſe nun in der Stadt Strehlen berannt und umlagert wurden, und die Stadt nicht feſt war noch paſſend zur Abwehr, und ſie ſich auch nicht getrauten darin ſich zu halten und zu wehren, ſo beriethen ſie ſich darin machten kurzen Rath und ergaben ſich, ſo daß Michel Bancke gefangen ward und Hein von Czirnau gefangen, und viele andere Söldner, Adliche und ſonſt gute Leute auch gefangen wurden. Aber Michel Bancke löſte ſich durch vierhundert Schock Groſchen, aber Hein von Czirnau der blieb ihr Gefangener, und geſellte ſich zu ihnen und blieb bei ihnen faſt ein Jahr, und half ihnen die Kühe zuſammentreiben im Lande und zog mit ihnen wie ein anderer Huſſe, Böhme oder Ketzer. Denn wie ſie damals Nimtſch ſelbſt inne hatten und allen Raub, den ſie in dem Lande einſtreichen konnten, dorthin zuſammentrieben, ſo hatte auch Hein von Czirnau daſelbſt das Schloß und Haus, den Falkenſtein, inne und war Herr darüber. Dieſer Hein von Czirnau gab vor und legte vor dem Knyzze Wedirſich und auch dem Pan Mihalko, die alle beide die Aelteſten und Führer der Huſſen und der Taborer waren, daß er gar wol wüßte einen guten Beutezug zu thun, wenn ſie ihm folgen wollten, und ſprach: „Um Löwenberg iſt gar ein volles Land, dort wollen wir wol Beute machen. Und ich weiß auch wol, wie die Stadt Löwenberg gelegen iſt, und an welchen Enden ſie gar gut zu erſteigen und zu gewinnen iſt. Darum, liebe Herren, folget mir, wir

wollen Gut und Ehre erwerben, das gelobe ich euch bei meiner Treue und Ehre.“ Aber Hein von Czirnau sprach so mit dem Munde und meinte es anders mit dem Herzen. Und da er ihnen solches Gelübde that, folgten sie ihm, rüsteten sich mit zweihundert Pferden und zogen aus auf Löwenberg zu. Da führte sie Hein von Czirnau auf den Falkenstein, dort blieben sie über Nacht. Dort rüstete er sich, wie er Willen hatte, denn er hatte in seinem Herzen beschlossen, daß er ihnen beweisen wollte eine böhmische Treue. Und er sandte gar rasch und eilend in alle umliegenden Dörfer und las auf alle frischen Gesellen, die er bekommen und haben konnte, daß sie einzeln auf das Haus kämen. Die hielten sich zusammen an einer Stelle im Hause. Als nun die Zeit kam, daß man schlafen gehen wollte, da hatte Siegmund von Czirnau es so geschickt und gefüget und die Hussen gar weit von einander gelegt und gestreckt. Und zunächst legte Siegmund von Czirnau die zwei Herren, den Knyzze Wedirsich und Mihalko, zuoberst in einen Erker und Gemach. Darnach lagerte man wol fünfzig böhmische Gesellen in eine Kammer mitten im Hause und nahm von ihnen allen ihre Harnische, Waffen und Wehren. Und endlich die Knechte und die geringe Gesellschaft legten sie in den Vorhof vor das Haus; die vierte Rotte und den vierten Haufen schickten sie in die nächsten Dörfer am Hause. Und da geschehen war, daß sie die Hussen und Böhmen alle unterbrachten und legten, wie ihr gehört habt, da rüstete sich Siegmund von Czirnau mit den Gesellen, die er auf einen Ort gesandt und versteckt hatte, die nahm er an sich, und sie zündeten viel Lichter und Fackeln und Lucernen an, zogen heraus ihre Schwerter, Dolche und Messer und beredeten es so mit den Wächtern auf der Mauer, daß diese anhuben grausam, gräßlich und greulich zu schreien, so daß die Böhmen nicht wissen noch erkennen konnten, was die auf dem Hause vorhätten. Und darauf ging Siegmund von Czirnau zuerst mit seinen Gesellen vor Erker und Gemach, wo die zwei Herren lagen, Herr Knyzze

Wedirſich und Mihalko, und er klopfte gar leiſe an die Thür mit zween Fingern. Da ſprachen die zwei Herren: „kto tho? kto tho?“ d. i. wer da? Da ſprach Siegmund von Czirnau: „Pan Hein.“ Nun thaten ſie die Thür auf, da hatte Siegmund von Czirnau und alle ſeine Helfer und Geſellen ihre bloßen Schwerter und Dolche in den Händen und ſchrien mit grauſamen Stimmen: „daywothe se, daywothe se,“ d. i. ergebt euch. Da ſprachen ſie: „O pan Hayn, czow wtczmisch?“ d. i. was thuſt du, Hein, gegen uns? Da aber ſprach Siegmund von Czirnau: „Gebt euch nur gefangen, es iſt kein Hein mehr allhier.“ Und das war ſo, denn Hein von Czirnau hielt ſich wo anders im Hinterhalt. Und es geſchah in derſelben Nacht durch die Schickung Gottes, daß ſeine Frau, welche die Jünglingin von Teſchen hieß, verſchied und ſtarb. Und die im Schloß nahmen die zween Herren gefangen und ſetzten ſie in eine Kammer, die ſtand auf der Mauer. Darin war ein heimliches Gemach, das ging über die Mauer. Da brach ſich Mihalko in der Nacht mutternackt durch und kam ſo fort bis nach Böhmen. Aber den Knyzze Wedirſich hielten ſie gefangen zu Schweidnitz. Und durch dies ward die Stadt Nimtſch wieder befreit und dem Lande zurückgegeben.

1443. Das Land rüſtete ſich und beſandte ſich, und es brachen auf wol an vierhundert Pferde. Sie wußten wol, daß die Böhmen und Huſſen den Willen hatten in das Land zu ziehen, aber ſie wußten nicht, an welchem Ende; deßhalb lagerte ſich die Landſchaft eine Meile Wegs von Schweidnitz bei Bögendorf und wollte dort horchen, ſehen und erkennen, an welchem Ende die Feinde in das Land herankommen würden. Nur Hein von Czirnau hatte eine heimliche Sorge, ſie würden auf Bolkenhain zukommen (wo er damals geſeſſen hatte), wie es auch geſchah. Darum ſandte er auch eilends einen reitenden Boten nach Bolkenhain und ließ dem Bürgermeiſter ſagen und bitten, man ſolle die Wache ſtark und gut beſtellen, denn er hätte ſichere

Botschaft, daß die Böhmen und Feinde in's Land wollten, auf Bolkenhain zu. Und der Bürgermeister erließ Warnungen auf die Dörfer; weil aber die Wache der Stadt noch nicht gut bestellt und bewahrt war, und weil uns die Botschaft von Hein Czirnau des Abends kam, so kamen die Feinde am Morgen früh, als der Tag anbrach, über die Mauer. Denn sie waren am Abend schon zu guter Zeit um die Stadt gezogen und versteckten sich und drückten sich hinter die Berge und in die Felsen, und rüsteten in der Nacht Leitern mit sehr guter Muße. Die Leitern nämlich waren ganz kurz, jede von vier Sprossen, so daß vier von den Leiterstücken kaum auf die Mauer reichten; und das erste Stück der Leiter hatte vorn ein Rädlein oder eine Scheibe, wenn man die an die Mauer setzte, so fuhr sie an der Mauer hinauf und ward nicht gehemmt. Die andern Leitern oder Stücke aber waren so zugerichtet und gemacht, daß eine in die andere paßte und ein Stück das andere faßte mit einem eisernen Band, wie sie dieselben hinterlistig und boshaft schon früher gegen uns angelegt hatten. Dieselbigen Leitern hatten sie in der Nacht an die Mauern dorthin gebracht, wo die Stadt und der Berg an der Stadt am allerhöchsten ist, und die Leitern waren so breit und weit, daß zwei von den Feinden neben einander liefen und hinaufstiegen. Als sie nun die Leitern vierfach angelegt hatten und der Tag anbrach, da fingen sie an vierfach hinaufzusteigen. Als sie nun auf die Mauer kamen, da fanden sie stadtwärts keinen Gang auf der Mauer, und sie mußten auf der Mauer einen weiten Weg wutschen, rutschen und kriechen, bis sie an ein Wachhaus kamen, an dem fanden sie eine Treppe und so kamen sie leider zu uns in die Stadt. Und als nun viele von ihnen hereingekommen waren, da fingen sie an grausam zu schreien und zu brüllen wie die Teufel und aufzutrompeten. Das geschah am letzten Donnerstag vor Bartholomäi. Als wir solches grausame Geschrei und Getümmel hörten, da erschraken wir kläglich; wer da fliehen und laufen

konnte, der lief auf die Thorthürme oder auf den Kirchthurm und auf andere Thürme; nur auf das Haus konnten wir nicht kommen, da die Feinde zunächst dem Schloß in die Stadt gestiegen waren, und wer auf das Haus wollte, den erschlugen sie auf dem Wege. Als nun die Leute aus der Stadt sich verkrochen und still hielten, da gingen die Hussen mit großen Haufen in die Stadt, etliche liefen der Kirche zu, etliche den besten Häusern, so daß ihrer wol achte zu mir kamen. Und sie stießen mir den Kramladen auf und stellten zwei von sich an die Hausthür mit bloßen Schwertern und ließen niemand in das Haus, so lange bis sie meinen Kram und das Geräth ganz und gar ausgetheilt und ausgebeutet hatten. Meine Frau lag die Zeit in ihren Sechswochen, Gott sei ihr gnädig; die hatte doch auch gute Sachen bei sich, als ihr Bettgewand und ihre Kleider in der Stube, worin sie lag. Und doch thaten sie ihr die Ehre an, daß keiner der Feinde in die Stube zu ihr gehen wollte. Nur zwei von ihnen, die mit ihr wohlbekannt waren und denen sie viel Gutes in unserm Hause gethan hatte, die gingen zu ihr an die Stubenthür und beklagten sie, es thäte ihnen leid, und sie brachten ihr auch heimlich eine Bettdecke und ein Decklaken und sprachen: „Frau, sie werden alsbald die Stadt anzünden, darum laßt rasch in die Keller tragen alles, was ihr mögt und behalten wollt, denn wir wollen sogleich weg.“ — Als sie nun alle Häuser ausgeplackt und beraubt hatten, da wären sie gern weg gewesen, und konnten doch nicht zu den Thoren hinauskommen, denn das Stadtvolk war auf die Thürme und Thorhäuser gewichen und warf von dort Steine herab unter sie, so daß sie nicht zu den Thoren hinaus konnten, und wären doch gern hinaus gewesen. Endlich fanden sie eine alte Pforte an der langen Seite, die war vor langen Jahren zugemauert. Die brachen und hackten sie auf und trugen alles Geräthe durch die Pforte über die Gräben und beluden alle ihre Wagen, und wollten wieder weg auf Böhmen zu. Sie ließen die Stadt anzünden und zogen hinauf vor Lands-

hut. Da nun die Landschaft, die da stark gesammelt bei Bögendorf lag, sah, daß ein solcher großer Rauch und Feuer aufging, da sprach ein jedermann: „Es ist fürwahr Volkenhain oder un Volkenhain.“ Da rannten sie und jagten gar rasch und eilig vorne vor und auf Landshut zu, so daß sie die Feinde und Böhmen daselbst erreichten und erlangten. — Als nun die Böhmen und Hussen sich wandten und umkehrten nach der Landschaft hin, da wurden sie gewahr, daß noch ein großer Haufe der unsern über den Galgenberg kam, darauf erschraken sie und gaben die Flucht. Da schlugen die unsern auf sie, und das Fußvolk bei den Wagen floh in die Büsche und ließ die Wagen mit unserm Gut und Geräth stehen; das wurde ihnen wieder abgeschlagen und von den Fußgängern wurden viele gefangen und auch von den Reisigen. Sie wurden unter die Städte getheilt.“ — — So weit der Bericht aus Volkenhain.

Die Hussitenkriege verwüsteten das mittle Deutschland, zumal die Dörfer, in unerhörter Weise. Noch erinnern in Thüringen, Franken, Meißen, Schlesien alte Ortnamen über beackerten Feldern an die Zerstörung. Die Kriege wurden durch Uneinigkeit der Böhmen und Verträge nothdürftig gestillt. Aber bis zum Ende des Jahrhunderts währten die Raubzüge böhmischer Haufen und Aufstände des verwilderten Volkes. Und Böhmen behielt, trotz dem Frieden und der Krönung König Girsiks durch zwei katholische Bischöfe, seine separatische Stellung zur Kirche und zum Reich. Die Einheit der Christenheit war zerrissen. Mitten unter Deutschen bestand ein Gottesdienst, der in blutiger Empörung dem Papstthum abgerungen war. Das Beispiel sollte für die Deutschen nicht verloren sein.

10.

Eine deutſche Frau am Fürſtenhofe.

(Um 1440.)

Die kleinen Bilder aus den Kämpfen der Schleſier und
ſſiten ſind nicht arm an Einzelheiten, welche Art und Sinn
s Volkes charakteriſiren. Zunächſt freilich empfinden wir das
embartige eines entfernten Jahrhunderts aus der Methode
s Berichterſtatters Martin ſelbſt. In ſeiner knappen und
ch lebendigen Darſtellung werden die Thatſachen berichtet,
e Reflexion darüber hat noch keinen Ausdruck gefunden. Wie
rdig und mannhaft der Tod des Pfarrers Megerlein war,
e treulos die Liſt des Hein von Czirnau, das empfindet zwar
r Erzähler, aber er fühlt noch nicht das Bedürfniß ſein Ur-
eil auszuſprechen, ja es fehlt ihm die Sicherheit und Gewandt-
it dazu. Noch iſt am wichtigſten, was geſchieht, nicht aber,
rum es geſchieht und in welchem innern Zuſammenhange.
ie Bewegungen einer Menſchenſeele bis zum Momente einer
at ſind noch nicht ſo durchſichtig oder nicht ſo imponirend,
ß ihre Schilderung lohnte. Und wie der Erzähler, empfinden
ch die Menſchen, von denen er ſpricht, einfach, naiv, kurz ge-
zt. Der ſchnell gewonnene Entſchluß wird gekreuzt durch
n übermächtigen Eindruck eines Augenblicks, der meißniſche
erhaufe, eben noch ſo tapfer, flieht in dem Grauſen der Nacht.
o lange Hoffnung iſt zu leben, ſpannt ſich die Seele erfinde-

risch zu List und Widerstand; schwindet die Hoffnung, so geht der Gefährdete entschlossen zum Tode. Auch der Pfarrer von seinen Beichtkindern verlassen, ermahnt noch die jungen Gesellen zum Widerstand, so klein seine Hoffnung ist sich zu retten, aber gegenüber der Zumuthung seines hussitischen Bekannten bleibt er ein Mann in elendem Tode. Wenig gilt das Menschenleben, hartherzig und grausam wird getötet, aber die Stube der Kindbettin ehren die stürmenden Böhmen und für genossene Freundlichkeit lohnen die Plünderer mit fast rührendem Eifer. Dicht neben zügellosem Egoismus steht heldenhafte Selbstverleugnung, neben roher Gesinnungslosigkeit der stärkste Glaubensmuth. Glaube und Eigennutz sind die starken Triebfedern, welche zum Handeln drängen, Liebe und Haß arbeiten rücksichtslos, vereinigend und trennend, belebend und tötend. Eng ist der Gesichtskreis des Einzelnen, aber sicher und tüchtig bewegt er sich auf dem bekannten Gebiet.

Die Böhmen sind lange Zeit die stärkeren, weil bei ihnen der Einzelne am stärksten erfüllt ist von den gewaltigen Gefühlen, welche zum Zusammenschluß treiben und über die egoistischen Triebe hinaus heben. Die Vereinigung von Glaube und Heimathgefühl macht ihren idealen Inhalt größer, ihren Haß gewaltiger. Aber auch dieser geistige Gehalt erscheint in der Gebundenheit einer unfreien Zeit. Die Hussiten sind nur ausnahmsweise bemüht zu bekehren, sie berauben und töten ihre Feinde, den Kelch bewahren sie für sich als eigene Habe, sie dringen ihn den Fremden nicht auf. Hundert Jahre später waren jeder Bürger, jede Kirchengängerin bereit und geübt für die Dogmen ihres Glaubens über Abendmahl, gute Werke und Gnade mit den Lippen zu kämpfen, Proselyten machen erschien als verdienstliche Arbeit für Geistliche und Laien. Aber der große Vertiefungsproceß der Nation hatte mit den Predigten Bruder Berchtolds und dem Scheiterhaufen von Costnitz erst begonnen, noch war der Geist des Volkes nicht geübt in den

kreiſen ſeiner Beweisführung, noch war die deutſche Volksſprache nicht zu gewandter Dialektik ausgebildet. Denn man glaube nicht, daß nur die Verſchiedenheit der Sprachen die Huſſiten gehindert hat. Wie heiß die Andacht, wie hoch die Begeiſterung einzelner Huſſitenhaufen war, die Krieger waren in der Regel noch unfähig zu disputiren und eindringlich vorzutragen, was ihr Gemüth bewegte. Erſt durch die Humaniſten und Luther kam ſolche Fertigkeit unter die Enkel der Huſſiten, die böhmiſchen Brüder.

Dieſe kleinen Blicke in die gemüthlichen Regungen des fünfzehnten Jahrhunderts ſeien ergänzt durch eine andere Erzählung, in welcher Leben und Seelenbewegung einer klugen und willenſtarken Frau kenntlich werden. Der Kreis, in welchem ſie auftritt, iſt der Hof einer deutſchen Kaiſertochter.

Wenige unſerer Hofchargen mögen in dem lebhaften Bewußtſein leben, um wie viel behaglicher, ſicherer und anſtändiger ihr Amt iſt als der Dienſt ihrer Vorgänger, denen Kaiſer Wenzel ſeine Stiefeln an den Kopf warf, oder Margarethe Maultaſch mit feſtgeſchloſſener Fürſtenhand einen Fauſtſchlag verlieh. Männer und Frauen vom Hofe mußten in früheren Jahrhunderten ſtarke Nerven und eine feſte Geſundheit haben, ſie mußten Hitze und Kälte, im Winter den Zug der ſchlecht verwahrten Wohnungen, im Sommer den tagelangen Ritt auf ſchweren Reiſekleppern mit lächelndem Munde ertragen; die Männer mußten ſtark trinken und die Fertigkeit beſitzen, ihre Beſinnung ſpäter zu verlieren als ihr gnädiger Herr, wenn ſie nicht von dieſem und andern fürſtlichen Gäſten begoſſen, mit Kohle bemalt und endlich mit Füßen getreten werden wollten; die Frau am Hofe mußte es nicht unbehaglich finden, mit Haufen ſtark betrunkener Männer von rohem Weſen zu ſcherzen, oder die Nachtruhe durch das Geklirr bloßer Schwerter und das Geſchrei einer empörten Volksmenge geſtört zu finden. Es begegnete wohl auch am Kaiſerhofe, daß einmal kein Geld auf neue Schuhe in der Kaſſe war und daß die ehrlichen Bürger

müde wurden, dem Hofe ihres Gebieters den nöthigsten Bedarf an Fleisch und Brod zu liefern. Fast alle größern Höfe führten noch ein Wanderleben, und auf der Reise waren schlechte Herbergen, grundlose Wege und zuletzt dürftige Kost nicht die größten Unbequemlichkeiten. Oft waren die Straßen unsicher, nicht selten die gute Aufnahme am Ziel der Reise zweifelhaft.

So roh aber und unbehilflich das Hofleben früherer Jahrhunderte uns erscheinen muß, es war im fünfzehnten Jahrhundert doch bereits in fortschreitender Ausbildung begriffen. Die Macht der Fürsten gegenüber den großen Vasallen war, im ganzen betrachtet, im Steigen. Schon gab es eine Hofluft mit sehr eigenthümlichem Parfüm, schon damals gab es eine feurige Loyalität und den starren Stolz hochadlichen Blutes; schon damals waren zwischen den Regierenden und ihrer nächsten Umgebung dieselben gemüthlichen Beziehungen vorhanden, welche noch jetzt an den Höfen charakteristisch sind: von oben zartes Vertrauen, von unten schrankenlose Hingebung, und im Gegenbild oben und unten perfider Egoismus und gegenseitige Verachtung, die sich hinter gnädigem Lächeln und unterwürfigem Wesen zu verbergen wußten. Und schon im fünfzehnten Jahrhundert begannen Sprache und Etikette viel von der Devotion zu zeigen, welche durch den Servilismus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts volle Ausbildung erfuhr.

Zwar sind es Bilder vom ungarischen Königshofe, welche hier vorgeführt werden, aber das Königsgeschlecht selbst und die Erzählerin sind Deutsche. Es ist der Hof der Königin Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismund's, Wittwe Kaiser Albrecht's von Oestreich, des im Jahre 1439 verstorbenen Königs der Ungarn. Das deutsche Kaisergeschlecht der Luxemburger ist seit Karl IV. wohl das ruhmloseste von allen, welche über Mitteleuropa geherrscht haben. In der Uebergangszeit aus der gewaltthätigen Politik des Mittelalters zu einer verfeinerten der Neuzeit vereinigte es die Laster und Nichtswürdigkeiten beider

Regierungsmethoden, ohne die charakteristischen Vorzüge von einer zu besitzen. Und nicht der Beste dieses Geschlechts war Kaiser Sigismund, gewaltthätig ohne Tapferkeit, hochfahrend ohne Selbstgefühl, intrigant ohne Energie, der gewissenloseste und dabei der launenhafteste aller Menschen; von großer geistiger Rührigkeit und Thatenlust, ohne Willens- und Arbeitskraft, brachte er in Unheil, was er anfaßte, und machte sein Leben zu einer Reihe von Verbrechen, Enttäuschungen, Demüthigungen und unverhofften Erfolgen, welche zuweilen schimpflicher waren als seine Niederlagen. Auch seine Tochter Elisabeth litt an dem Fluch ihres Hauses. Sie war eine kräftige, herrschsüchtige Frau, die, wie man erzählte, ihren Gemahl mit Härte bevormundet hatte, bei den Ungarn, deren Sprache sie fertig sprach, nicht unbeliebt. Aber auch ihr Schicksal war es, Ungarn in Schwäche und Verwirrung zu stürzen. Doch wie sie auch in der Geschichte verurtheilt werden muß, es scheint, daß sie etwas vor ihrem Vater und einer verworfenen Mutter voraus hatte, sie besaß ein sicheres Gefühl ihrer Hoheit und war, was ihre Eltern niemals waren, eine durchaus vornehme Dame. Diese Eigenschaft verhinderte sie zwar nicht aus politischen Gründen Unwürdigkeiten zu begehen, denen jede Zeit das Prädicat gemein gegeben hat, aber sie fesselte doch die Seelen anderer Menschen fest an die ihrige. Denn der Zauber, welchen eine wahrhaft vornehme Haltung auf andere ausübt, hat sich mehr als einmal als verhängnißvolles Surrogat besserer Eigenschaften, der bürgerlichen Redlichkeit und eines wahrhaft adlichen Sinnes, bewiesen.

So war auch eine ihrer Dienerinnen, Helene Kottanner*), ihr mit unerschütterlicher Treue ergeben. Sie war als Kammerfrau und Erzieherin der vierjährigen Königstochter zugleich die Vertraute und Rathgeberin ihrer Herrin. Eine warme Loya-

*) Der Name ihres Mannes. — Die „Kottner" „Kottenauer" waren ein fränkisches Geschlecht, fünf Mitglieder desselben sagten bei der großen Fehde von 1449—51 der Stadt Nürnberg ab. Vergl. Chr. D. Städte, II. S. 596.

lität und eine mütterliche Liebe zu dem kleinen Könige Ladislaus machten sie zur zuverlässigsten Parteigängerin der Königsfamilie. Sie entwendet für ihre Herrin heimlich die ungarische Krone, sie trägt den kleinen Ladislaus durch die Sümpfe Ungarns und die Waffen rebellischer Magnaten zu seiner Krönung und wird, als ihn das Schicksal von seiner Mutter trennt, seine Erzieherin. — Und nicht am wenigsten merkwürdig ist, daß dieselbe Frau in einer Zeit des rührigen Handelns, wo auch den Männern das Schreiben lästig oder unmöglich war, die wichtigen Ereignisse ihres Lebens und ihren Antheil an der Politik in Memoirenform niederschrieb. Die Verwunderung über einen so ungewöhnlichen Einfall steigert sich, wenn man das Bruchstück ihrer Denkwürdigkeiten, welches uns erhalten ist, näher betrachtet. Ihre Erzählung ist auffallend detaillirt, rücksichtslos, klar und wirksam.

Und doch ist kein Zweifel, daß das Bruchstück echt ist. Es wurde nach der Handschrift, die jetzt in der k. k. Bibliothek zu Wien (No. 2920) aufbewahrt wird, unter dem Titel: Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. 1439. 1440. Leipzig 1846. von Stephan Endlicher mit einigen erläuternden Bemerkungen herausgegeben. Aus diesen Denkwürdigkeiten sei hier die Hauptbegebenheit, der Raub der ungarischen Krone und die dadurch möglich gewordene Krönung des Kindes Ladislaus herausgehoben.

Zum Verständniß genügt es daran zu erinnern, daß die Krone des heiligen Stephan, „die heilige", bis in die neueste Zeit für das ungarische Volk eine geheimnißvolle Bedeutung hatte: nur durch sie konnte man der echte König von Ungarn werden. Und diese mystische Bedeutung hat, wie bekannt, noch in neuester Zeit der langen und traurigen Geschichte dieser Krone einige romanhafte Abenteuer zugesetzt. Damals als König Albrecht starb, hatte seine Wittwe Elisabeth den Erben, welchem die Ungarn schon vor Jahren die Nachfolge im Lande zugesichert

hatten, noch nicht geboren. In dem wilden und egoistischen Hader der einzelnen Aristokraten, welcher damals Ungarns Schicksale bestimmte, lassen sich doch im ganzen zwei große Parteien unterscheiden, die nationale, zu gleicher Zeit die aristokratische, und die deutsche, die Partei der Königsfamilie und der deutschen Bürgerschaften. Keine von beiden hat unveränderlich das beste Recht, doch ist nicht zu leugnen, daß die deutsche Partei zum Theil durch Elisabeth, noch mehr unter ihrem Sohne Ladislaus V. durch die größere Schwäche und Unzuverlässigkeit sich selbst vernichtet und in der glänzenden Person des Matthias die nationale Fraction zum Siege gebracht hat. Bei Albrecht's Tode war das Land nicht nur durch die Rohheit und die Gelüste seines Adels zerrissen, sondern auch von den Türken ernsthaft bedroht. Die nationale Partei vereinigte sich den König Wladislaus von Polen zum König zu machen, die deutsche suchte jede Möglichkeit dem deutschen Königsgeschlecht die Herrschaft zu erhalten. — Helene Kottanner erzählt:

„Ihre Gnaden die edle Königin kam auf die Plintenburg*) und viele ungarische Herren mit ihr. Sie gingen in das Gewölbe, trugen die Truhe mit der heiligen Krone herauf und nahmen die heilige Krone mit dem Gehäuse heraus. An diesem waren viele Siegel. Die brachen sie ab, nahmen die Krone heraus und sahen dieselbe recht genau an. Ich war dabei. Darnach nahmen sie die heilige Krone und setzten sie in eine kleine Kiste. Nun stand nahe bei derselben Kiste ein Bett, darauf lag die edle Königin mit schwerer Leibesbürde, und bei ihr in demselben Gemach lagen zwei Jungfrauen, die eine hieß Barbara, eines ungarischen Herrn Tochter, die andere hieß die

*) Das berühmte ungarische Königschloß Vissegrad, in einem Knie der Donau, vier Stunden nördlich von Buda-Pest. Dieser erste Besuch des Vissegrad durch die Königin fällt in die letzten Wochen des November 1439.

Fronacherin, ein Nachtlicht, auch eine Wachskerze bei ihnen, wie denn Gewohnheit ist bei den Fürstinnen. Nun war die Jungfrau in der Nacht aufgestanden, und weil sie übersehen hatte, daß das Licht umgefallen war, entstand Feuer in dem Gemach und es brannte an die Kiste, so daß diese versengt ward, und oben auf der Kiste lag ein blaues sammtnes Polster, darein brannte ein Loch, größer als eine Spanne. Und merket das Wunder, es war der König noch verschlossen in seinem Mutterleib, der die heilige Krone tragen sollte, und beide waren kaum zwei Klaftern von einander entfernt, die hätte der böse Feind gern mit der Feuersbrunst geschädigt, aber Gott war Hüter, der hat die Königin zu rechter Zeit aufgeweckt. Ich lag damals bei der jungen Königin. Da kamen die Jungfrauen, ich sollte schnell aufstehen, es brenne in dem Gewölbe, worin meine gnädige Frau läge. Ich erschrak gar sehr, stand eilig auf und eilte in das Gemach. Es war voller Rauch, und ich dämpfte und löschte das Feuer, ließ den Rauch heraus und füllte es wieder mit reiner Luft, daß die edle Königin die Nacht darin schlafen konnte. Des Morgens kamen die ungarischen Herren zu meiner Frau Gnaden; da sagte ihnen Ihre Gnaden, wie es ihr über Nacht ergangen war, und wie nahe es gebrannt hätte bei ihr und bei der heiligen Krone. Das nahm die Herren Wunder und sie riethen, man sollte die heilige Krone wieder in die Truhe thun und sollte sie wieder in das Gewölbe tragen, worin sie vorher gewesen war. Das geschah an demselben Tage. Die Thür ward wieder versiegelt wie zuvor, aber es waren der Siegel nicht so viele als vorher. Und die ungarischen Herren wollten haben, daß sie das Schloß ihrem Vetter Laßla Wan von Gara*) übergebe. Das geschah. Herr Laßla Wan von Gara nahm das Schloß ein und besetzte es mit einem Burggrafen.

*) Ban Ladislaus von Gara, Vetter der Königin Elisabeth.

Nachdem das alles geschehen, schied die edle Wittwe, meine gnädige Frau, nach Ofen, beladen mit schwerer Leibesbürde und umgeben von vielen Sorgen, denn die ungarischen Herren wollten nur, sie sollte einen Mann nehmen. Und es wollte Herr Laßla Wan, ihr Vetter, sie sollte den König von Polen nehmen; aber sie wollte nicht, denn ihr hatten alle ihre Aerzte gesagt, sie trüge einen Sohn — und darauf hatte sie Hoffnung, aber sie konnte die Wahrheit nicht wissen und konnte sich nicht darnach richten. — Und ihr ward gerathen den von Polen zu nehmen, und sie sollte unterdeß thun, was zu ihrem Besten wäre, man würde dann schon eine Aushilfe finden, daß sie davon käme. Da fing die edle Königin an zu denken und zu trachten, wie sie die heilige Krone von den ungarischen Herren weg in ihre Gewalt bringen könnte. Da hätten die ungarischen Herren gern gesehen, daß die edle Königin sich auf der Plintenburg in das Kindbett gelegt hätte. Das war Ihrer Gnaden nicht recht — und sie kam nicht auf das Schloß. Das that sie in stillem Ueberlegen, denn zunächst hatte sie Sorge, wäre sie auf das Schloß gekommen, so wäre sie mit Gewalt dort festgehalten worden, sie mit ihrem Kinde; und ferner sollte man desto weniger daran denken, daß sie nach der heiligen Krone trachtete. Deßhalb nahm die edle Königin ihre jüngste Tochter, Frau Elisabeth, aus dem Schlosse zu sich an den Hof und mich mit ihr und noch zwei Jungfrauen, und ließ die andern dort oben. Das nahm jedermann Wunder, warum Ihre Gnaden die Jungfrauen und ihr anderes Hofgesinde, das meiner jungen Frau zugegeben war, da oben ließ. Warum das war, das wußte niemand als Gott, Ihre Gnaden und ich.

Die edle Königin zog mit ihrer jungen Tochter Frau Elsbeth aufwärts nach Komorn. Auch Graf Ulrich von Cilly*) kam zu Ihrer Gnaden als ein treuer Freund, und sie beriethen

*) Ebenfalls Vetter der Königin und des Ladislaus von Gara.

ſich, wie man ein Mittel finden möchte die heilige Krone aus der Plintenburg herauszubringen. Da kam meine gnädige Frau an mich, daß ich es thun ſollte, weil niemand, dem ſie darin vertrauen möchte, die Gelegenheit ſo gut wüßte als ich. Darüber erſchrak ich ſehr, denn es war für mich und meine kleinen Kinder ein gefährliches Wagniß, und ich dachte hin und her, was ich darin thun ſollte, wußte auch niemand um Rath zu fragen als Gott allein; und ich gedachte, wenn ich es nicht thäte und es entſtände etwas Uebles daraus, ſo wäre die Schuld mein vor Gott und vor der Welt. So willigte ich ein auf der ſchweren Reiſe mein Leben zu wagen, und ich begehrte einen Gehilfen. Da wurde ich um Rath gefragt, wen ich dazu tauglich hielte. Da rieth ich zu einem, von dem ich glaubte, er wäre meiner Frau mit ganzer Treue ergeben, der war ein Kroat. Er ward in den heimlichen Rath gefordert und ihm vorgehalten, was man von ihm begehrte. Da erſchrak der Mann ſo ſehr, daß er die Farbe wechſelte, als ob er halb tot wäre, war auch nicht willig und ging hinaus in den Stall zu ſeinen Pferden. Ich weiß nicht, ob es Gottes Wille war oder ob er ſonſt ein Ungeſchick beging, es kam aber die Nachricht zum Hofe, er ſei ſchwer von dem Pferde gefallen. Und als es ſich mit ihm beſſerte, da machte er ſich auf und ritt weg nach Kroatien. Und die Sache mußte länger anſtehen und meiner Frau Gnaden ward traurig, daß der Schwachherzige jetzt um die Sache wußte, und auch ich war in großen Sorgen.

Als nun die rechte Zeit kam, in der Gott der Allmächtige ſeine Wunderwerke bewirken wollte, da ſchickte er uns einen Mann, welcher willig war die heilige Krone herauszugewinnen, der war ein Ungar und war genannt der .....*); der faßte die Sache weiſe, getreu und männlich an. Wir richteten zu, was wir zu der That bedurften, und nahmen etliche

*) Der Name ſcheint in der Handſchrift vernichtet.

Schlösser und zwei Feilen mit. Der mit mir sein Leben wagen wollte, der legte einen schwarzen sammtnen Bettrock an und zween Filzschuhe, und in jeden Schuh steckte er eine Feile, und die Schlösser nahm er unter den Rock. Und ich nahm meiner gnädigen Frau kleines Siegel, und ich hatte die Schlüssel zu der vordern Thür, denn bei der Thürangel war auch eine Kette und eine Klammer, daran hatten wir auch ein Schloß angeschlagen, ehe wir fortgingen, damit niemand anders ein Schloß dorthin schlagen möchte. Als wir nun bereit waren, sandte meiner Frau Gnade einen Boten voraus auf die Plintenburg und that dem Burggrafen und den Jungfrauen zu wissen, daß diese sich darnach richten sollten, und daß sie bereit wären nach Komorn zu fahren zu Ihrer Gnaden, sobald der Wagen käme. Als nun der Wagen bereit war, den man nach den Jungfrauen schicken wollte, und der Schlitten, worauf ich fahren sollte und er, der mit mir in der Sorge war, da ordnete man uns zwei ungarische Herren zu, die mit mir zu den Jungfrauen reiten sollten. Wir zogen nun hin; da kam dem Burggrafen die Kunde, daß ich nach den Jungfrauen käme. Ihn und das Hofgesinde meiner Frau nahm es Wunder, daß man mich fortließ von meiner jungen Herrin, weil sie noch klein war, denn man ließ mich nicht gern von ihr, das wußten sie alle wohl. Der Burggraf war ein wenig krank und hatte den Willen gehabt, er wollte sich zu der Thür legen, durch die der erste Eingang zu der heiligen Krone war. Da wollte Gott haben, daß sich sein Unwohlsein vergrößerte, und die Knechte durfte er nicht dahin legen, weil es doch in dem Frauengemach war. Er legte deßhalb ein leinenes Tüchel um das Schloß, das wir an der Angel angeschlagen hatten, und ein Siegel darauf.

Als wir nun auf die Plintenburg kamen, waren die Jungfrauen fröhlich, daß sie zu meiner Frau Gnaden reisen sollten, und richteten sich zu und ließen eine Truhe machen zu ihren Kleidern. Damit hatte man lange zu thun und pochte bis in

die achte Stunde. Und der mit mir war, der kam auch in die Frauenstube und hatte seinen Scherz mit den Jungfrauen. Nun lag ein wenig Holz vor dem Ofen, womit man einheizen wollte, darunter verbarg er die Feilen. Die Knechte aber, die den Jungfrauen dienten, hatten das unter dem Holze ersehen und fingen an miteinander zu raunen. Das hörte ich und sagte es ihm sogleich. Da erschrak er so sehr, daß er die Farbe wechselte, nahm die Feilen wieder zu sich und barg sie anderswohin, und sprach zu mir: „Frau, seht zu, daß wir Licht haben.“ Und ich bat eine alte Frau, daß sie mir etliche Kerzen gäbe, weil ich viel zu beten hätte, denn es war an einem Samstag Nacht und war der nächste Samstag nach Allermanns Fasching. — Ich nahm die Kerzen und verbarg sie in der Nähe. Als nun die Jungfrauen und jedermann schlafen war, da blieben in der kleinern Stube ich und die alte Frau, die ich mit mir gebracht hatte, die konnte kein Wort Deutsch und wußte auch von der Sache nichts, hatte auch vom Hause keine Kundschaft, und lag da und schlief fest. Da jetzt die Zeit war, kam er, der da mit mir in den Nöthen war, durch die Kapelle an die Thür und klopfte an. Da that ich ihm auf und schloß nach ihm wieder zu. Nun hatte er einen Knecht mit sich gebracht, der ihm helfen sollte, der hieß mit Taufnamen ebenso wie er, der hatte ihm geschworen. Und ich gehe hin und will ihm die Kerzen bringen, da waren sie verloren. Da erschrak ich so sehr, daß ich nicht wußte, was ich thun sollte, und fast wäre die Sache gescheitert allein des Lichtes wegen. Da bedachte ich mich, ging und weckte heimlich die Frau, die mir die Kerzen gegeben hatte, und sagte ihr, die Kerzen wären verloren und ich hätte noch viel zu beten. Da gab sie mir andere. Ich war froh, gab ihm die, gab ihm auch die Schlösser, die man wieder anschlagen sollte, und meiner gnädigen Frau kleines Siegel, womit man wieder zusiegeln sollte, und die drei Schlüssel, die zu der vordern Thür gehörten. Er nahm von dem Schloß das Tuch mit dem Petschaft, das der

Burggraf darauf gelegt hatte, öffnete, ging hinein mit seinem Diener und arbeitete stark an den andern Schlössern, daß das Schlagen und Feilen überlaut war. Und die Wächter und des Burggrafen Volk waren dieselbe Nacht gar munter in der Sorge, die sie um die Krone hatten, dennoch hat der allmächtige Gott aller Ohren verstopft, daß keiner von ihnen den Lärm hörte. Nur ich hörte alles wohl, und ich hielt unterdeß die Wache in großer Angst und Sorge. Und ich kniete nieder in großer Andacht und bat zu Gott und zu unserer lieben Frau, daß sie mir und meinen Helfern beistände. Doch hatte ich größere Sorge um meine Seele als um mein Leben, und bat zu Gott, wenn das wider Gott geschähe, so daß ich deßhalb verdammt werden sollte oder daß ein Unglück daraus für Land und Leute entstehen sollte, daß in diesem Fall Gott meiner Seele gnädig wäre und mich lieber hier zur Stelle sterben ließe. Als ich so bat, da klang ein starker Ton und ein Gerassel, als wenn viele mit Harnischen an der Thüre wären, durch die ich den eingelassen hatte, der mein Helfer war, und mir kam vor, als wollten sie die Thür aufstoßen. Da erschrak ich gar sehr, erhob mich und wollte die warnen, daß sie von der Arbeit abließen. Doch kam mir der Einfall zuerst an die Thür zu gehen, und das that ich. Als ich an die Thür kam, war das Getöse zu Ende und ich hörte niemand mehr. Da gedachte ich mir wol, daß es ein Gespenst war, und ging wieder an mein Gebet, und verhieß unserer lieben Frau eine Fahrt nach Zell*) mit barfußen Füßen, und so lange ich die Fahrt nicht geleistet hätte, so lange wollte ich am Samstag Nacht nicht auf Federn liegen; und ich spreche auch alle Samstag Nacht, so lange ich lebe, unserer lieben Frau ein besonderes Gebet und danke ihr für die Gnade, die sie mir bewiesen hat, und ich bitte sie, daß sie ihrem lieben Sohne, unserm lieben Herrn Jesus Christus, für mich danke wegen der großen Gnade, die mir

*) Maria-Zell in Steiermark.

ſein Erbarmen ſo offenbar bewieſen hat. Und da ich noch bei meinem Gebet war, da däuchte mich wieder, daß ein großes Getöſe und ein Geraſſel mit Harniſchen an der andern Thür wäre, wo der eigentliche Eingang in die Frauenſtube war. Da erſchrak ich ſo ſehr, daß ich vor Angſt am ganzen Körper zitterte und ſchwitzte, und dachte, es wäre doch nicht ein Geſpenſt, und während ich an der Kapellenthür geſtanden hätte, unterdeß wären ſie herumgegangen. Ich wußte nicht, was ich thun ſollte, und lauſchte, ob ich bei den Jungfrauen vielleicht etwas hörte. Ich hörte niemand. Da ging ich langſam die kleine Treppe hinab durch die Kammer der Jungfrauen an die Thür, wo der gewöhnliche Eingang in die Frauenſtube war. Als ich an die Thür kam, da hörte ich niemand. Da war ich froh und dankte Gott und ging wieder an mein Gebet, und dachte mir wol, daß es der Teufel war, der die Sache gern hintertrieben hätte.

Als ich mein Gebet vollbracht hatte, ſtand ich auf und wollte in das Gewölbe gehn und ſehn, was ſie thaten. Da kam mir der Mann entgegen, ich ſollte mich freuen, es wäre vollbracht. An der Thüre hatten ſie die Schlöſſer abgefeilt, aber an dem Gehäuſe waren die Schlöſſer ſo feſt, daß man ſie nicht abfeilen konnte, man mußte das Holz aufbrennen. Dadurch entſtand ein ſo großer Rauch, daß ich wieder in Sorge war, man würde dem Rauch nachforſchen; das verhütete aber Gott. Als nun die heilige Krone ganz frei war, da ſchloſſen wir die Thüre wieder überall zu und ſchlugen andere Schlöſſer anſtatt der Schlöſſer, die man gebrochen hatte, und drückten das Siegel meiner gnädigen Frau wieder auf, und die Außenthüre ſperrten wir wieder zu und legten das Tüchel mit dem Petſchaft wieder an, wie wir es gefunden hatten und wie der Burggraf es angelegt hatte. Und ich warf die Feilen in das Secret, das in der Frauenſtube iſt, darin wird man die Feilen finden, wenn man es aufbricht, als ein Wahrzeichen. Und die heilige Krone trug man durch die Kapelle hinaus, worin St.

Elsbeth in Gott ruht; dorthin blieb ich, Helena Kottannerin, ein Meßgewand und ein Altartuch schuldig, das soll mein gnädiger Herr König Laßla bezahlen. Mein Helfer aber nahm ein rothsammtnes Polster, trennte das auf, nahm einen Theil der Federn heraus, that die heilige Krone in das Polster und nähte es wieder zu.

Unterdeß war es fast Tag geworden, die Jungfrauen und jedermann standen auf, und wir sollten jetzt von dannen fahren. Nun hatten die Jungfrauen eine alte Frau in ihrem Dienst, und meiner Frauen Gnade hatte befohlen, man sollte dieser Frau ihren Lohn bezahlen und sollte sie zurücklassen, damit sie wieder heimginge nach Ofen. Als nun die Frau bezahlt war, kam sie zu mir und sagte mir, daß sie ein wunderliches Ding vor dem Ofen liegen gesehen, und sie wüßte nicht, was es wäre. Da erschrak ich sehr und sah wol, daß es etwas von dem Gehäuse war, darin die heilige Krone gestanden hatte, und redete ihr das aus den Augen, so gut ich konnte. Heimlich aber ging ich zum Ofen und was ich von Trümmern fand, warf ich in das Feuer, daß sie ganz verbrannten, und die Frau nahm ich mit mir auf die Reise. Es nahm jedermann Wunder, warum ich das thäte. Da sprach ich, das wollte ich auf mich nehmen und wollte ihr eine Pfründe zu Wien bei St. Märten von meiner gnädigen Frau erbitten, wie ich auch später that.

Als nun die Jungfrauen und das Hofgesinde bereit waren von dannen zu fahren, da nahm er, der mit mir in den Sorgen war, das Polster, worin die heilige Krone vernäht war, und empfahl seinem Diener, der ihm geholfen hatte, daß er das Polster aus dem Hause auf den Schlitten tragen sollte, worauf ich und er saßen. Da nahm der gute Gesell das Polster auf die Achsel und eine alte Kuhhaut dazu, die hatte einen langen Schwanz, der hing ihm hinten nach, und jedermann sah ihm nach und begann über ihn zu lachen.

Da wir aus dem Hause herab auf den Markt kamen, da

hätten wir gern gegessen, man fand aber nichts anderes als Heringe. Wir aßen ein wenig und man sang das gewöhnliche Amt (in der Kirche), so daß es schon weit am Tage war, und doch sollten wir an demselben Tage von der Plintenburg nach Komorn kommen — und es sind wol zwölf Meilen dahin. Als wir nun fahren sollten und aufsaßen, da nahm ich sorgfältig wahr, wo die Ecke des Polsters war, darin die heilige Krone lag, daß ich nicht darauf säße, und dankte Gott dem Allmächtigen für seine Gnade. Aber ich wandte mich dennoch oft um, ob uns jemand nachkäme. Meine Sorge nahm gar kein Ende und ich hatte viel Gedanken. — — Und als wir an die Herberge kamen, wo wir essen wollten, da nahm der Gutgesell das Polster, das ihm empfohlen war, und trug es mit mir an die Stätte, wo wir essen wollten, und legte es auf einen Tisch mir gegenüber, so daß es unter meinen Augen die ganze Zeit war, während wir aßen. Als wir gegessen hatten, nahm der Gutgesell das Polster und legte es auf den Schlitten wie zuvor, und wir fuhren vorwärts dahin bis in die finstere Nacht; da kamen wir an die Donau, die war noch mit Eis verschlossen, aber es war an einigen Stellen dünn geworden. Als wir nun auf das Eis kamen und wol mitten auf der Donau waren, da brach der Wagen mit den Jungfrauen ein und fiel um, und die Jungfrauen erhoben ein Geschrei und konnte eine die andere nicht sehen. Da erschrak ich sehr und fürchtete, wir müßten mitsammt der heiligen Krone in der Donau bleiben. Aber Gott war unser Helfer, daß kein Mensch unter das Eis kam, wol aber andere Dinge, die auf dem Wagen waren, davon fiel etliches unter das Eis in das Wasser. Da nahm ich die Herzogin von Schlesien und die besten Jungfrauen zu mir auf den Schlitten, und kam mit Gottes Hilfe über das Eis und auch alle die anderen. Als wir nun nach Komorn in das Schloß kamen, da nahm der, der da mit mir kam aus den Sorgen, das Polster mit der heiligen Krone und trug sie an eine Stätte, wo sie wol aufgehoben war.

Und da ich in die Frauenstube kam zu meiner gnädigen Frau, da ward ich von der edlen Königin schön empfangen. Die merkte wol, daß ich ein guter Bote gewesen war mit der Hilfe Gottes. — —

Als mich die edle Königin empfing, lag Ihre Gnaden im Bett und wollte ruhen, und sagte mir, wie es ihr am Tage ergangen war. Es waren zwei ehrbare Frauen von Ofen, zwei Wittwen zu Ihrer Gnaden gekommen, — die hatten zwei Ammen mit sich gebracht, die eine war Hebamme, die andere war die Amme, die das Kind mit der Brust nähren sollte, und diese Amme hatte auch ihr Kind mitgebracht, das war auch ein Sohn; denn es meinen die Weisen, die Milch sei besser von der Frau, die einen Sohn bringt, als von einer Tochter. Diese Frauen sollten mit Ihrer Gnaden nach Preßburg ziehen und sollten sie dort in dem Kindbett pflegen, denn nach der Rechnung sollte Ihre Gnaden noch eine Woche mit dem Kinde gehen. Ob die Rechnung geirrt hat, oder ob es sonst Gottes Wille war, — als ich mit der edlen Königin so sprach, da sagte mir Ihre Gnaden, daß die Frauen von Ofen sie in einer Wanne gebadet hätten, und daß ihr nach dem Bad sehr unwohl geworden sei. Da hob ich ihr die Hülle auf und sah, daß die Geburt nicht fern war. Und die Frauen von Ofen lagen weithin auf dem Markte, aber wir hatten dennoch eine Hebamme bei uns, die hieß Margaret, die hatte die Gräfin Hans von Schaumberg meiner gnädigen Frau zugeschickt, und sollte eine gar gute sein, wie sie auch war. Da sprach ich: Gnädige Frau, steht auf, mich bedünket wol, Ihr werdet morgen nicht nach Preßburg fahren. Da stand Ihro Gnaden auf und ging und begann sich vorzubereiten zu der schweren Arbeit. Da sandte ich nach der ungarischen Hofmeisterin, die war genannt Aessem Margit*). Die kam sogleich, und eine Jungfrau war da, die Fronacherin,

*) Margit azzoni, Frau Margaret.

und ich ging schnell nach der Hebamme, welche die von Schaumberg hergesandt hatte. Diese lag in der Stube meiner jungen Frau*), und ich sprach: Margaret, steht schnell auf, meiner gnädigen Frau Stunde ist gekommen. Die Frau antwortete wie aus schwerem Schlaf und sprach: „Heiliges Kreuz, wollen wir heute Nacht ein Kind bekommen, so werden wir morgen schwerlich nach Preßburg fahren", und wollte nicht aufstehen. Und der Streit däuchte mich zu lange, ich eilte wieder zu meiner gnädigen Frau, daß ihr kein Unglück geschehe, denn die zwei, die bei ihr waren, verstanden solche Dinge nicht. Da sprach meine gnädige Frau: „Wo ist die Margaret?" Ich sagte Ihrer Gnaden die thörichte Antwort der Frau, und Ihre Gnaden sprach: „Geht schnell wieder hin und heißt sie kommen, es ist kein Spaß dabei." Ich ging schnell wieder hin und brachte die Frau mit Zorn auf, und als sie zu meiner gnädigen Frau kam, da währte es nicht eine halbe Stunde, daß uns der allmächtige Gott einen jungen König schenkte. In derselben Stunde, wo die heilige Krone von der Plintenburg nach Komorn kam, in derselben Stunde ward der König Laßla geboren. Die Hebamme war gewitzigt und sprach: „Gnädige Frau, wollt ihr mir gewähren, warum ich euch bitte, so will ich euch sagen, was ich in meiner Hand habe." Da sprach die edle Königin: „Ja, liebe Mutter." Da sprach die Amme: „Gnädige Frau, ich habe einen jungen König in meinen Händen." Da ward die edle Königin froh, und hob ihre Hände auf zu Gott und dankte Gott für seine Gnade. Als nun die Kindbettin in ein Bett gelegt wurde, und niemand bei ihr war als ich allein, da kniete ich nieder und sprach zu der Königin: Gnädige Frau, Eure Gnaden hat Gott zu danken, so lange ihr lebt, für die große Gnade und Wunder, die Gott der Allmächtige bewirkt hat, daß der König und die heilige Krone in einer Stunde zueinander

*) Der vierjährigen Prinzeß Elisabeth.

gekommen ſind. Da ſprach die edle Königin: „Wol iſt es ein großes Wunder von Gott dem Allmächtigen, denn vor dieſem hat es nie gelingen wollen.“ —

Als nun der edle und getreue Graf Ulrich von Cilly inne ward, daß ihm ein König und Freund geboren war, ſein Herr und Verwandter, da ward er gar freudenreich und auch die von Kroatien und andern Grafen und Herren und alles Hofgeſinde. Und der edle Graf von Cilly ließ ein Freudenfeuer machen, und ſie fuhren mit den Windlichtern auf dem Waſſer und hatten ihre Freude bis über Mitternacht. Des Morgens früh ſandte man nach dem Biſchof von Gran, daß er kommen und helfen ſollte den jungen König zu einem Chriſten zu machen. Der kam, und der Pfarrer von Ofen, Meiſter Franz, war auch da. Und meine gnädige Frau begehrte von mir, auch ich ſollte Ihrer Gnaden Gevatterin werden. Da ſprach ich: Gnädige Frau, ich bin eurer Gnaden ſonſt allezeit Gehorſam ſchuldig, ich bitte eure Gnaden, nehmt die Aeſſem Margit. Das that Ihre Gnaden. Als man nun den edlen König taufen wollte, da nahm man der jungen Königin, Frau Eliſabeth, den ſchwarzen Rock ab, worin ſie um den hohen und theuern Fürſten König Albrecht getrauert hatte, und legte ihr ein goldenes Gewand an von rother Farbe, und die Jungfrauen alle mußten ſich zierlich kleiden, Gott zu Lob und Ehre, der Land und Leuten einen erblichen Herrn und König gegeben hatte.

Nicht lange darauf kam eine ſichere Botſchaft, der König von Polen ziehe heran und er hätte eine Abſicht auf Ofen, wie es denn auch war. Und wir mußten uns heimlich und eilends vorbereiten zu der Krönung. Da ſandte meine gnädige Frau nach Ofen nach goldnem Tuch für den kleinen König Laßla zu dem Gewande, das zu der Krönung gehört. Die Sendung aber dauerte zu lange und wir hatten Sorge, es würde ſich zu ſehr verziehen, denn die Krönung mußte an einem hohen Feſttage geſchehen, und Pfingſten waren die nächſten, die waren nicht

mehr weit, so daß man eilen mußte. Nun war ein schönes und großes Meßgewand da, es war Kaiser Sigismund's Rock gewesen, das war roth und golden und waren silberweiße Flecke hereingewirkt; das mußte man zuschneiden und machte dem jungen König sein erstes Kleid, das er zu der heiligen Krone anlegen sollte. Und ich nähte die kleinen Stücke, die Albe und das Humerale, die Stola und die Handfahne, und die Handschuhe und die Schuhe zu den Füßen, und die mußte ich in der Kapelle heimlich machen mit versperrter Thür. — —

*Als es nun Abend und jedermann in seiner Ruhe war, da sandte meine gnädige Frau nach mir die edle Frau Margaret Aessem, ich sollte bald zu Ihrer Gnaden kommen. Da erschrak ich sehr und dachte mir wol, daß es eine Widerwärtigkeit wäre. Die edle Königin ging allein hin und her in Gedanken und sprach zu mir: „Nun, wie wollet ihr rathen? unsere Sache steht nicht gut, man will uns den Weg versperren; wo wollen wir die heilige Krone hinbergen? Denn kommt sie in der Feinde Hand, so wird nichts Gutes daraus.“ Ich trat eine kleine Weile zur Seite, wollte mich bedenken und rief die Mutter aller Erbarmung, daß sie uns Gnade erwürbe bei ihrem Sohne, damit wir die Sache verständig anfaßten und kein Uebel daraus entstünde. Darauf trat ich wieder zu der edlen Königin und sprach: „Gnädige Frau, Eure Weisheit in Ehren, so dünkt es mich gut, Eure Gnaden weiß wohl, der König ist mehr als die heilige Krone; legen wir die heilige Krone in die Wiege unter den König, wo Gott den König hinführt, da kommt die Krone auch hin.“ Der Rath gefiel ihrer Gnaden wohl und sprach: „Wir wollen so thun, und wollen ihn selbst die Krone hüten lassen.“ Am Morgen nahm ich die heilige Krone und packte sie sorgfältig in ein Tuch und legte sie in die Wiege in das Bettstroh, da Seine Gnaden damals noch nicht auf Federn lagen, und legte dazu einen langen Löffel, womit man den Kindern Brei einmacht; das that ich deßhalb, wenn jemand in die

Wiege griff, daß er wähnen sollte, es läge etwas da, worin man dem edlen Könige seinen Brei machte.* — —

Am Dienstag Nachmittag vor dem Pfingsttage brach die edle Königin mit dem jungen König auf, und der edle Graf von Cilly und die Grafen von Kroatien und die Herzöge von Lindach. — — Da war ein großes Schiff, eine Plette, zugerichtet, darein stieg die edle Königin mit ihrem Sohn und Tochter und viele gute Leute mit ihnen, so daß die Plette ganz voll geladen, kaum eine Hand breit über dem Wasser war, so daß es ängstlich und gefährlich war, dazu kam ein großer Wind, doch half uns Gott mit Freuden über den Fluß. Den jungen König trug man in der Wiege und viere mußten ihn allein tragen, meistens geharnischte Männer, und ich, seine Dienerin, ritt neben der Wiege. Und man trug ihn nicht gar weit, da begann er sehr zu weinen und wollte in der Wiege nicht bleiben. Und ich stieg vom Pferde und trug ihn auf den Armen, und es hatte sehr geregnet, daß es böse zu gehen war. Da war ein frommer Ritter da, Herr Hans der Pilacher, der führte mich durch den Sumpfboden.

*Und wir zogen dahin mit großer Sorge, denn alle Bauern waren aus den Dörfern geflohen in das Holz, und die Bauern gehörten zum größten Theil den Herren, die uns feindlich waren. Deßhalb, als wir an den Berg kamen, stieg ich ab von dem Pferde und nahm den edlen König aus der Wiege und legte ihn in den Wagen, worin die edle Königin saß mit ihrer jungen Tochter, Jungfrau Elisabeth, und wir Frauen und Jungfrauen setzten uns im Kreise um das edle Geschlecht, wenn jemand in den Wagen schösse, daß wir die Schüsse aufhielten. Und wir hatten viel Fußknechte, die gingen zu beiden Seiten bei dem Wagen und suchten in den Büschen, ob jemand von den Feinden im Holz wäre, der uns schaden könnte. Und so kamen wir mit Gottes Gnade aus dem Berg, ohne daß jemand ein Leid geschah. Da nahm ich den edlen König wieder aus dem Wagen

und legte ihn in die Wiege, und ich ritt bei der Wiege. Und man trug ihn gar nicht weit, da begann er laut zu weinen und wollte in der Wiege und in dem Wagen nicht bleiben, und die Amme konnte ihn auch nicht beruhigen. Da nahm ich ihn auf den Arm und trug ihn ein gutes Stück Weg, und die Amme ging mit, bis wir müde waren, da legte ich ihn wieder in die Wiege, und der Wechsel währte, so lange wir über das Land zogen. Zuweilen regnete es, daß der edle König ganz begossen wurde, — ich hatte einen Pelzrock mit mir gebracht zu meinem Bedarf, und wenn der Regen zu groß war, deckte ich den Pelzrock auf die Wiege, bis er durchnäßt war, dann ließ ich ihn auswinden und deckte ihn wieder auf die Wiege, so lange er nöthig war. Zuweilen auch war der Wind so groß, daß es in die Wiege stäubte und der König die Augen kaum aufthun konnte. Zuweilen auch war es so heiß, daß er überall schwitzte, daß Tropfen auf ihm lagen, davon bekam er nachher viel Hitzblattern. — Und als wir an die Herberge kamen und es fast Nacht war und jeder gegessen hatte, da legten sich die Herren alle um das Haus, worin das Königsgeschlecht zur Herberge war, machten ein Feuer an und hüteten die Nacht, wie es Gewohnheit ist in dem Königreich Ungarn. Am anderen Tage zogen wir dahin nach Weißenburg.*

Als wir in die Nähe von Weißenburg kamen, ritt Mikloſch Weida von der freien Stadt uns entgegen wol mit fünfhundert Pferden. Und als wir in den Sumpf kamen, da fing der junge König wieder an zu weinen und wollte in der Wiege und im Wagen nicht bleiben, und ich mußte Seine Gnaden auf dem Arm tragen bis in die Stadt Weißenburg. Da sprangen die Herren von den Pferden ab und machten einen weiten Kreis von geharnischten Mannen und hielten bloße Schwerter in den Händen, und mitten in dem Kreis da mußte ich, Helena Kottannerin, den jungen König tragen, und Graf Bartholomä von Kroatien ging mir an der einen Seite und ein anderer an der andern

Seite, und geleiteten mich dem edlen König zu Ehren; so gingen wir durch die Stadt bis zur Herberge. Und das war am Pfingstabend.

Da sandte meine gnädige Frau zu den ältesten Bürgern — und ließ sie die heilige Krone sehn, und befahl zur Krönung zuzurichten, wie sichs gebührt und seit Alters Herkommen ist. Und es waren etliche Bürger da, die sich daran erinnerten, daß man Kaiser Sigismund auch gekrönt hatte, und die dabei gewesen waren. Am Pfingsttag Morgen stand ich früh auf und badete den jungen König und richtete ihn zu, so gut ich konnte. Da trug man ihn in die Kirche, wo man einen jeden König krönt, und es waren viel gute Leute da, Geistliche und Weltliche. Als wir in die Kirche kamen, trug man den jungen König zu dem Chor, die Thür aber am Chor war zugeschlossen, und die Bürger waren innerhalb, und meine gnädige Frau war außerhalb der Thür mit ihrem Sohn, dem edeln König. Meine gnädige Frau redete ungarisch mit ihnen und die Bürger desgleichen antworteten ungarisch Ihrer Gnaden wieder heraus, so daß Ihre Gnaden schwur anstatt ihres Sohnes des edeln Königs, denn gerade an demselben Tage waren Seine Gnaden zwölf Wochen alt. Als das nach ihren alten Gewohnheiten vollbracht war, thaten sie die Thür auf, und ließen ihren natürlichen Herrn und ihre Herrin hinein und auch die andern, die dazu befehligt waren, Geistliche und Weltliche. Und die junge Königin, Jungfrau Elisabeth, stand oben bei der Orgel, damit man Ihre Gnaden in dem Gedränge nicht verletzen möchte, denn sie war erst in dem vierten Jahre. Als man nun das Amt anfangen wollte, mußte ich den jungen König aufrichten, daß man Seine Gnaden firme. Nun war Miklosch Weida von der freien Stadt dazu bestellt den jungen König zum Ritter zu schlagen, deßhalb weil er ein echter Landsmann war. Der edle Graf von Cilly hatte ein Schwert, das war dick mit Silber beschlagen und vergoldet, darauf war ein Spruch gemacht, der lautete: Unver-

fehrt. Dies Schwert schenkte er dem jungen König, damit man Seine Gnaden damit zum Ritter schlagen sollte. Da nahm ich, Helena Kottannerin, den König auf meinen Arm, und der von der freien Stadt nahm das Schwert in die Hand und schlug den König zum Ritter, und maß ihm die Schläge wol zu, daß ich sie sehr in dem Arm empfand. Das hatte die edle Königin gemerkt, die stand neben mir und sprach zu dem von der freien Stadt so: „istemere nem misertem!“ d. h. auf deutsch: „Um Gotteswillen thue ihm nicht wehe!“ Darauf entgegnete er: „nem“, d. h. „Nein“, und lachte. Darauf nahm der hochwürdige Prälat, der Erzbischof von Gran, das heilige Oel und salbte das edle Königskind zum Könige. Da legte man ihm das goldene Gewand an, das dem Könige zukommt, der Erzbischof nahm die heilige Krone und setzte sie auf das Haupt des edeln Königs, und er, der jetzt in der heiligen Christenheit ist König Laßla, König Albrecht's Sohn und Kaiser Sigmund's Enkel, der ist am heiligen Pfingsttag mit der heiligen Krone von dem Erzbischof von Gran zu Weißenburg gekrönt worden. Denn sie haben in dem Königreich Ungarn drei Gesetze, und wo eines derselben abgeht, da meinen sie, daß das Königthum nicht rechtmäßig sei. Das eine Gesetz ist: ein König von Ungarn soll gekrönt werden mit der heiligen Krone, das andere: ihn soll krönen der Erzbischof von Gran, das dritte: die Krönung soll geschehen zu Weißenburg. — Und da der Erzbischof dem edlen König Laßla die Krone auf sein Haupt setzte und sie ihm hielt, hielt der König das Haupt ganz kräftiglich aufrecht, es wäre einem Jahrkinde genug geworden, und das wird selten gesehn an Kindern, die zwölf Wochen alt sind. Als nun der edle König gekrönt war am St. Stephansaltare, auf meinem Arm, da trug ich den König eine kleine Stiege auf eine Höhe, wie da Gewohnheit ist. Da las man die geschriebene Festordnung, die dazu gehört. Dazu fehlte ein goldenes Tuch, worauf der König nach der Gewohnheit sitzen soll. Da nahm ich eine Decke aus seiner

Wiege, die war roth und golden und war mit Hermelin gefüttert. – Während der edle König auf dem goldnen Tuch gehalten wurde, hielt ihm Graf Ulrich von Cilly die heilige Krone über dem Haupte, so lange man das Amt sang.

Der edle junge König hatte geringe Freude an seiner Krönung, denn er weinte mit lauter Stimme, daß man es durch die ganze Kirche hörte, und das gemeine Volk sich verwunderte und sprach: das wäre nicht eine Stimme, wie ein Kind von zwölf Wochen hätte, es wäre für ein Kind genug, das ein Jahr alt wäre, was er doch nicht war. Und der von der freien Stadt, Weida Mikloſch, ſchlug Ritter anſtatt des edlen Königs Laßla. Als das Amt vollbracht war, trug ich den edlen König wieder herab und legte ihn in die Wiege, denn er war müde geworden von dem Aufrichten. Darauf trug man ihn in die St. Peterskirche, dort mußte ich ihn wieder aus der Wiege heben, zu einem Stuhl tragen und niederſetzen, da Gewohnheit iſt, daß jeder König, der gekrönt wird, dort niederſitzen ſoll. Wieder trug ich Seine Gnaden herunter und wieder legte ich ihn in die Wiege. Und man trug den edlen König von der St. Peterskirche, und ein edles Geſchlecht folgte ihm alles zu Fuße nach bis in die Herberge. Nur allein der Graf von Cilly ritt, denn er mußte die heilige Krone tragen und über dem Haupt des edlen Königs halten, damit jedermann ſah, daß es die heilige Krone war, die dem heiligen Stephan und andern Königen Ungarns aufgeſetzt worden iſt. Und Graf Bartholomä trug den Apfel und ein Herzog von Lindbach trug das Scepter, man trug auch vor dem edlen König einen Legatenſtab, deßhalb weil er einen Theil von Ungarn zu Lehen hat von dem heiligen römiſchen Reich; man trug das Schwert, womit man Seine Gnaden zum Ritter geſchlagen hatte, man ſtreute auch Pfennige unter das Volk. Und die edle Königin ehrte ihren Sohn ſo hoch und war ſo demüthig, daß ich arme Frau an dieſem Tage vor Ihro Gnaden gehen mußte, zu allernächſt bei dem edlen König, deß-

halb, weil ich Seine Gnaden bei der heiligen Salbung und Krönung in meinem Arme gehalten hatte. — Als der edle König zur Herberge und zu seiner Ruhe gekommen war, da war Seine Gnaden müde von dem langen Aufrichten. Die Herren und jedermann gingen hinaus, und die edle Königin war allein bei ihrem Sohne. Da kniete ich nieder vor die Königin und mahnte Ihre Gnaden an die Dienste, die ich Ihrer Gnaden und dem edlen König und auch andern Kindern Ihrer Gnaden, dem edlen Fürstengeschlecht, gethan habe. Da bot mir die edle Königin ihre Hand und sprach: „Steht auf. Giebt Gott, daß die Sache gut wird und Erfolg hat, so will ich euch und euer ganzes Geschlecht erheben. Das habt ihr wohl verdient, ihr habt an mir und meinen Kindern gethan, was ich selbst nicht hätte thun dürfen noch thun können.“ Da neigte ich mich demüthig nieder und dankte Ihro Gnaden für den guten Trost.“

So weit Helena Kottanner. Zu der wortgetreuen Uebertragung ihres Berichts wird noch bemerkt, daß die Striche im Text Kürzungen andeuten, und daß die kleinen Begebenheiten der Krönungsfahrt, welche hier mit einem Sternchen bezeichnet sind, in der Handschrift bei der Rückreise erzählt werden.

Wie der Raub der Krone die Partei des Königs Wladislaus von Polen in Bestürzung setzte, und wie die Krone selbst von der Königin an Kaiser Friedrich III. verpfändet wurde, ist aus der Geschichte bekannt. Von den spätern Schicksalen der Helene Kottanner wissen wir nichts.

Hier interessirt am meisten jene Nachtscene, in welcher die heilige Krone der Ungarn entwendet wird, und die Gemüthsbewegungen eines starken Frauencharakters. Helene schwebt in Todesgefahr; merken die Wachen der Ungarn den Verrath, so fällt sie entweder unter den Säbelstreichen der Wüthenden, oder sie wird zum warnenden Beispiel gerichtet und schwerlich vermag die Königin ihren Tod abzuwehren, ja die Königin selbst

und die Interessen der österreichischen Partei erfahren eine verhängnißvolle Niederlage. Da ist belehrend, wie Angst und Gewissen in ihrer Seele arbeiten. Sie ist nicht ohne Empfindung dafür, daß sie an einem Frevel Theil hat, sie fleht zu Gott ihr auf der Stelle den Tod zu geben, wenn sie ein Unrecht thue, und das heißt damals noch nichts anders als dies: wenn ihre That andern zum Unheil sein sollte. Ihr Gott tötet sie nicht, folglich, so ist der Schluß ihrer beängsteten Seele, giebt er ihr Recht. Und jetzt sucht sie durch fromme Gelübde und Versprechungen an die himmlischen Gewalten den glücklichen Ausgang zu fördern. Aber inneres Ringen und Gewissenszweifel nehmen der Tochter des fünfzehnten Jahrhunderts sogleich eine sinnlich wahrnehmbare Gestalt an, sie werden ihr etwas Aeußerliches, Fremdes, das unheimlich gegen sie herandringt. Nicht vorzugsweise als Gedanken, welche einander anklagen und entschuldigen, beängstigen sie ihre Seele, als täuschende Erscheinung flößen sie ihr Entsetzen ein. Zum Waffengerassel der Gespenster oder des Teufels versinnlicht sich die Angst, und erst wo sie das grauenvolle Geräusch berichtet, versteht sie ausführlich zu erzählen.

Diese Art von Sinnenthätigkeit, welche mit dem Schein eines äußeren Lebens umkleidet, was furchtbar und unbegriffen in der eigenen Seele auffsteigt, ist allgemein und vorzugsweise charakteristisch für das Jugendleben jedes Volkes. Noch ist die Freiheit des Individuums nicht groß genug, den innern Kampf in Gedanken und Selbsterkenntniß zu lösen, der Proceß der Befreiung beginnt so, daß das Quälende als eine Erscheinung, ein fremder Feind bekämpft wird. In solchen Formen rang damals alle Welt mit dem eigenen Gewissen. So kämpfte Luther seine großartigen Kämpfe aus. Und wenn der unvergleichliche Dichter, welcher sich mit souveräner Freiheit aus dem englischen Volksgemüth des sechzehnten Jahrhunderts erhob, seine tragischen Helden mit den Schatten der Erschlagenen und mit dem Dolch,

dem Werkzeug ihrer Missethat, ringen läßt, so hatte solche „Einbildung", die wir als hoch poetische und geistvolle Erfindung betrachten, für ihn und seine Zuschauer noch eine ganz andere Wahrheit als die künstlerische. Man kämpfte damals so in Sünde und Zweifel. Und wenn die Geistergebilde Shakespeare's uns wol gar zu zahlreich werden, wie in Richard III.: alle, die damals mit Schrecken schauten, wußten sehr gut, daß solche Gestalten dem sündigen Menschen erscheinen und sein Haar sträuben.

11.

In den Turnierſchranken.

(Um 1480.)

Nach den Huſſitenkriegen war auf den deutſchen Burgen
e höfiſche Zucht faſt vergeſſen, welche für höchſt bäueriſch er-
irte, Nüſſe mit den Zähnen aufzuknacken, die Aepfel vom
tiel aus zu ſchälen und die Birnen vom Blüthenende. Die
achkommen jener höfiſch geſchulten ſtanden in dem Verdacht,
i ihren Trinkgelagen ungebratene Gänſe mit ſammt den
dern zu eſſen, einander aus ſehr unſaubern Geſchirren den
ein vorzutrinken und die Beine der Geſellſchaft unter dem
ſch zuſammenzubinden, damit keiner von der Bank weiche, was
n auch begegne.

Damals ſah es in weiten Landſchaften ſehr ſchlecht aus
t Bildung und Sittlichkeit der Schildbürtigen, welche als
ederer Adel den Edeln des Reiches zur Seite traten. Aber
tz dem Verderb einer großen Zahl waren ſie als Stand be-
achtet doch im Aufſteigen, auch ſie wurden von den Reformen
griffen, welche ſeit dem Scheiterhaufen des Huß in Kirche,
taat und Geſellſchaft änderten.

Wir dürfen in den landſchaftlichen Verbänden der Schild-
rtigen, welche aus den Rittergeſellſchaften des vorigen
ahrhunderts entſtanden, von den Fürſten begünſtigt oder an-
feindet, den erſten Fortſchritt erkennen. Die Reichsritterſchaft

beanspruchte als Corporation Vertretung auf den Reichstagen, auch die Lehnsleute, welche unter einem Landesherrn standen, wurden als Stand neben Vertretern der Städte, der Geistlichkeit und in einigen Landschaften, der Bauern zu Landtagen zusammenberufen, um dem Fürsten Steuern zu bewilligen, die er nicht mehr entbehren konnte, und um bei einem Theil der Gesetzgebung mitzurathen.

Nicht weniger half dem neuen Adel die größere Reichlichkeit des Lebens, die hohe Entwickelung des Handwerks und Handels, die Steigerung der Fürstenmacht und der Geldwirthschaft, endlich die stille Arbeit der Universitäten und die Erfindung des Bücherdrucks. Zwar die Aermeren wurden dadurch nur geärgert und niedergedrückt, Raub- und Fehdelust wurden denen nicht geringer, welche jetzt mit größerer Bitterkeit ihre dürftige und unsichere Lage empfanden. Wer aber mit besserem Landbesitz ausgestattet war, der bezog allmälig höhere Renten und suchte sich aus der Wegelagerei und dem Gezänk in den Burgen heraufzuarbeiten an einen Fürstenhof oder als reisiger Söldner bei einem größern Kriegszuge. War ein Geschlecht vollends durch städtische Verbindungen zu stärkerem Wohlstand gekommen, so wandte es auch Geld auf die ritterliche Erziehung seiner Söhne in der Fremde.

Es ist ein langsamer Fortschritt zum Bessern, aber er verdient die Beachtung der Nachkommen. Auch darum, weil er sich zunächst so vollzog, daß die Traditionen des alten Ritterthums wieder aufgenommen und nach Zeitgeschmack umgeformt wurden.

Es war natürlich, daß die Erhebung der wilden Gesellen vom Stegreif mit einer Steigerung des abschließenden Standesgefühls begann; die Neigung dazu war seit zwei Jahrhunderten vorhanden. Jetzt wird die Trennung des Landadels von den städtischen Geschlechtern viel schroffer, nur eine Anzahl derselben wird als gleichberechtigt angesehen, die Ausschließung

eines jeden, der im Verdacht steht Kaufmannschaft zu treiben, wird eifriger und gehässiger. Strenger wurden auch die Ansprüche, welche die geistlichen Stifter an standesmäßige Geburt ihrer Mitglieder machten: sie verlangten nicht mehr vier, sondern acht Ahnen, und es war natürlich, daß sich diese Forderung in den nächsten Generationen auf sechzehn und zweiunddreißig steigerte; einzelne derselben, z. B. das vornehme Stift zu Straßburg, schlossen sich freilich ganz gegen den niedern Adel ab. Und den geistlichen Ritterorden wurde gar durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV. vom Jahre 1483 befohlen, nur Altadliche von Vater und Mutter Seite her in den Orden aufzunehmen, bei Strafe des Bannes für die Hochmeister. So geschah es, daß man auf den Burgen überall die alten Schildzeichen mit Ehrfurcht betrachtete, und daß die beschwerliche Kunst der Herolde für Männer und Frauen höchste Bedeutung gewann. Und die Deutschen erlangten in dieser Zeit den Ruhm, welchen sie nur mit einem Theil der Spanier und Franzosen theilten, daß bei ihnen auch rittermäßiges Herkommen der weiblichen Vorfahren zu altem Adel nothwendig sei.

Noch bestand die Ritterwürde als persönliche Ehre mit einigen der alten Vorrechte: den goldenen Sporen, dem Prädicat „Herr", der Pflicht einen Knecht als Schwertträger zu halten, und bei Feldzügen mit einer „Gleve" oder einem „Spieß", das heißt mit zwei oder drei reisigen Wappnern in's Feld zu ziehen. Aber diese Würde war ein Schmuck der Wohlhabenden und Ansehnlichen des Standes geworden, sie wurde von der großen Mehrzahl des Adels nicht mehr erworben, ja nicht einmal begehrt. Denn die wesentlichen Vorrechte des Schildamtes, das Turnierrecht und das werthvollere Recht des Eintritts in Präbenden und geistliche Stifter, hingen nicht mehr von der Ritterwürde ab, sondern von rittermäßiger Herkunft und der Zahl der Ahnenschilde. Der Schildgeborne, der die goldnen

Sporen nicht trug, hatte sich im vorigen Jahrhundert Wappner oder Edelknecht genannt, seit 1450 wurde allmälig die Bezeichnung Junker üblich*).

Der Adel wurde jetzt häufig an neue Leute durch Briefe ertheilt, auch die Ritterwürde als höhere Ehre; sogar die Gelehrten, welche die Doctorwürde auf einer Universität erworben hatten, beanspruchten Adelsrecht, und der Kampf der älteren Familien ging dahin diese neuen da fernzuhalten, wo sie selbst in der Mehrzahl waren, aus Präbenden, geselligen Vereinen, Trinkstuben und dem Turnier. Durch Schwertschlag wurde die Ritterwürde nur noch bei besonderen Gelegenheiten ertheilt. Zunächst bei großen Hoffesten, am ehrenvollsten bei einer Kaiserkrönung in Rom. Dort zogen nach der Krönung Kaiser und Papst auf die Tiberbrücke, und der Kaiser schlug selbst den Ehrenschlag, zuerst seinen Fürsten, dann vielen andern. Dann vor der Schlacht; aber es war bezeichnend für die Zeit, daß den jungen Rittern erlassen wurde in der ersten Schlachtreihe ihre Sporen zu verdienen. Auch die Erinnerung an die Kreuzfahrten bestand fort; seit der deutsche Orden in Preußen klein geworden war, suchte der ritterlustige Gesell den Rittergurt gegen die Mauren in Spanien, gegen die Türken in Ungarn, bei den Johannitern zu Rhodus, am liebsten im heiligen Lande.

Dazu fuhr er auf einer Galeere der Venetianer oder Genuesen über Rhodus nach dem heiligen Land. Hatte er keinen

---

*) Ueber das Zahlenverhältniß der Ritter zu den Junkern fehlt es an statistischen Angaben. Im Jahr 1397 waren bei dem Fürstentage zu Frankfurt versammelt 32 Herzöge und Fürsten, über 150 Grafen und Herren, 1300 Ritter, 3700 Edelknechte. Außerdem 450 vornehme Laien (Gelehrte, Rathmänner u. s. w.). Aber da bei solchem Tage nur die Ansehnlichen erschienen, wird das Verhältniß für jene Zeit höchstens wie 1 : 5 anzusetzen sein, um 1450 war es muthmaßlich nicht einmal 1 : 10. Nur die gelegentlichen Unterschriften in Urkunden geben einen Anhalt.

Schwertpathen, der den Schlag thun durfte, in seiner Reisegesellschaft, so suchte er durch Empfehlungen der Rhodiser in Cypern oder an der Küste eine solche Bekanntschaft, er war fast sicher unterwegs gute Gesellen zu finden. Die Reise nach Jerusalem geschah unter türkischer Bedeckung, aber für den Ertrag der Pilgerfahrten waren auch die Heiden Machumeds nicht unempfänglich, der Pilger konnte hoffen unbeschädigt in Jerusalem abgeliefert zu werden. Dort kehrte er in einer der zahlreichen Tavernen ein, welche wohlhabenden Pilgern gute Bequemlichkeit boten, — der Wirth zum goldenen Stern und seine Frau wurden zu ihrer Zeit sehr gerühmt, sie waren zwar machumedisch, aber ordentliche Leute, Speisen und Pflege gut, man konnte auch bei ihnen sein Geld wechseln, rheinische Gulden und Ducaten. In der Taverne zog der Wandrer sein Büßerkleid an, wallte demüthig zur Klosterkirche am heiligen Grabe und stellte sich mit dem Ritter, welcher den Schwertschlag übernommen hatte, dem Guardian vor. Dieser vielerfahrene Herr behandelte das Geschäft würdig; er nahm zuerst, wie Brauch war, dem Candidaten die Beichte ab — den Deutschen fiel auf, wie leicht die Pönitenz gemacht wurde —, dann trugen die Mönche Schlüssel, Schwert und Buch herzu, dem Pilger wurde aus dem Buche die Ordnung des Ritterstandes verkündigt und die Rittermesse vor ihm gelesen. Darauf schloß man ihm das heilige Grab auf, dort kniete er auf seinem Stabe nieder, und betete — wenn er ein Deutscher war — gewiß inbrünstig mit hochklopfendem Herzen. Dann schlug der bestellte Ritter mit Erlaubniß des Guardians den Pilger, der Hutkappe und Mantel abgelegt hatte, zum Ritter, der Guardian sprach den Segen. Zuletzt kam der fromme Bruder Tresler mit einem Buch und erhielt sechs bis zwölf Ducaten für die Feierlichkeit. Dadurch erhielt der Geweihte die ruhmvollste Ritterwürde der Christenheit, er wurde Ritter des heiligen Grabes. Kam der neue Ritter auf der Rück-

fahrt nach Rhodus oder an einen deutschen Fürstenhof, so war Brauch, ihm zu seiner Ritterschaft ein Geschenk zu machen, Armbrust, Schwert oder Gewand.

Wie unwesentlich aber die alte Reiterwürde für Krieg und Frieden geworden war, erkennt man daraus, daß die, welche den Ritterschlag bei einem Hoffest erhalten hatten, erklären durften, ob sie den Ritter annähmen oder nicht. Häufig wurde er nicht angenommen, weil er zu standesmäßigem Aufwand mit Knecht und Rossen nöthigte. Denn der Edelknecht oder Junker empfing Roß und alte Hofkleider von seinem Herrn und diente im Felde mit seinem Pferde und einem Roßbuben. Das ziemte dem Ritter nicht mehr. Es kam deßhalb vor, daß derselbe Mann mehre Mal die Würde erhielt und fallen ließ. Wilibald von Schauenburg z. B. wurde nach seiner Versicherung (etwa seit 1468) drei Mal zum Ritter geschlagen.

Für die erste Bildungsschule eines adlichen Kindes galt wie in alter Zeit, der Fürstenhof. Hatte der Vater gute Verbindungen, so wurde der Sohn Knabe im Dienst eines vornehmen Herrn oder seiner Gemahlin mit einer gewissen Reihenfolge der Dienstleistungen, aus dem Boten wurde der Vorschneider und Tischdiener, der die Teller zu wechseln hatte, die Speisen zu rücken und das Handtuch nach Tische zwischen Leib und Waschbecken zu halten. Wuchs er heran und erwies er sich tüchtig, so bekam er wohl das vertraute Amt der Schlüssel und wurde ein Kämmerer seines Herrn. Jetzt gehörte er zum Gefolge, trank, jagte, verstach seine Speere und tanzte in dem Zimmer der Herrin mit dem adlichen Frauenzimmer des Hofes, während Herr und Herrin auf erhöhtem Raum Karte oder Schach spielten, die Windspiele der Fürstin dazwischen bellten, ein Pfeifer und ein Geiger Musik machten und ein Hofbedienter das neugierige Volk aus Küche, Stall und Straße mit einem Stock in das Gesicht schlug, wenn es die Thür aufriß um hereinzugucken.

Am Fürstenhofe erhielt der Diener leicht die Ritterwürde. Wollte er sie annehmen, so bät er seinen Vater um die Ausstattung, welche viel Geld kostete, drei bis vier Rosse, einen Knecht, Harnisch und Festkleider. Damit war seine höfische Erziehung vollendet.

Als ein tüchtiger Mann hielt er jetzt für träge, sich in der Ruhe des Hofes zu verliegen, in den Herbergen zu sitzen und mit dem Frauenzimmer seiner Herrin zu äugeln. Er frug umher, wo in der Nähe oder Ferne eine Kriegsfahrt Gelegenheit zu reisiger Arbeit gab. Mächtig zog es ihn immer noch in die sagenhafte Ferne zu Abenteuern unter fremden Völkern. Solche Fahrten waren eine Lieblingsunterhaltung bei Hofe, wie in der Hinterstube des Kaufmanns; nicht nur von dem Osten, auch von Paris, England und Spanien wurde gern erzählt. Schon damals waren die großen deutschen Fürstenhäuser mit den übrigen Königen Europa's eng verschwägert, und in jeder Landschaft saßen Bauern, die eine Wallfahrt nach Rom oder zu dem finstern Stern von San Jago gewagt hatten. Kam nun die Botschaft, daß der türkische Kaiser einen Zug gegen die Johanniter beabsichtigte, oder die Könige in Spanien und Portugal einen Krieg gegen die Mauren, so suchte der junge Edelmann gern einen Genossen für die Fahrt und warb bei dem Fürsten, dem er gedient hatte, um „Vorschriften und Förderniſſe", die Empfehlungsbriefe. Diese wurden dem Wohlhabenden gern gegeben, denn die Reise galt für ein rühmliches Unternehmen und brachte auch dem Fürsten Ehre. Dann zog die Gesellschaft mit einem Herold, welcher fremder Sprachen kundig war und den Fourier und Dolmetsch machte, mit einigen Reisigen und einem Packknecht in die Ferne. An fremdem Hofe wurde der Reisende huldreich empfangen, zu Tanz und Ritterspiel gezogen und wohl tractirt. Kam er zu einem Kriegszug zurecht, gelang ihm sich dabei tapfer zu erweisen und nahm er nach Beendigung Urlaub, so erhielt er ein Geld-

geſchenk oder Goldſtoff und Sammt zu Kleidern, und vielleicht die „Geſellſchaft“ des fremden Herrn, ſeinen Orden, wie ſie im fünfzehnten Jahrhundert an den meiſten Höfen vertheilt wurden, ſogar vom kleinen König von Cypern, und der König in Spanien hatte bereits drei von dieſer Art. So reiſte Georg von Ehingen (um 1450) nach Rhodus, ſpähte dort ein Jahr ungeduldig von den Mauern der Veſte und den Galeeren des Ordens nach einer türkiſchen Flotte, durchfuhr das heilige Land und beſah das Königreich Cypern, und zog nach der Heimkehr wieder an die Höfe von Frankreich, Navarra und Portugal, ging von da mit einer Schaar zur Unterſtützung der Beſatzung von Septa nach Afrika, half die Stadt gegen ein großes Maurenheer vertheidigen, tötete einen tapfern Mauren im Zweikampf mit Speer und Schwert, machte darauf einen Einfall der Spanier in Granada mit, beſuchte auf der Heimreiſe den engliſchen und ſchottiſchen Hof und kehrte ruhmvoll und reich beſchenkt zurück. Er fand im König Ladislaus von Ungarn einen öſtreichiſchen Prinzen, im König von Portugal einen Bruder ſeiner Kaiſerin, in Schottland den Bruder der öſtreichiſchen Herzogin Albrecht, in der Königin von Schottland eine Herzogin von Geldern.

Freilich nicht immer war in der Fremde Gelegenheit zu Heldenthat, auch lag ſolche nicht jedem am Herzen. Aber der Deutſche war ſicher, in Frankreich überall Deutſche von Adel zu treffen, in anderen Ländern wenigſtens an der Küſte Landsleute aus Niederdeutſchland.

Kam der Reiſende in die Heimath, ſo wurde ſeine Reiſe die beſte Empfehlung zu einem anſehnlichen Dienſt am deutſchen Fürſtenhofe, denn der Deutſche, welcher von fremden Fürſten höflich behandelt war und wohl gar fremde „Geſellſchaften“ heimbrachte, erſchien dem deutſchen Landesherrn damals ehrenwerther, und er gab ihm gnädig auch ſeinen „Salamander“, oder, wenn der Heimgekehrte nicht ſtarker Neigungen zum Trunk und zur Wegelagerei verdächtig war, ſogar ſeinen „Schwan“.

Im Hofdienſt und am eigenen Heerd war für den Edelmann jetzt die Zeit gekommen, ſich aus gutem Hauſe ein Weib zu werben. Aber noch hing etwas von dem alten phantaſtiſchen Treiben des dreizehnten Jahrhunderts an ſeinem Leben. Er hatte ſeinen Knabendienſt und ſeine Fahrten in der Fremde mit der Empfindung gemacht, daß er ganz auf den Wegen des Herrn Parcival und Herrn Iwein fahre, und jede Begegnung mit einem franzöſiſchen Reiſigen oder gar mit einem Mauren und Türken betrachtet wie das Abenteuer eines Tafelrunders mit einem Mohrenkönig. In der Heimath hatte er jetzt wieder die trödelhafte Empfindung, daß ihm Minnedienſt bei einer vornehmen Frau zieme. Nun war in den zweihundert Jahren ſeit Gottfried von Straßburg jene Poeſie, welche bedenkliche Verhältniſſe durch glänzende Farben geſchmückt hatte, völlig verloren. Den vornehmen Frauen war jeder Anflug von literariſcher Bildung entſchwunden, der ſie einſt allzuempfänglich für die zierlichen Lieder eines ritterlichen Sängers machte. Die meiſten der deutſchen Fürſtinnen hatten ſo wenig gelernt und geleſen wie ihre Männer, ſie verſtanden dagegen zu rechnen wie ihre ganze Zeit, und überzählten nicht nur die Stücke Goldſtoff in ihrer Truhe und die Gulden, welche ihnen von einer Stadt als Gaſtgeſchenk überreicht wurden, ſondern zuweilen auch die Töpfe mit kunſtreich eingeſottenen Quitten und Amarellen. Die aber eine reichere Bildung hatten, laſen jetzt ſtatt der Geſchichte von Triſtan einen Tractat des Pater Ecſtaticus, eine Predigt von Tauler oder die Nachfolge Chriſti des Thomas Hamerken von Kempen. Und wieder der ritterliche Mann war im Grunde ein derber Geſell von geſundem Menſchenverſtand und ſcharfen Sinnen, der ebenfalls den Goldwerth eines geſchenkten Ringes genau abſchätzte, in Neigungen und dem Ausdruck ſeiner Gefühle ſeinem vertrauten Knechte nicht ſehr überlegen.

Demungeachtet galt aufſtrebenden Männern des niedern

Adels die geheime Verbindung mit einer vornehmen Frau immer noch für ein wünschenswerthes Stück Ritterthum. Das Geheimniß lockte, die Gefahr und die Verehrung vor stattlichem und majestätischem Wesen, und leider wohl auch die eitele Freude über den herkömmlichen Schmuck, den die Unbekannte seiner Rüstung zufügte, und der ihm vor seinen bäurischen Genossen ein Ansehen gab. Es war nicht schön und kein Vortheil für den jungen Helden, wenn ihm die goldene Kette, welche die heimliche Herrin schenkte, und das Geld, welches sie ihm für seine rittermäßige Ausrüstung zuwies, eine große Wichtigkeit gewannen. Er ritt also wohl um sie zu sehen viele Meilen weit, verkleidete sich, kroch Mauern hinauf und brachte Tage in ihrem Verstecke zu, nicht ohne sehr natürliche Verlegenheit und Bedrängniß, und er putzte sich und sein Roß mit ihren Geschenken. Aber zuverlässig dauerte solche veraltete Hingabe nicht lange.

Auch fand er mit geringer Mühe Frauen für eine ehrlichere Neigung. Die Häuslichkeit auf den Burgen war besser geworden. Der Respect vor Ahnen beschränkte das Urtheil des Junkers in vielem, einen Vortheil hatte der heraldische Unfug doch gehabt, er hatte die Frauen und Töchter der Rittermäßigen unleugbar gehoben. Vielleicht nicht in ihrer Bildung; es ist auffallend, wie ganz und gar nicht in biographischen Aufzeichnungen und localer Geschichte jener Zeit von den Burgfrauen die Rede ist. Aber die Ansprüche, welche die Frau an den Mann machte, waren gesteigert, seit sie auf die Schilde ihrer Ahnen stolzer war als er, und ähnliche Privilegien in Kleidung, in Zahl der Gerichte und im Vorrang vor andern Frauen beanspruchte. Sie war nicht mehr wie sonst die Haushälterin des umherfahrenden Frauenritters und im besten Fall die Kammerfrau einer Gräfin, sie fuhr oder ritt mit ihrem Hausherrn zu Hofe, begleitete ihn zum Turnier und bildete mit den schildbürtigen Frauen ihrer Landschaft einen Chor, welcher die

Händel der Männer, den Streit der Gesellschaften, einen Ausschluß Unwürdiger und die Preise, endlich die Freude über einen Sieg der heimischen Landschaft leidenschaftlicher durchfühlte, als die Speerbrecher selbst. Auch die Frau des Vasallen nahm die Huldigungen junger Kämpfer als Edelfrau an, ihr Beifall und ihre Neigung wurden werthvoll. Das war in manchen Fällen ein trüber Quell der Selbstachtung und brachte ihre Sittsamkeit in ähnliche Versuchungen, wie einst das einsame Hausen auf der Burg unter Knechten. Es war doch ein großer Fortschritt für Mädchen und Frauen, daß die Männer ihnen daheim und in Gesellschaft größere Ehre erwiesen.

Die Frauen heiratheten jung und die Ehen waren kinderreich; sorgfältig erwogen erfahrene Mütter und Basen vor der Vermählung die Gesundheit und Beschaffenheit der Braut, Töchter von zartem Leibe wurden dem himmlischen Bräutigam überwiesen und oft als kleine Kinder in dem befreundeten Kloster geborgen. — Das Jahrhundert war frivol, genußsüchtig und zuchtlos, das Maß, wornach Ehrbarkeit und gute Sitte der Frau gemessen wurde, war ausnehmend niedrig. Aber dies kleine Maß wurde von den Deutschen auf den Burgen und in den Städten weit fester gehalten, als in den Nachbarländern, wo die Unsittlichkeit der Frauen und grade der anspruchsvollen sehr arg war. Wir haben ein Recht anzunehmen, daß Häuslichkeit und Ehe der Deutschen ein wenig mehr Poesie und Selbstachtung erhalten hatten, als in den früheren Jahrzehnten, aber wir erkennen diesen Fortschritt fast nur aus einer gesteigerten Empfindung für das Wohlbehagen im Hause. Der Ofen ist allgemein geworden, ihn umgeben behäbige Sitze und die Bank, die Glasscheiben der Fenster schließen auch die Burgstuben ab, der Hausrath ist ziemlich reichlich und wird immer schmuckvoller und zierlicher. Es ist wenig von Glas und Holz auf das Herz des Menschen zu schließen,

aber wir sehen doch, daß der Deutsche seit 1450 ein Vergnügen darin findet, sein Haus nicht nur auf der Außenseite für die Fremden, sondern auch im Innern für Weib, Hausgenossen und sich selbst zu schmücken. Hat ihm aber sein Hausleben so viel größere Wichtigkeit erhalten, so ist das ebensowohl Verdienst der Frau als ein Vortheil für sie.

Auf den Burgen war freilich der unruhige Sinn immer noch in die Ferne gerichtet. Nicht nur nach dem Fürstenhof, nach den Staubwolken der Landstraße und dem Hinterhalt im Walde, auch nach den großen Gesellschaften für die alte Ritterkunst, welche der niedere Adel jetzt mit besonderem Stolze hervorsuchte. Seit Ulrich von Lichtenstein waren die Turniere nur von Städten und Fürsten veranstaltet worden, immer seltener, sie waren in Deutschland fast vergessen. Da werden sie um 1479 auf einmal wieder lebendig, nicht zuerst durch Fürsten, sondern durch den niedern Adel, dessen Ahnen, wie man annahm, 250 Jahr früher dieselben Künste geübt hatten. Ob der glänzende Hof Herzog Karl's von Burgund, ob der ritterliche Albrecht Achilles, ob ein Aufflackern der alten Romantik in der Literatur die Richtung darauf gab, die nächste Veranlassung ging von der kleinen Gesellschaft „des Spängleins" um Nürnberg aus, fast der einzigen, die im vierzehnten Jahrhundert den Idealismus des alten Ritterthums vertreten hatte. Ihre Mitglieder veranlaßten das erste Turnier in Würzburg, übernahmen die Leitung und die Spängler erhielten den Preis. Seitdem rührten sich in den „vier Landen" der Ritterschaft: Schwaben, Franken, Rheinland, Baiern, alte Vereine oder neu eingerichtete, es constituirten sich zwölf löbliche Turniergesellschaften mit Banner und Zeichen, zum Theil unter gewählten Königen; in Schwaben die Gesellschaft des Fisch und Falken, der Krone, des Leitbracken und Kränzel, des Esels, des Wolfs; in Thüringen und Franken außer der Spange die Gesellschaft des Einhorns und des Bären; in Rheinland des Windhunds und des gekrön-

en Steinbocks*); endlich die große bairische Genossen-
chaft, welche Zeichen und Bundesnamen öffentlich nicht führte,
ie aber kurz darauf (1488) eine Zahl ihrer Mitglieder
egen die Uebergriffe Herzog Albrechts noch einmal zu einer
olitischen Gesellschaft, dem Löwenbund vereinigte, dessen
Zeichen ein Löwe an silberner Kette war. — Schon früher
hatten die Fürsten neue Gesellschaften gestiftet nach dem Muster
es Goldenen Vließes, welches Philipp von Burgund 1431 ein-
richtete, zunächst Herzog Albrecht von Oestreich die Gesellschaft
om weißen Adler (1433), Kurfürst Johann von Brandenburg
ie vom Schwan (1440), Herzog Sigismund von Oestreich die
om Salamander (1450), andere Fürsten folgten.

Auch die Mitglieder der Turnierkränzchen trugen ihre Gesellschaft, „das Kleinod", an Hals oder Brust und wie es scheint auf dem Helm, und hielten bei Turnierhändeln fest zusammen. Man konnte Mitglied mehrer Gesellschaften sein, die Zeichen waren begehrt als Beweis ritterlicher Herkunft, sie wurden durch unehrliche That, wie Diebstahl und Missethat gegen Frauen, verwirkt. Als Peter von Hagenbach, Hauptmann Karls von Burgund, durch den Bund unter Sigismund von Oestreich gerichtet ward, wurde ihm seine Ehre und Ritterorden, die Gesellschaft vom Halse, das Schwert von der Seite, die Sporen von den Füßen abgerechtet und er dem scharfen Richter übergeben, damit ihm dieser den Kopf abhaue.

Bei den neuen Turnieren war die Theilung, d. h. die Wappenschau und Annahme in die Parteien des Spiels eine ernste Angelegenheit geworden, um welche viel gestritten und vielleicht Blut vergossen wurde. Aufgenommen sollte nur werden, wer beweisen konnte, daß seine Voreltern seit fünfzig Jahren „getheilt" waren, oder daß wenigstens seine Eltern in einem der vier Lande ein Turnier besucht. Persönlichen Aus-

*) R. v. Retberg, Kulturg. Briefe S. 297.

schluß sollte erfahren, wer Gotteshäuser zerstört, Straßenraub oder Wucher verschuldet, feldflüchtig geworden, Frauen oder Jungfrauen mit Worten oder Werken ihre Ehre genommen, Hantierung oder Handel getrieben u. s. w. Jeder hatte zur Theilung Schild, Wappen, Gesellschaftszeichen zu bringen.

Die Turnierrüstung dieser Zeit ist durch Abbildungen und Besprechungen bekannt. Die Turnierspiele waren mannigfaltiger geworden, die Rüstung allmälig sehr massiv und unförmlich, hoher Stechsattel, Stechhelm, starke Schienen, welche die Schenkel deckten, eiserner Plattenharnisch und Stechtartsche, der Speer mit dreizackiger Krone, über dem Handgriff eine große trichterförmige Schiene zum Schutz des rechten Armes, auch das Roß mit Eisenschienen gepanzert. Daneben bestand das alte Scharfrennen mit niederem Rennsattel, scharfem Speer, leichterer Schlachtrüstung, hölzerner Tartsche, Eisenhandschuhen, ohne Beinschirmer und ohne eiserne Pferderüstung. Auch die begleitende Musik war eine andere, statt Flöte und Handtrommel klang im Scharfrennen die Kriegstrompete, und Frauen sollten solchen Kampf nicht ansehen. Dem Speerkampf folgte, wie früher, das Schwertturnier, das Schwert mit abgestumpfter Spitze, außerdem Fußkämpfe auch mit Kolben und anderes Reiterspiel.

Das „Zäumen" war gröber geworden; wer gegen Turnierbrauch gefehlt hatte, wurde rittlings auf die Schranken gesetzt; wer an einem andern unritterliche Handlungen rächen wollte, der durfte ihn im Turnier schlagen; keine Turnierbeleidigung sollte nachgetragen werden, wenn das Turnier beendigt war. Das Recht der Vergeltung wurde mit großer Rücksichtslosigkeit geübt; der Stolzeste mußte sich harte Schläge gefallen lassen, wenn sein Gegner über ihn kommen konnte, und da jeder Mitglied einer Gesellschaft war und sein Club für ihn Partei zu nehmen pflegte, so waren erbitterte Händel nicht zu vermeiden. Die Streitigkeiten verstörten diese Feste der Ritterschaft sehr bald, und es erwies sich dafür schon im ersten Jahr-

zehnt ihrer Einführung der Fürſtenhof als die beſte Zuflucht, wegen dem Zwang, welchen ein vornehmer Hofherr wilden und rachſüchtigen Geladenen auflegte.

Und es war auch in dieſer Zeit nur eine kleine Minderzahl der Adlichen, welche die Ritterſpiele beſuchte. Die alten Gewohnheiten der Burgſaſſen dauerten trotzdem fort, ſie wurden erſt im nächſten Jahrhundert gebändigt.

Hatte der Adliche als Junker oder Ritter ſich in Fehde und Krieg, in Spiel und Händeln ſeiner Landſchaft verſucht und kam er in höhere Jahre, ſo wurde er wahrſcheinlich ein ſtrenger Hausvater, er ſuchte die Söhne auszuſtatten für ritterliches Handwerk, den Töchtern wählte er Männer. Er gedachte ernſthaft der eigenen Sünden, trat in eine geiſtliche Bruderſchaft und bewahrte die Kutte, in der er begraben werden wollte, und die Lichter, welche bei ſeiner Leiche brennen ſollten, mit düſterem Behagen in einer Truhe neben ſeinem Bett. War er ein frommer Mann, ſo theilte er vielleicht Gut und Habe noch bei Lebzeiten unter ſeine Kinder und zog ſich ganz in das Kloſter ſeiner Familie zurück, wo er in beſonderer Zelle oder Behauſung lebte, die Horen des Kloſters treulich beſuchte und von den Brüdern, welche ſeiner Freigebigkeit froh waren, im Tode getröſtet und zu Grabe geleitet wurde. Dann erhielt er in der Kirche ſein Grabmal, ein gemeißeltes Bild mit Wappen und einem Löwen unter den Füßen; ſein letzter Wille ſpendete den Armen Koſt und Gewand, damit ſie für ſeine Seele beteten.

Von ſolchem Leben ſoll jetzt ein Turniergenoſſe aus den Geſellſchaften des Eſels und Einhorns erzählen.

Da wo die letzten Höhenzüge des thüringer Waldes auf der fränkiſchen Seite zum Main hinabfallen, lag über dem Thale der Itz die Schauenburg auf einem Hügel, der weiten Ausblick in die Landſchaft gewährte. Das feſte Haus, ſchon um das Jahr 1000 erwähnt, ſtand ſeit dem dreizehnten Jahrhundert im Beſitz eines weitverzweigten Geſchlechtes. Die

Schauenburge waren Ministerialen des Reiches und stolze Lehnsleute des Bisthums Bamberg; es erging ihnen, wie vielen aufstrebenden Familien, sie waren nahe daran den Adel zu gewinnen, aber die stattlichen Güter wurden vielfach getheilt und entglitten ihren Händen, sie mußten die Oberlehnshoheit der Schauenburg dem Grafen von Henneberg verkaufen. Im fünfzehnten Jahrhundert war der Wohlstand des Geschlechtes sehr verringert, sie hatten die alte Stammburg verloren, saßen vielgetheilt auf mehren Häusern des nördlichen Frankens und ihre jüngern Söhne suchten Unterkunft an Höfen und Unterhalt vom Kriege und von der kleinen Reiterei*). Unter den Söhnen dieses Geschlechtes hat einer, Wilibald, der in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts heraufkam, sein vielbewegtes Reiterleben in höheren Jahren durch einen Vertrauten niederschreiben lassen. Die Aufzeichnung gehört zu den lehrreichsten deutschen Biographien, welche in dieser ganzen Periode verfaßt wurden, sie gewährt genauern Einblick in das ritterliche Treiben der Deutschen, als das gute Büchlein Georgs von Ehingen

*) Die alte Willkür der Orthographie und Aussprache hat in die häufigen Familiennamen Schauenburg, Schönburg und ähnliche eine Verwirrung gebracht, welche dem Genealogen schwere Stunden bereiten kann. Die fränkischen Nachkommen des Geschlechtes, von welchem hier die Rede ist, schreiben sich jetzt Schaumberg, der älteste Name scheint — nach den urkundlichen Notizen bei Brückner, Landeskunde von Meiningen — Scowenpek (Schauenbach), er weist auf bairischen Ursprung und klingt an den Namen des Magdeburger Geschlechtes Stövenbecke. Vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert lautet der Name Scowen(Schauen)-berg oder -burg. Beide Formen gebraucht der Verfasser der folgenden Aufzeichnung, wenn dem Abdruck der Handschrift zu trauen ist; mit beiden wird das Geschlecht auch im Verzeichniß der fränkischen Turniergenossen am Ende des Münchner Wappenbuchs von Konrad Grünenberg genannt. Auf dem Titel des Drucks: „Die Geschichten und Taten Wilwolts von Schaumburg, herausg. durch Adelbert von Keller (1859)", möge man also entweder lesen Wilibald von Schauenburg oder von Schaumberg.

und die Reisen des böhmischen Leo von Rozmital, jenes Verwandten des Königs Georg von Podiebrad. — Wilibald wurde als Knabe des Grafen Rudolf von Sulz in der Nähe des Kaiserhofes erzogen, als junger Mann von Kaiser Friedrich dem Herzog von Burgund empfohlen, machte bei diesem die Belagerung von Neuß und den ersten unglücklichen Feldzug gegen die Schweizer mit, kämpfte darauf als Diener des Kurprinzen Johann von Brandenburg in der Fehde gegen Johann von Sagan und König Matthias von Ungarn, lebte einige Jahre daheim vom Stegreif und wurde endlich Hauptmann des Herzogs Albrecht von Sachsen, der als kaiserlicher Feldhauptmann in Flandern und Burgund für König Maximilian stritt. Er half bei den Erfolgen und ertrug das Elend dieser Feldzüge, er unterwarf Friesland, stieg hoch im Vertrauen seines Herzogs und erhielt als bewährter Landsknechtführer auf Verwendung seines Gönners die Schauenburg zurück, welche von Henneberg an das Haus Sachsen gekommen war. Dorthin zog er sich nach dem Tode Herzog Albrechts mit seiner Kriegsbeute, er verwandte Geld die verfallene Burg stattlich und kriegsfest wieder herzustellen und mit Jungfrau Walpurg Fuchs ein eheliches Hausweſen zu gründen. Es scheint ihm aber gegangen zu sein wie manchem seiner Zeitgenossen, der aus der großen Welt in die enge Heimath zurückkehrte, er konnte sich in den kleinen Händeln der Landschaft nicht wohl fühlen und fand unter den hochmüthigen fränkischen Junkern keineswegs die Anerkennung, welche zu beanspruchen er sehr geneigt war. Das Leben auf der Burg seiner Vorfahren muß ihm bald verleidet worden sein, denn er trat wieder in östreichischen Dienst und dictirte als Stadthauptmann in dem Herzogthum Meran um das Jahr 1507 das Buch, welchem der folgende Bericht entnommen ist. Die Niederschrift ist in der Form sehr ungelenk, und Wilibald erscheint da, wo er von seinen eigenen Erfolgen berichtet, in Nebensachen nicht immer zuverlässig. Er ist kein reicher und kein besonders kräf-

tiger Geist, aber ein rühriger Mann, der lehrreiche und ungewöhnliche Fahrten schildert, sein Bericht zur Zeit noch wenig benutzt. Im Folgenden werden zunächst einige seiner Stegreif-Abenteuer mitgetheilt. Wilibald von Schauenburg erzählt wie folgt:

„Herr Hans von Schauenburg hat mit seinem ehelichen Gemahl unter anderen Söhnen einen mit Namen Wilibald geboren, den er als Knaben zur Reiterei geschickt erachtete. Er hat ihn deßhalb an den kaiserlichen Hof und zwar zu einem weisen und trefflichen Herrn, nämlich dem Grafen von Sulz, gethan. Dieser Graf hat ihn mit Fleiß erzogen, und derselbe war bei kaiserlicher Majestät so angesehen und gehalten, daß des Kaisers und des Grafen Gesinde und Knaben untereinander gewohnt und man den Unterschied nicht wohl gewußt hat, welchem Herrn jeder zuständig gewesen ist.

Als man nach der Geburt unseres lieben Herrn Christi das Jahr 1468 zählte, zog der obenerwähnte Kaiser Friedrich mit vierzehn Fürsten und Grafen und großer ansehnlicher Ritterschaft gen Rom, er hatte bei sich an 700 Pferde, jeder Mann in schwarzer Kleidung. Welche Ehre und Reverenz Seiner Majestät unterwegs von Städten und Landen, deren unmäßig viele waren, erzeigt worden ist, wird, um kurz zu schreiben, übergangen. Da Sie aber am Abend des heiligen Christtags in gedachter Jahrzahl nahe an Rom gekommen, sind ihnen zum Empfange entgegen und unter die Augen geritten und gekommen viele Cardinäle, Bischöfe und Prälaten mit sehr viel anderem ehrbarem Volk, ich glaube, daß über 3000 brennende Stablichter da gesehen wurden. Und so wurde darauf die kaiserliche Majestät ehrenvoll empfangen, was mit schönen und zierlichen Worten geschah, nach Rom hinein und vor St. Peters Münster geleitet, wo Sie abstieg. Und als Sie hereingeführt war, kniete Sie vor St. Peters Altar in langem Gebet. Unser heiliger Vater der Papst trat etliche Schritte

oder Stufen höher als die kaiserliche Majestät; dies wurde durch diejenigen vermerkt, welche der kaiserlichen Majestät Gerechtigkeit und die Bullen, welche deßhalb ausgegangen sind, kennen, und so viel durchgesetzt, daß die päpstliche Heiligkeit etliche Treppen herabtrat, wo Papst und Kaiser einander zusprachen und empfingen. Darnach ward der Kaiser in einen köstlichen Palast geführt, der mit güldenen Tüchern und köstlicher Tapisserie umhangen und zugerichtet war, um seine Wohnung und Gemach darin zu haben, und ebenso ein jeglicher, welcher der kaiserlichen Majestät angehörte, nach Würde und Stand in schön gezierte und zugerichtete Gemächer.

In der heiligen Christmeß zur Mette hielt unser heiliger Vater Papst Paulus der Andere die Christmesse, und war daselbst zugegen eine gar ehrenwerthe treffliche Botschaft des Königs von Frankreich. Einer aus dieser sang anstatt des Königs von Frankreich zu dem Amte die Epistel. Da es aber zu dem heiligen Evangelium kam, that der Kaiser einen Diakonenrock an. Ihm gab auch der Papst einen kostbaren Hut, wie sich dazu gebührt, und man sagte, daß er über 8000 Ducaten werth sein sollte. Und als der Kaiser das Evangelium zu singen anfangen wollte, nahm ihm einer seiner höchsten Diener, der dazu bestellt war, den Hut von dem Haupte und ließ ihm sein bloßes Schwert, das man gewöhnlich vor ihm trug, in die Hand legen. Das hielt der Kaiser ernstlich in die Höhe, und während dem Singen des heiligen Evangeliums bewegte er das Schwert kräftiglich. Darnach gingen Papst und Kaiser zusammen ein zu dem Hochamt in St. Peters Münster, dort sang unser heiliger Vater wiederum das Amt, und ward alles in voriger Weise gehalten, wie sich's gebührt. Dazu ward dem Kaiser ein Stuhl bereitet darauf zu sitzen, doch etwas niedriger als des Papstes Stuhl. Dennoch fingen die Cardinäle an zu murmeln, als ob der Kaiser zu hoch sitzen würde, wobei der Pfaffen übergroße Hoffahrt zu merken war. Aber die Fürsten und Räthe, welche die kaiserliche

Gerechtigkeit kannten, sagten, er säße zu niedrig. Darum ward der güldene Brief gebracht und hielt der Papst mit der Messe still, bis dieser in der Kirche öffentlich verlesen war, und es ward befunden, daß sie der kaiserlichen Majestät Sitz erhöhen ließen. Und Wilibald von Schauenburg wurde als ein Junge mit den Knaben des Grafen Haug von Werdenberg gerufen zu dieser Erhöhung Ziegelsteine zu tragen. Darnach ward solches Amt mit großer Feierlichkeit zu Ende gebracht. Welche große Würden und Ehren aber dem Kaiser, seinen Fürsten und den ihrigen zu Rom geschehen sind, wäre sehr lang zu beschreiben.

Etliche Tage darauf zogen die päpstliche Heiligkeit und kaiserliche Majestät mit einander zu Roß unter einem schönen Stück Goldzeug, wovon ein Himmeldach gemacht war, von St. Peters Münster auf die Tiberbrücke; zwölf weiße Zelter, mit kostbaren Decken behangen, jeglicher einen silbernen Sarg mit Reliquien tragend, wurden vor dem Papst geführt. Dazu trug ihm ein Cardinal gar ein köstliches gülbenes Kreuz vor, und vor dem Kaiser wurde das bloße Schwert durch einen Marschalk von Pappenheim getragen. Auf derselben Brücke forderte der Kaiser alle seine Fürsten, Grafen, Herren und die Trefflichsten vom Ritterstande, und schlug so in Gegenwart der päpstlichen Heiligkeit Ritter, daß über 125 die allerseltenste Ritterschaft erhielten. Darnach schlug die kaiserliche Majestät auch viele ihrer Knaben zu Rittern und wurde dieser Junge von Schauenburg, weil sein Vater der kaiserlichen Majestät Rath war, auf einem Sack mit Hafer auch zum Ritter geschlagen. Darauf wurden alle Hauptbüchsen, Kartaunen und andere große Geschütze auf der Engelsburg abgeschossen und viel höfische Knappen (Bacheliers) gemacht. So zogen der Papst und Kaiser wieder mit großem Gepränge nach St. Peters Münster und jeder in sein Gemach. Kurz darauf brach der Kaiser von Rom auf und ward mit großer Zierde geleitet. Was ihm aber von großer Würde und Ehre von dem Markgrafen von Ferrara

und den Städten unterwegs geschehen ist, das ist gar nicht zu schreiben noch zu sagen. Und wenn er beim Ein- und Ausziehen wenig über eine Meile Wegs gereist war, so waren an der Straße Tafeln auf das allerbeste und zierlichste zugerichtet, mit dem köstlichsten Essen und Trinken, was nur erdacht und zu Stande gebracht werden konnte, was des Menschen Lust oder Herz begehrte, davon ein jeglicher zu Roß oder Fuß nehmen und nach seinem Willen gebrauchen konnte*). —

Damals (seit 1479) fingen die Turniere wieder an, wie sie vor Alters gehalten worden, das erste war zu Würzburg, das andere zu Mainz. Dies war durch die Franken stattlich und wohl besucht und kamen viele entzweite Parteien dahin. Insonderheit war Herr Martin Zollner, ein Ritter, den verklagte Adam von Schauenburg vor den vier Landen, den Baiern, Schwaben, Franken und Rheinländern, und sagte, daß der Mutter seiner Hausfrau Erbe und Gut ihrer Mutter durch Herrn Martin Zollner mit Gewalt genommen sei; wiewohl die Hausfrau des Herrn Martin seine, des Adam, Verwandte und leibliche Schwester seiner Schwiegermutter sei, so hätte Herr Martin doch nichtsdestoweniger die Erbschaft beider Frauen nach Absterben der Großmutter, die Herr Martin bei sich gehabt, mit Gewalt eingenommen, ihre Hintersassen zur Erbhuldigung gezwungen und die Inhaber des Hofes Haßfurt mit dem Siegel der toten Frau betrogen, so daß sie ihm die Schlüssel zu allem Silbergeschirr und der Baarschaft übergeben und den Hof überantwortet hätten u. s. w., woran noch größeres und mehres angehängt war. Und da Herr Martin seine Antwort darauf gab, nahm sich Wilibald seines genannten Vettern an und geriethen er und Herr Martin so zusammen, daß ihn Herr Martin Lügen strafte.

*) Wilibald macht darauf seine ersten Kriegszüge im Heer Karls von Burgund bis 1476, dann unter Kurprinz Johann von Brandenburg bis 1479.

Darauf ſagte Wilibald, er wolle ihm die Lügen in's Maul ſtoßen, und die Antwort des andern war, er wollte ihn auch nicht ſchonen und wieder ſchlagen, und gab einer dem andern etlichermaßen böſe Worte. Nun bedachte ſich der getreue Wilibald, wie Herr Martin ſeinen Verwandten ſo Unrecht thue, er erwog auch die Rede, die jener öffentlich gethan hatte, und beſorgte, wenn er nicht mehr dazu thäte, ſo würde er verächtlich werden. Auch wurde Herr Martin derzeit von allen für einen gefährlichen, übermüthigen, unerſchrockenen Mann gehalten, und darum war um ſo mehr Acht auf ihn zu haben. Deßhalb bewarb ſich Wilibald bei etlichen Baiern und der Geſellſchaft vom Eſel um Hilfe, und alle ſagten ihm zu. Herr Martin Zollner bewarb ſich auch. Aber Wilibald dachte ſorgfältig über die Sache nach, was und wie er es am füglichſten vornehmen könnte, er ſchlief des Nachts wenig und ſagte am Morgen ſeinen Geſellen, ſie möchten Achtung auf ihn haben und ſich nach ihm richten. Und als man in die Schranken gezogen war und an den Seilen hielt, rückte Wilibald von Schauenburg dem oftgedachten Herrn Martin an die Seite, und als die Seile zerhauen und durchbrochen waren, nahm Wilibalds Knecht, der ihm in den Schranken aufwartete, ſein Pferd bei dem Zügel und brachte ihn ſogleich zu Herrn Martin, den Wilibald alsbald mit dem Zaume band, ohne zu achten, daß jener auf ihn ſchlug. So hielt er ihn bis ſeine Geſellen herbeikamen. Die rückten um ihn und ſchlugen ihn über die Maßen ſehr. Indem kamen auch die Freunde des Herrn Martin und fragten, was die Urſache ſolches Schlagens wäre; da ward ihnen die Antwort, man habe jetzt keine Muße, es ſollte ihnen aber auf dem Tanzhauſe heute geſagt werden. Da mußten Herrn Martins Freunde abziehen und die andern mit ihm gewähren laſſen. Darnach riſſen ſie ihn aus ſeinem Turnierſattel bis an die Sporen, legten ihn ſeinem Roß auf den Rücken, ſchlugen ihn auf den Bauch ſo lange, bis er das Roß hergab, dann hoben ſie ihn wieder auf

und ließen ihm die Stengler die Gurte zerschneiden und ihn als einen Mann, der Turnierstrafe werth ist, in seinem Sattel auf die Schranken setzen. Nach dem Ende des Turniers ward Wilibald von Schauenburg auf dem Tanzhause darum zur Rede gesetzt, und gab diese Antwort: Es sei kund, daß Herr Martin Zollner vor der Ritterschaft der vier Lande öffentlich verklagt und zur Rede gesetzt sei wegen Gewalt und Unrecht, das er der von Steinau, der Schwiegermutter des Adam von Schauenburg gethan, darum hätte er ihn zu schlagen Fug und Recht gehabt, und wenn er der frommen, ehrbaren Frau nach dem Turnier ihr Gut nicht wiedergäbe, so werde er ihm zu anderen Turnieren nachziehen und wo er ihn beträte, werde er ihn wieder schlagen.

Da ließ sich Herr Martin wie ein Prahler mit schmachvollen Worten vernehmen, er wollte ihn auch wieder schlagen. So schieden sie von einander. Als die Franken nach dem Turnierhof heim ziehen wollten, sammelten sie sich mit dem Beschluß so lange zusammen zu bleiben, bis ihre Wege sich schieden, und wiewohl sie Versicherung und Geleit hatten, nahmen sie sich doch in Acht und bestellten ihr Feld. Unterdeß nahm Herr Martin seinen Spieß, rückte an Wilibald und rief: Wenn hier ein stolzer Junker wäre, der ihn im Turnier geschlagen, der sollte doch zu ihm rucken und ihn im Felde auch schlagen. Da fragte ihn Wilibald, ob er ihn dadurch herausfordere. Herr Martin sprach, er höre, was er sage. Da zog der edle beherzte junge Mann ohne Furcht vor dem Eisenfresser auch heran, aber ihre Freundschaft rückte dazwischen und erinnerte sie beide an des Turniers Gerechtigkeit und gab ihnen zu erkennen, ein jeglicher, der Turniergeschichten mit der That und auf andere Weise als in dem Turnier räche oder dagegen handle, der und seine Nachkommen würden auf ewige Zeit des Turniers beraubt und nimmermehr zum Turnieren zugelassen. Und das ist wahr und vor Augen; denn es ist einmal ein Turnierhof zu Kassel gewesen, worin etliche Fürsten, Grafen und Herren hart

geschlagen wurden, auch die Buchner von den höchsten Geschlechtern wurden wegen Raub auf der Landstraße gestraft. Das hatten sie mit der That gerochen und jenen, die mit ihnen im Turnier gehandelt, die Scheuern verbrannt. Und daß solches wahr, habe ich auf dem letztgehaltenen Turnierhof zu Würzburg gehört und gesehen. Denn obgleich einige von selbigen Geschlechtern aus der Gesellschaft der Buchner austraten und in's Land Franken zogen, so hat man ihnen doch, als sie zu turnieren begehrten, zwar zugegeben, daß ihre Eltern daselbst turniert hätten, aber weil sie in früherer Zeit Buchner und von jenen Geschlechtern gewesen, wurde ihnen die Theilung beim Turnier versagt*).

Darum, wenn jemand denkt, daß ihm Unrecht geschehn, mag er sich darum im nächsten Turniere vor den vier Landen beklagen, und wenn das Unrecht augenscheinlich, wird ihm seine Strafe abgethan und dem andern aufgesetzt. So wurden sie von einander geschieden, aber Herr Martin trieb darnach mit seinem Spieß viel seltsame Paraden, sprengte neben dem Zug, worin Wilibald war, oft auf und nieder, schrie und juchzte. Da meinte der von Schauenburg, es wäre ihm eine Schmach, wenn er das so leide, er rückte also auch heraus mit seinem Spieß und sie fuhren oft gegen einander mit den Spießen an die Hälse. Das wollten die Edelsten und Verwandten nimmer leiden und sie mußten wieder davon ablassen.

Darauf ward ein Turnierhof zu Heidelberg gehalten, da unterstand sich Herr Martin den Wilibald wegen der Turnierstrafe zu verklagen, die er auf ihn gelegt, und drehte die Klage zu seinem Vortheil aufs ärgste. Aber der von Schauenburg war geharnischt und mit der Antwort zur Stelle und trug vor, wie und wo der Zollner der Frau Unrecht gethan. Und da die

*) Die Buchner und die Westphalen waren damals vor andern wegen ihrer Straßengeschäfte übel beläumdet.

Sache auch bekannt war und am Tage lag, so ward erkannt und dem Zollner die Turnierstrafe auch ferner aufgelegt, weil er einer Frau von Adel das ihrige gegen Recht und Billigkeit vorenthielt. Da er solches vermerkte, stieg er auf sein Pferd, ritt aus dem Thor und sagte, er wollte sich nicht mehr zur Pauke machen lassen, er werde seine Sache auf andere Weise mit Wilibald austragen und diesen, wo er ihn erreiche, erwürgen. Es wurde aber von beiden Theilen verhütet, daß sie nicht zusammenstießen, bis der vorgedachte Adam von Schauenburg zu seinen männlichen Jahren kam und Wilibald außer Landes war. Adam hing sich an Herrn Martin Zollner und bedrängte ihn so hart, daß er sich seines Weibes wegen in einen Vertrag nach Adams Gefallen fügen mußte; in diesen Vertrag wurden auch alle die eingeschlossen, welche in dieser Sache angefeindet oder thätig gewesen waren.

Damit ich aber den begonnenen Bericht von dem Turnierhof (zu Heidelberg) zu Ende bringe, es waren dort so viel Fürsten und Herren, auch Ritterschaft, daß der Platz zu enge wurde, und wurde das eine Turnier in zweie geschieden, daß der eine Theil Vormittags und der andere Theil Nachmittags turnieren mußte, und es hatte dabei Herr Georg von Rosenberg mit Herrn Konrad von Vorlingen zu thun, weßhalb die von der Gesellschaft des Einhorns, in der Wilibald auch war, den von Vorlingen schlugen und auf die Schranken setzten. Was aber sonst in diesem Turnier gerichtet und verhandelt wurde, lasse ich unterwegs, weil es zu hören verdrießlich und nicht besonders nützlich zu vernehmen ist.

Aber ausführlich will ich berichten von einem Turniere, das zu Stockgarten gehalten worden ist, so ernstlich wie zu unsern Zeiten kein anderes. Denn es kamen gar viele von Fürsten, Herren und vom Adel dahin, und sonderlich Markgraf Friedrich von Brandenburg brachte mit sich 125 Helme, alle von trefflichen Grafen, Herren und Ritterschaft. Er verklagte

Herrn Georg von Rosenberg vor den vier Landen, worauf Herr Georg seine Antwort that. Nach Klage und Antwort wurde erkannt, daß der Graf Herrn Georg etliche Schläge im Turnier geben und thun sollte. Solches aber genügte dem Markgrafen nicht, sondern er vermeinte, da ihm das Strafrecht zuerkannt sei, so wolle er nach seinem Gefallen mit Herrn Georg handeln und ihn beim Turnier auf die Schranken setzen. Da ward weiter von den vier Landen geredet, wenn der Markgraf die Strafe nicht bei ihrem Erkenntniß belassen wollte, so dürfe sich Herr Georg derselben mit seiner Freundschaft erwehren, wenn er es vermöchte. Darauf bewarb sich Herr Georg von Rosenberg bei der Gesellschaft des Einhorns, in welcher er auch war, mahnte sie an ihre Verschreibung und bat, man möge ihn darum und über das Erkenntniß der vier Länder hinaus nicht vergewaltigen lassen. Das sagten sie ihm nach Vermögen zu.

Nun hatten die von der jetzt gedachten Gesellschaft 35 Helme, sie warfen unter sich zwei zu Hauptleuten auf, nämlich den großen Georg von Schauenburg zu der Lauterburg, der auch ein Vaterbruder Wilibalds war, und Diez von Tüngen. Da man nun zu allen Seiten in die Schranken kam und gegen einander an den Seilen hielt, brach der Markgraf mit den Seinen, sobald die Seile gehauen waren, durch, aber die vom Einhorn rückten in eine Ecke an die Schranken, so daß weder auf einer Seite noch im Rücken jemand in sie brechen oder kommen konnte. Der Markgraf versuchte es mit den Seinen gar hart, konnte aber ihre Spitze, die durch ihre Hauptleute richtig und gut gemacht war, nicht brechen, und war ein solches Gedränge, daß die Rosse wie die Schweine gurrten und ein solcher Dampf von Leuten und Rossen aufging, daß die Frauen und Jungfrauen an den Fenstern das Turnier kaum sehen konnten.

Nun war Wilibald zu Herrn Georg von Rosenberg auf die rechte Seite und Diez Marschalk auf die linke Seite beordert, sie wurden mit ihren Hengsten überrücks ausgedrängt,

ſo daß ihre Roſſe auf ihnen lagen. Dazu fiel der gemeldete Herr Georg auch mit ſeinem Roſſe auf ſie. Durch glücklichen Zufall kam das Roß des Herrn Georg wieder unter ihm auf, aber die beiden, Schauenburg und Marſchalk, lagen unter den Roſſen, daß ihnen von den andern die Gitter an den Turnierhelmen und ſie ſelbſt allenthalben ſo hart getreten wurden, daß ſie beinahe an ihrem Leben verzweifeln wollten. Da der Markgraf nichts ausrichtete, rückte er an eine Ecke, ſeine Ordnung anders zu machen. Indem gaben die Einhörner ihren liegenden Geſellen Raum, daß ſie durch die Stengler wieder aufgebracht wurden. Und als ihre Hauptleute ſahen, daß der Markgraf wieder mit drei Haufen daherzog, in der Meinung, daß der eine von vorn, der andere von der offenen Seite und der dritte von hinten durchzubrechen verſuchen ſollte, machten dieſe ihre Ordnung auch anders das zu verhindern. Die Hauptleute überdachten wol, der Markgraf wäre derzeit ein junger Fürſt, er würde ſich zuvörderſt vor den Frauen und Jungfrauen ſehen laſſen, wenn er alſo gedrungen käme, wollte man ihn einlaſſen und hinter ihm ſchließen. Der Anſchlag gerieth, denn er drang als ein ehrbegieriger Fürſt vor dem Haufen daher, der auf die Seite treffen ſollte, ihm ward gewichen und er eingelaſſen, aber zur Stunde die Ordnung wieder hinter ihm zugemacht. Seine Grafen, Herren und Ritterſchaft drangen ihm hart nach, ſie wurden laut von den Gegnern angeſchrien gemach zu reiten, was ſie ihrem Herrn denn anthun, ob ſie ihn nieder drängen wollten. Das ward verachtet und das Eindringen ſtärker und härter verſucht, ſo lange bis der Markgraf niedergedrängt war, da lag er, und es ging ihm wie es vordem den andern gegangen war. Da die Seinen merkten, daß ihr Herr gefallen und ihre Arbeit umſonſt war, rückten ſie wieder auf eine Ecke.

Unterdeß gaben die vom Einhorn Raum und ließen die Stengler zu dem Markgrafen ihn aufzuheben. Das ver-

mochten sie aber nicht. Sie mußten das Roß absatteln und zogen dasselbe also aus dem Haufen heraus. Da stieg der Markgraf auf die Schranken und vermeinte so hinter einem von den Stenglern aus den Einhörnern herauszukommen. Da schrie ihn Utz von Kinsberg an, was er thäte, der gemeine Mann würde dafür halten, er wäre geschlagen und auf die Schranken gesetzt, wenn es ihm gefiele, sollte er hinter ihm aufsitzen, er wollte ihn zu seinen Gesellen bringen. Der Markgraf bedachte sich, daß ihm ein Spott wäre hinter einem seiner Gegner zu sitzen, und bat, man möchte ihm seinen Vetter den von Zollern in die Schaar zulassen, hinter dem wolle er hinwegreiten. Das geschah, und die vom Einhorn meinten, es würde ferner keine Noth haben und sie nicht weiter angefochten werden. Da aber der Markgraf hinwegkam, setzte er sich wieder auf sein Turnierroß und die Seinen machten den Anschlag, sie wollten als ob das Turnier ein Ende hätte, zu den Schwertern greifen, dann würden auch die vom Einhorn ihre Ordnung trennen und dann wollten sie Herrn Georg nach ihrem Gefallen erst recht schlagen.

Die Einhörner wurden aber durch ihre guten Freunde gewarnt, und wiewohl ihre Knechte gerannt kamen und die Schwerter brachten, blieben sie doch in ihrer Ordnung halten und befahlen den Knechten nicht eher wiederzukommen, als bis sie die Trompeten hörten. Die Markgräflichen aber versuchten sich wieder auf das härteste gegen sie. Da nun der Markgraf hörte, daß ihrer Ordnung nichts abzubrechen wäre, schickte er den Grafen Eberhard von Würtemberg und Herrn Wilhelm von Rechberg zu Herrn Georg von Rosenberg und ließ ihm sagen, Markgraf Albrecht, sein Herr und Vater, hätte ihn ausgeschickt, daß er ihn schlagen sollte. Er ließe ihn bitten, daß er ihm drei und mehr Schläge verstattete, er wollte ihm bei fürstlicher Ehre und Glauben zusagen, daß ihm nichts Weiteres angethan werden sollte; denn ohne das dürfte er nicht in seines Vaters Haus zurückkommen. Herr Georg von Rosenberg antwortete, der

Markgraf hätte ihn in seiner Klage ehrenwidriger That geziehen, wenn er sich jetzt schlagen ließe, würde man annehmen, daß er sich einer Schuld bewußt sei. Das könne ihm niemand rathen, auch sei er selbst der Meinung das keineswegs zu leiden; wenn der Markgraf aber so große Lust habe ihn zu schlagen oder ihm so mächtig daran gelegen sei, so möchte er doch an einen bestimmten Platz reiten, dort wolle er zu ihm kommen, da solle er ihn nach allem seinem Vermögen schlagen, dasselbe wolle er, Georg, auch wieder thun und das Spiel so lange mit dem Markgrafen treiben, als diesem gelüste. Das wollte der Markgraf nicht annehmen. Indem wurde aufgeblasen zum Nachturnier und zu den Schwertern gegriffen, und blieb Herr Georg v. Rosenberg von Markgraf Friedrich ungeschlagen. Am andern Tag hatten die Frauen vom schwäbischen Adel, die bei dem Turnierhof waren, ein herrlich, köstlich Banket zugerichtet, wozu sie die ganze Gesellschaft des Einhorns luden, diese mit Werken und Geberden hoch ehrten. Und wie gewöhnlich die schwäbischen Frauen mit schönen, subtilen Worten redereich sind, so rühmten sie die Einhörner hoch und sagten, daß sie sich stolzlich, ritterlich, männlich und prächtig gehalten hätten, sie wollten das auch nachher zu langem Gedächtniß ihren Kindern zu verstehen geben, und begehrten darauf eines jeglichen Namen und Geschlecht zu wissen. Aber der alte Markgraf wollte darnach seinen Sohn darum, weil er seinen Befehl und Geschäft nicht ausgeführt hatte, weder sehen noch hören, es wurde auch den von der Gesellschaft des Einhorns nicht wol aufgenommen, sondern sie wurden sauer angesehen. Doch verlor sich die feindliche Stimmung nach und nach, was jeder hatte, das behielt er.

Während nun Wilibald von Schauenburg keinem Herrn diente und für sich selbst oder seine eigene Freundschaft nichts zu thun hatte, war derzeit die kleine Reiterei im Lande gemein, wie denn solcher Zank im Lande Franken selten ruht, so daß einige Freiherrn und vom Adel mit einander zu schaffen hatten, ein-

ander Burgen abgewannen, Dörfer ausraubten und brannten, Vieh nahmen und solche Hantirung trieben. In diesen Geschäften diente er gern seinen guten Gesellen, die ihm schrieben, bewarb sich darum und führte Pferde, womit er sich etwas verdiente und einen großen Ruf und Geltung bei Fürsten und Ritterschaft machte.

Nun ist wohl wahr, was Ovidius schreibt, und bewährt sich auch oft, daß jede Frau von Ehre besondere Liebe und Lust auch Wohlgefallen zu männlichen, unerschrocknen und kecken ernsthaften Mannen trägt, weil sie gedenkt, daß dieselben eher und tapferer für die Frauen wagen und thun als hausgebackene und weibische Männer. Dies förderte auch den von Schauenburg, daß sich ihm eine edle tugendhafte Frau in Liebe verband. Der versprach er in der Abrede über ihre Liebschaft sich nach ihrem Gefallen und Willen zu halten, und um ihrer willen jede Sache bis in den Tod zu wagen. Dagegen ließ sie sich wieder hören, wenn er seinem Versprechen nachkäme, wollte auch sie nicht von ihm lassen, ihm von ihrem Gut nach ihrem Vermögen mittheilen, soweit es einer edlen, frommen und tugendhaften Frau zustand und mit Ehre, Zucht und Ziemlichkeit geschehen könnte, und sie wollte, wie er bat, keinem Geschwätz eines unnützen Kläffers Glauben schenken. Und sie befahl ihm auch in ihrem Dienst ritterlich und ansehnlich zu leben, dazu wollte sie es ihm an nichts fehlen lassen. Er richtete sich nach ihrem Gefallen, suchte und veranstaltete Rennhöfe, die damals häufig waren, rannte und stach in köstlicher Waffenkleidung, mit seidener Decke und was dazu gehört, meist alles in guter Seide, mit köstlichem Schmuck seines Hutes und mit guten güldenen Ketten um die Arme und anderen Kleinodien, die dazu ziemten; er hatte auch allerwegen vier oder sechs laufende Knechte, die in seidenen Kleidern seiner Farbe ihm auf der Bahn dienten, war zu solchem Spiel mit guter Zehrung versehen, stets wohlberitten und nach ihrem Wunsche mit seinen Knechten und Pferden im

Sommer und Winter ansehnlich und wohl gerüstet, so daß viele Leute, die seine Nahrung und Einkommen wußten, eine große Verwunderung trugen und etliche, wie der Welt Lauf ist, sehr munkelten. Und wiewol dieser Handel niemandem genau kund wurde, so wurde er doch aus Vermuthung vielfach gegen ihre Verwandten verschwätzt; deßhalb kam ihm oft Warnung zu, er möchte sich aus der Gegend entfernen, er würde sonst um den Hals kommen und ihm ein ungewöhnlicher, greulicher Tod zu Theil werden. Nun aber ging ihm sein Versprechen und die Liebe zur Frau mehr zu Herzen als die Furcht des Todes. Er hatte stets bei oder mehr als zwanzig Meilen zu der Frau zu reisen, weßhalb man nicht auflauern und sein Kommen oder Scheiden merken mochte. Denn er kam nicht in einerlei Gestalt, ritt zu Zeiten wie ein Kaufmann, dann wie ein deutscher Herr, lief zuweilen als Barfüßermönch oder einem Aussätzigen gleich, wie denn die Liebe zu geliebten Menschen allezeit neuen Fund und Anschlag eingiebt. Und wenn sich dann fügte, daß er an den Ort kam, wo er zu der Frau sollte, mußte er über ein Wasser kommen und darnach noch Felsen und Mauer an siebzehn Klaftern hoch hinaufsteigen. Dazu ließ ihm die Frau über die Mauer aus einem Fenster eine starke Schnur hinab, daran unten ein großer Kolben Wachs hing, damit er sie in der Finsterniß desto eher finden möchte. An die Schnur band er sein Steigezeug, das dazu eingerichtet war; dies also zog die liebhabende Frau hinauf, heftete und schlug den Haken des Steigezeugs ein, daß ihr Freund hinaufsteigen konnte. Und wie die Liebe stets mit bitterer Sorge, Angst und Mühe gemengt ist und die Freude die aus ihr kommt, mit Trauer, so begab es sich einst, daß sie einmal lange nicht bei einander gewesen waren, und als er zu ihr kam, wie früher oft geschehen, hatten sie beide so große Freude, daß sie das Steigezeug, das an dem Fenster hing, vergaß. Aber da dies nicht beschwert war, wehte es der Wind hin und her, der Haken ging heraus und das Zeug fiel über den

Fels ins Wasser, worüber sie beide übermäßig sehr erschraken. Wie aber die Zeit kam, daß er nicht länger bleiben konnte, da hatte die Frau zwei Stück Leinwand und zwei Paar Handschuh zuwege gebracht, die Leinwand machte er aneinander, band das eine Ende an eine Bettstange, legte die quer unter das Fenster und ließ das andere über das Fenster hinuntergehen. Die Frau und er gesegneten einander mit den hübschesten Worten, die sie zuwege bringen mochten. Jeder werthe Mann, der von Frauenliebe zu seiner Zeit ergriffen war und ehrliche Buhlschaft getrieben hat, kann wol abnehmen, welcher Art und wie bitter der Abschied gewesen ist. Darnach zog er die Handschuh an, gab sich für das Wagniß in die Gnade Gottes, um über die Mauer und den Felsen hinabzukommen. Die Frau legte sich in ihrer Treue auf die Bettstange diese zu halten, daß sie nicht überschlug und ihren Allerliebsten zum Falle brachte, sie vergaß, daß ihr die Hände unter den Stecken kamen, woran die Leinwand gemacht war, das drückte sie so hart, daß sie in den Schrei ausbrach: „Hilf, Maria, Gottes Mutter, du brichst mir die Hände!“ Da erschrak der gute Geselle über die Maßen sehr und das Glück fügte, daß er mit den Füßen einen Nagel fand, der in einem Riegel oder Band am Hause stak, weil er noch nicht herab bis zu der Mauer war. Darauf stand er und erhielt sich, bis die Frau ledig war und ihm das alsbald leise zu erkennen gab. Mit der Hand ließ er sich zu Thal, aber die Leinwand schnitt ihm durch die Handschuhe so sehr in die Hände, daß er solches keineswegs länger ertragen konnte, er fing also die Leinwand in beide Arme und drückte die an sich so gut er konnte. Er fiel gar in große Schrecken und Sorgen, denn er wußte nicht, wie tief noch hinab war zu Thale, aber er traf aus Glück und Ungefähr auf einen Misthaufen, den die Stallknechte aus den Ställen geworfen. So machte er sich rasch auf und kam auf eine Meile Wegs weit hinweg in ein Holz, er ging vom Wege ab und that wie der Wolf, der in einem Dorfe geraubt,

sah sich oft um, ob ihm niemand folgte, ward aber niemanden gewahr.

Nun hatte ihm die Frau etwas in einem Bausch vernäht auf den Rücken gehängt; da er nicht wußte, was darin sein mochte, kam ihm der Fürwitz das zu besehen. Er trennte es auf und fand hübsche Arbeiten von guten Hemden darin, goldene Hauben, Perlenschnüre und eine gute goldene Kette mit einem goldenen Kreuz, worein fünf köstliche Diamanten gefügt waren. Darüber freute er sich viel mehr, weil er Gunst und Liebe der Frau deutlich daraus merkte, als um des Kleinods oder Gutes willen, und kam darauf mit Freuden heim.

Kurz darnach begab es sich, daß eine große Hochzeit gehalten wurde, wohin viel Fürsten, Fürstinnen, Grafen, Herren, Ritterschaft, viel höfische Frauen und Jungfrauen kamen. Auch Wilibald's Frau und höchste Freundin war daselbst. Dieweil nun nichts auf Erden einem jungen Mann mehr Freude und Muth machen kann als ein reines, zartes, tugendhaftes Weibsbild, gedachte er ein seltsames und abenteuerliches Ritterspiel zu beginnen, und besprach sich mit Herrn Eberhard v. Brandenstein, der in seiner Jugend auch ein Liebhaber der fraulichen Geselligkeit und ein unerschrockener Mann war, über ein Rennen in der Art, daß jeder in seiner Tartsche einen Spiegel haben sollte und auf dem Haupt keinen Rennhut, sondern aufgewaschenes und geschmücktes Haar und ein hübsches Kränzlein, und wer von ihnen am nächsten zu dem Spiegel in der Tartsche träfe, sollte ein Kleinod gewinnen, das zehn Gulden werth war. Sie kamen also in ihrem Schmucke auf die Bahn und war mein Wilibald gut und reitermäßig herausgeputzt. Sie rüsteten sich zum Treffen, da ließen Herzog Ernst und Herzog Albrecht, beide Fürsten von Sachsen und Gebrüder, ihnen durch Herrn Haubold von Schleinitz den obersten Marschalk und durch Herrn Heinrich v. Einsiedel sagen, wollten sie rennen, so müßten sie sich mit ihren Hüten und was sonst zum Rennen gehört, wie andere

Ritterschaft verwahren. Sie gaben die Antwort, wenn der Fürsten Wille nicht anders wäre, so wollten sie noch ein- oder zweimal umreiten und darnach abziehen. Sie hatten sich aber wohl vorher bedacht, daß man ihnen solches Rennen nicht gern zugeben würde, und deßhalb besprochen, sie sprengten also plötzlich während dem Umritt gegeneinander, und Herr Eberhard von Brandenstein traf eine Ecke des Bretleins, worein das Spiegelglas gesetzt war, aber Wilibald das Spiegelglas auf Herrn Eberhard's Tartsche. Darüber entstand ein Streit zwischen ihnen, Wilibald meinte, Herr Eberhard wäre des Kleinods verlustig, und Herr Eberhard sagte, die Bedingung wäre gewesen, wer dem Spiegel zunächst träfe, er hätte das Brett getroffen, das zu dem Glase gehörte, und es gäbe keinen richtigen Spiegel, der nicht gefaßt wäre, darum hätten sie beide den Spiegel gerührt, es wäre aber nicht ausbedungen gewesen, wer am besten seine Mitte oder einen anderen Fleck treffen würde. Auf ihr beider Begehren wurde ein Ritterrecht niedergesetzt zu entscheiden, aber mit Wilibald so viel verhandelt, daß er die Sache in Güte fallen ließ.

Darnach begab sich's, daß Haubold von Schleinitz seine Tochter Herrn Götz von Ende zulegte. Das ward wieder eine große Hochzeit. Da vereinten sich der Bräutigam und Wilibald und rannten mit einander hinter Kissen, die sie anstatt der Tartschen vor sich hingen, sie ließen aber gutes, starkes Stahlblech in die Kissen von Bettleinwand verbergen. Sie hatten auf ihren Hüten gestreifte Leinwand und hinten auf den Pferden Bettleinwand. Beide trafen richtig die Kissen, ihre Harnischmeister rissen die Speerlöcher in den Kissen weiter, so daß der Wind die ausgestobenen Federn so weit trug, als die Bahn war, und die Leute bestäubte. Das gab ein Gelächter und war den Frauen und Jungfrauen lustig anzusehen.

Darum hab ich solches hergesetzt, daß jeder junge Edelmann nimmer ruhe, bis sein Herz und Gemüth einer werthen

Frau oder Jungfrau in Züchten und Ehren zugesellt werde, denn sie erlöst ihn von unehrlichen Händeln und daß er sich nicht verliegt, und treibt ihn in ferne Lande dort Ehr' und Preis zu suchen, und hindert ihn bei seinen Bauern in den Weinhäusern zu bleiben und von blauen Enten zu schwatzen."

So weit Wilibald von Schauenburg. — Sein romantisches Verhältniß zu einer Fürstin verging unter den Trommeln und Pfeifen derber Landsknechte, denen er sich gesellte. Und eben so rasch schwand die letzte Romantik des absterbenden Ritterthums aus den Seelen der Junker. Die Turniere des fünfzehnten Jahrhunders waren nur eine rohe und schlechte Carricatur des glänzenden Rittersports unter den Hohenstaufen. Und es ist ein Irthum, wenn man ihnen irgend einen wesentlichen Antheil an der Zähmung der wilden Junker vom Stegreif zuschreibt. Größere Wirkung hatte jede kleine Flugschrift, welche jetzt in ein Herrenhaus getragen wurde, und den Männern und Frauen den Wunsch erregte, die krausen Buchstaben persönlich kennen zu lernen.

12.

Die frommen Landsknechte.

(1492).

Vor Beginn des Jahrhunderts, in welchem über dem egoistischen Treiben der Gesellschaften sich einzelne starke Menschen erheben, um dem Leben der Deutschen neuen Inhalt und edlere Kämpfe zu geben, ziemt es noch einmal auf die politischen Verhältnisse des Reiches aufmerksam zu machen. Dies soll geschehen durch Bericht über eine Genossenschaft, welche von allen den größten Einfluß auf die Politik der deutschen Kaiser ausgeübt hat, und dem Hause Habsburg darum zum Verhängniß geworden ist, weil man dieselbe nicht rechtzeitig zu reformiren verstand.

Im Jahr 1431 war ein großes Reichsheer gegen die Hussiten aufgeboten, ein Cardinal hatte die Waffen gesegnet, die seidenen Banner der deutschen Fürsten standen dicht gereiht, Erzbischöfe und Bischöfe in prächtigem Feldschmuck, der Kurfürst von Brandenburg, dem das Oberfeldherrnamt aufgenöthigt war, der Kurfürst von Sachsen mit der päpstlichen Fahne, die Wittelsbacher, das St. Georgs-Banner der schwäbischen Ritterschaft, die großen Büchsen der fränkischen Reichsstädte, ein Lehnsheer von 14000 gerüsteten Pferden, 80000 Mann streitbarem Volk und einer Wagenburg von 8000 Wagen. Und dies große Reichsheer floh schmachvoll beim Herannahen der schwächeren

Hussitenhaufen über die Grenzberge aus dem Böhmerland. Die ganze Wagenburg, unermeßliche Beute fielen in die Hände der Böhmen, 11000 Deutsche wurden in den Wäldern getötet. An diesem elenden Tage von Tauß war das Banner der Stadt Straßburg das letzte, welches den Rückzug zu decken wagte. Es war eine Flucht ohne Schwertstreich, wohl die größe Schande, welche je ein deutsches Heer erfahren; seitdem wußte jedermann, daß das Reichsheer in seiner Zusammensetzung aus zahllosen Contingenten und uneinigen Fürsten ein eben so kraftloser Mechanismus geworden war wie das deutsche Reich selbst; man suchte Rettung.

Als König Maximilian befahl, für den Krieg in Flandern und Burgund Fußvolk aus Landeskindern zu werben und nicht aus zusammengelaufenem Volk, da wurde nur der Name Landsknechte, d. h. eingeborne Kriegsleute, gebräuchlich, in der Sache wurde nichts Neues geschaffen, vielmehr uralter Brauch, der nie untergegangen war, wieder in den Vordergrund gerückt. Denn das Landsknechtheer ist in seiner Taktik, seinen Gewohnheiten, in seinem Gericht und Recht nichts anderes als das alte Volksheer der Merowingerzeit, welches durch die Vasallenreiterei seit den Jahren Karls des Großen in die zweite Schlachtreihe zurück gedrängt war, aber zu jeder Zeit fortbestanden hatte. Allerdings dauerte es nicht in der Masse der aufgebotenen Landleute, welche dem Vasallenheer nach Hofrecht folgten, sondern als ein Fußvolk Freiwilliger, welche wie ihre Ahnen, sich durch Schwur zu Abenteuer und Beute vereinigten, zu gemeinsamer That und zum Gehorsam unter dem Führer, der sie gerufen hatte oder den sie sich setzten. Sie richteten ihre Genossen selbst durch ein Schöffengericht nach herkömmlicher Kriegsordnung, sie wollten Freie sein, die ohne Erlaubniß eines Herrn reisen durften und Urtheil finden über freie Männer. Aber zuverlässig wurde auf die persönlichen Rechte, welche die Genossen in der Heimath besaßen, seit frühester Zeit wenig Rücksicht genommen.

Im Jahr 1276 kämpft eine solche Schaar, die gegen Sold und auf Beutetheil geworben ist, für Rudolf von Habsburg. Als die Rittermäßigen nach dem Treffen eine Anzahl Gefangene enthaupten, ohne die Söldner zu fragen, und diesen durch das ausfallende Lösegeld den Beuteantheil verringern, gerathen die Söldner in Empörung und verweigern ferneren Dienst.*) Hundert Jahre später bezahlen Ulm und der schwäbische Städtebund Fähnlein derselben freien Knechte, welche sich Freiharde und ihren Bund die Freiheit nennen, sie waren damals eine sehr tüchtige Schaar, trugen dicke Joppen, Spieß und Armbrust, 70 Mann derselben trieben 60 Reisige, Ritter und Knechte, ruhmvoll ab, und es gelang den Städten in diesem Jahre sehr gut. Seitdem spielen sie bei jeder größern Fehde und jedem Kriege mit, unter verschiedenen Namen und mit sehr wechselnder Kriegstüchtigkeit. Sie ziehen als schwarze Garde gegen die Dithmarschen, bilden als Ruter die Bemannung der Hansaschiffe, laufen als Schildknechte jeder aufbrennenden Fehde zu und kämpfen als Söldner bei allen großen Kriegsfahrten der oberdeutschen Städte. Schon damals war viel Gesindel unter ihnen, welches Krieg und Fehde zu wüstem Raub benutzte; diese Marodeure, welche man Böcke nannte,**) fanden als Gefangene hartes Gericht, sie wurden im Gefängniß der Städte schwebend an Ketten geschlossen, von dem feindlichen Feldhauptmann als Mordbrenner mit Feuer gerichtet. Außer dem Fußvolk ritten auch Reisige mit eigenem Pferde der Beute nach, sie gesellten sich am liebsten den Burgherren zu und müssen für besonders schädlich gegolten haben, denn unter Kaiser Friedrich III. ward verordnet, daß sie nirgend geduldet werden sollten, wenn sie nicht Diener eines Herrn, eines Junkers, einer Stadt

*) Ann. Basil. ad a. 1276.

**) Von pocken, rauben.

wären.*) Trotzdem spielen sie noch zweihundert Jahre später als Einspännige in den deutschen und schwedischen Heeren mit.

Wenn eine Stadt dem König für einen Reichskrieg ihr Contingent sandte, bestand es in der Regel aus diesen geworbenen Söldnern, und reiche Städte suchten etwas darin, ihre Mannschaft durch gleiche bunte Tracht auszuzeichnen, ein Vorzug, dessen sich außerdem nur die Leibwache großer Herren — die Harschiere mit Hellebarden — erfreute.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhundert war jedes größere Kriegsheer zusammengesetzt aus den Contingenten, welche Fürsten oder Vasallen und Städte aus Lehnspflicht sendeten — auch dieser Anzug zum Theil geworbene Leute —, aber der Kern des Heeres bestand aus gemietheten Söldnern zu Fuß und zu Roß. In der Reiterei dienten geworbene Edelleute mit ihren Knechten, in der Regel zu doppeltem Monatssold, der damals auf acht Gulden für den Reiter, vier Gulden für den Landsknecht festgesetzt war. Noch waren der Reiter im Verhältniß zum Fußvolk viel, einigemal die gleiche Zahl, zuweilen die Hälfte, und dazu gewaltiger Train, ein Heer von 1000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk führte z. B. an 400 Wagen mit Geschütz und Wagenburg, jeden zu 4 Pferden. Aber das Bedürfniß nach größeren Fußheeren wird zwingend, die Entscheidung des Kampfes steht ganz bei ihnen und nicht bei den Reitern. Dem Feldhauptmann freilich waren die Reisigen im ganzen die zuverlässigere Truppe, denn es war leichter auf ihr Ehrgefühl zu wirken.

Das Heer der Landsknechte dagegen war ein seltsames politisches Institut, schwer zu behandeln. Eine große Bruderschaft, welche das Kriegshandwerk als Lebensberuf übte, trotzig, unbotmäßig, im Kampf oft von einer unübertrefflichen Tapferkeit, kriegshart und dauerhaft in Strapazen, aber immer Ge-

*) Reform v. 1442, §. 7.

noſſen, die eigenwillig befanden, ob ſie ſchlagen wollten oder nicht.

Sie ſchafften ſich ſelbſt Waffen und Kleidung, waren entweder Spießknechte oder Büchſenknechte, die erſtern mit ſtärkerer Rüſtung, zuweilen mit doppeltem Sold, aber beide in der Geſellſchaft gleich berechtigt. Sie leiſteten ihren Fahneneid auf Zeit oder zu einem Feldzuge, und zogen zum Heere mit einem Buben oder einem Weib, das ſie ſich geſellt hatten. Ihr Troß war alſo nicht gering, aber er war immerhin beweglicher und weniger maſſenhaft als der eines Reiterheeres. Im Jahre 1474 gehörten bei der Belagerung von Neuß zu einem Heer von 20,000 Fußknechten 4000 Weiber; auch dieſe wurden zur Schanzarbeit verwandt, durch einen Profoß befehligt, hatten ein eignes Fähnlein, worauf eine Frau gemalt war, und zogen mit Fahne, Trommel und Pfeifen zur Arbeit auf.*)

Die Landsknechte hatten ihre Grillen und Feindſchaften, ſie vertrugen ſich ſchlecht mit den Reitern und hatten einen alten Kriegszorn gegen die Schweizer, der aus den öſtreichiſchen und burgundiſchen Kriegen überkommen war und dadurch genährt wurde, daß die Söldner aus der Schweiz am liebſten franzöſiſchen und italieniſchen Sold nahmen, was die Landsknechte ihnen übrigens bei Gelegenheit ohne jedes politiſche Bedenken nachmachten. Auch die Bewaffnung war nicht gleich, die Landsknechte führten entweder Handrohr oder langen Spieß, die Schweizer Handrohr oder Hellebarde. Dagegen war wieder gute Freundſchaft zwiſchen Schweizern und Frieſen. Beide wußten im fünfzehnten Jahrhundert zu erzählen, daß einſt Frieſen auf der Heimkehr von einem Römerzug Karl des Großen ſich in Schwyz niedergelaſſen und die Ahnherrn der Schwyzer geworden wären. Beider Stärke beſtand in dem freien Bauern-

*) Ueber das Landsknechtheer der folgenden Zeit, Werbung und Bewaffnung vergl. Bd. III. der Bilder, Nr. 1 und 2.

ſtand, beide duldeten keine Herren über ſich, und in ihren Briefen nannten ſie einander Söhne und Vettern. Die Landsknechte aber waren zum größten Theil Oberdeutſche und viele Stadtkinder darunter. Doch trotz der Feindſchaft behandelten dieſe Gegner einander in der Regel als ehrliche Soldaten. Dagegen hatten die Raizen, welche in den Kriegen des Königs Matthias mit den deutſchen Landsknechten zuſammenſtießen, grobe und unchriſtliche Sitten, ſie nahmen niemand gefangen, denn ſie bekamen für jeden abgeſchnittenen Kopf einen Gulden, das war ihr Sold, und ſie ſchnitten Köpfe ab, wo ſie irgend Gelegenheit fanden; dieſe erhielten von den Landsknechten kein Quartier.

Das Leiden des Landsknechtheeres war, daß jeder Kriegführende ſie nöthig hatte, und daß keiner ſie zu bezahlen vermochte. Das Dienſtverhältniß beruhte auf Vertrag, beide Theile hatten zu leiſten, der Kriegsherr den Sold, der Söldner den Dienſt. Wurde der Sold nicht gezahlt — und das geſchah ſelten regelmäßig, ſelten ohne Abzüge und Betrug, der den Hauptleuten zu gute kam, und in der Regel nach den erſten Wochen gar nicht oder doch nur durch kleine Abſchlagzahlungen: dann war nach Anſicht des Heeres der Vertrag gebrochen, und dem Heere ſtand frei ſich anderweitig zu vermiethen. So kam es, daß den Landsknechten eine aufſäſſige und meuteriſche Stimmung zur üblen Gewohnheit wurde. Die Hauptleute der Fähnlein, in Geldſachen häufig durch böſes Gewiſſen gedrückt, hatten geringe Autorität und folgten dem empörten Haufen. Der Feldhauptmann, welcher kein Geld ſchaffen konnte, mußte zu allerlei Mitteln Zuflucht nehmen; er vermochte doch vielleicht Tuch zu borgen, wenn die Kleidung ſeiner Mannſchaft abgeriſſen war, dann wurde capitulirt, die Knechte nahmen einmal Gewand ſtatt Geld, und Hauptmann und Leute freuten ſich, daß ſie in gleichen Farben, z. B. ſchwarz und weiß, einhergingen. Zuweilen half dem Führer gegen die erbitterten Knechte, wenn er ſie feierlich anredete. Er mußte ſich eine wohlgeſetzte Rede ausdenken und

darin durch gute Versprechungen trösten. Es war ihm aber nützlich, wenn er vor solcher Verhandlung mit den eigenen Knechten sich von ihnen zur Verantwortung freies Geleit erbat, das ihm nicht verweigert wurde. Erfuhren während solcher Geldnoth die Knechte, daß ein Geldtransport beim Heere angekommen war, so bemächtigten sie sich vielleicht gewaltsam des Geldes, um sich den Sold zu sichern, ja sie nahmen den Geldtransport weg, wenn man ihnen auch grade nichts schuldig war, weil sie behaupteten, daß sie sich vorsehen müßten und daß man am Ende eher die Reiter als sie bezahlen würde. Da die Leute leben mußten, so plünderten sie ihre Quartiere und die Umgegend, unternahmen eigenmächtig Beutezüge und forderten dann von ihrem Feldhauptmann, daß er den eingebrachten Raub, wie es Brauch war, vertheile. Selten gelang es, einen einflußreichen Subalternofficier oder die Anstifter der Unzufriedenheit zu ergreifen, dann brach die Meuterei aus, und der Feldherr mußte sich vielleicht durch die Flucht dem Tode entziehen.

Aber diese Brüderschaft, welche sich am Fahnenstock zusammengeschworen hatte, besaß sogar vor dem Feinde nicht den unbedingten Gehorsam, welcher für dauernde militärische Erfolge unentbehrlich ist. Wie sie im Soldatengericht, wo der Profoß anklagen mußte, selbst erkannten, ob ein Gesell sich als unehrlicher Soldat gehalten habe, so wollten sie auch vor jeder Kriegsoperation, welche ihnen Leib und Habe in Gefahr setzte, mitsprechen. Das war uralter Heeresbrauch. Der Feldhauptmann mußte sie zusammenrufen, anreden und für seine Absicht gewinnen. Zuweilen versagten sie. Wenn es ihnen in den Quartieren nicht übel gefiel und sie nicht den Tod vor Augen sahen, so wurden ihnen die Kriegspläne der Führer unbequem, vollends wenn dabei nicht gute Beute zu hoffen war. In den Quartieren waren überhaupt ihre Weinwirthe und Metzger, ihre Weiber und Dirnen einflußreicher als die Befehlshaber, der Troß aber fürchtete für seinen Kramschatz oder scheute das Ungemach des Feldes.

Wenn gar ein Krieg seinem Ende nahte und nicht so reiche Plünderung gewährt hätte, daß die Landsknechte in Frieden ihre Beute verthun wollten, dann schieden sich feindlich die Interessen des Heeres und des Kriegsherrn. Die Landsknechte suchten das Ende des Krieges dadurch zu hindern, daß sie den entscheidenden Schlag verweigerten, oder heimlich mit ihren Kameraden im feindlichen Heere verhandelten und ein stilles Abkommen schlossen, das kriegerische Geschäft im gemeinsamen Interesse fortzusetzen und nicht zu dulden, daß der fromme Landsknecht wieder in unsicherer Reise laufen müsse. Wurde der Krieg doch geendet und ihre Fähnlein abgedankt, so ballten sie sich vielleicht zu einem Haufen zusammen, setzten sich einen Hauptmann und durchzogen plündernd die Landschaft, bis sie durch Gewalt zerstreut wurden oder einen neuen Kriegsherrn fanden, dem sie sich verdangen.

Daß der Befehl über ein solches Heer keine sorgenlose Ehre war, wußte jedermann; es gelang nur wenigen Feldhauptleuten sich für wichtige Fälle den Gehorsam zu sichern, durch Redlichkeit, einen demantharten Muth, der jede Probe aushielt, durch imponirendes Wesen, dem ein Strich von volksthümlicher Laune nicht fehlte. Wer den Befehl übernahm, der mußte abgehärtet sein gegen zahllose Kränkungen, die er selbst erfuhr, und gegen die Verwüstungen und Unmenschlichkeiten, welche durch seine Banden verübt wurden. Seine Prüfungen begannen an dem Tage, wo das Heer aufbrach. Man merkte wol, daß Heervolk sich nicht in Säcken fortbringen ließ, und daß die Gesellschaft überall wo sie durchzog „sich behalf," indem sie von der Bevölkerung nahm. Denn an geordnete Verpflegung wurde nicht gedacht; deßhalb brachte der Zug eines Heerhaufens das Land des eigenen Kriegsherrn längs der Heerstraße in Aufruhr, die erbitterten Landleute wurden da, wo man sehr schonen mußte und einmal Geld hatte, durch Entschädigungssummen gestillt, die der Kriegsherr zahlen mußte; zuweilen zog das Heer in Streitordnung durch Freundesland, um die einzelnen Haufen vor der

Rache und den Ueberfällen der Bewohner zu wahren, dann marschirte man in breiter Ordnung in großen quadratischen Haufen, Wagenburg und Troß in der Mitte.

Kam man an den Feind und stand ein Zusammenstoß bevor, so galt es den Schlachtenzorn der Landsknechte durch Versprechung und Anrede zu erregen; darauf wurde große Sorgfalt verwandt und einflußreiche Subalterne gewonnen, welche berichteten, ob das Heer in der rechten Laune war. Vor dem Kampf verstrickten sich die Landsknechte noch einmal mit Glauben und Eid unter einander die Schlacht zu gewinnen, die Festung zu erobern, bis auf den letzten Mann auszuhalten. Vor dem Treffen knieten die Knechte nieder — die Schweizer senkten betend auch den Oberleib zur Erde —, sie sprachen ihre Gebete um Glück und Sieg und warfen eine Erdscholle oder Handvoll Staub hinter sich. Die Schlacht war ein Kampf zwei großer quadratischer Gewalthaufen, welche aus den einzelnen Fähnlein zusammengestellt waren; vor dem Zusammenstoß dieser Haufen galt es, den Feind durch das zerstreute Gefecht der Armbrust- und Büchsenschützen zu schwächen, aber der Dienst dieser Vortruppen oder laufenden Knechte war noch schlecht organisirt. Sie liefen nach einigen Schüssen ihrem Gewalthaufen zur Seite oder in den Rücken, die Lockerung der feindlichen Masse hing vorzugsweise von der Gewalt des Einbruchs und den langen Spießen der zusammenrennenden Haufen ab. Bei diesem Zusammenlauf waren die ersten Glieder — die Doppelsöldner — am meisten gefährdet, wohl die Mehrzahl darin wurde erstochen; die Fahnen standen deßhalb erst im vierten und fünften Gliede. Um die Gefahr dieses Zusammenstoßes zu verringern, wählte man im fünfzehnten Jahrhundert zuweilen verzweifelte Gesellen, welche bereit waren ihr Leben gegen besondern Lohn in die Schanze zu schlagen; auch wer Arges verwirkt hatte, konnte sich durch solchen Dienst von der Strafe lösen. Diese „Katzbalger“ wurden mit Hellebarden vor der ersten Reihe der Knechte aufgestellt und ließen

im Augenblick des Zusammenstoßes die Hellebarden in schrägem Hiebe auf die Speerspitzen der Feinde fallen, damit die Spießknechte eilig in die Lücken sprangen und an den Leib der Feinde kamen. Dann begann das Stoßen und Drängen der beiden großen Haufen, die hintern Glieder, verhältnißmäßig sicher, drückten ihre Vorkämpfer unablässig nach vorn. Und es kam darauf an, in welchem Haufen die größere Stoßkraft dauerte. Bei diesem Wogen der Massen wurde in trockener Zeit der Staub auf dem Schlachtfelde so groß, daß man die Aussicht verlor, sogar die Hauptfahne nicht erkennen konnte. Dann schlugen die Muthigen so lange in einander, als die Kräfte und Hoffnung aushielten, die Feigen beider Heere flohen, der Sieg hing außer anderem auch sehr von Sonne und Wind ab. Die Entscheidung aber war in der Regel vollständig, denn der Haufe, welcher sich zuerst zur Flucht wandte, hatte den Feind im Nacken, welcher massenhaftes Niederschlagen, Gefangennahme und Plünderung begann. Dabei verlor das siegreiche Heer völlig den Zusammenhang, und mehr als einmal wurde der glänzende Erfolg einer Schlacht vereitelt, weil der Feind im Stande war, noch eine taktisch zusammenhängende Minderzahl gegen die zerstreuten Sieger zu führen. Man suchte deßhalb wohl einen Haufen für solche Entscheidung zurückzubehalten, aber regelmäßige Reserven wurden erst in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges Brauch.

Die ärgste Schwäche dieser Gewalthaufen war, daß sie zwar eine starke Front hatten, aber leicht zersprengt wurden, wenn die Feinde in ihre Seiten drangen; erst als die Handrohre der Schützen schneller feuerten und diese Truppe verläßlicher ward, suchte man durch angehängte Schützenflügel die Flanken zu sichern. Die Reiterei kämpfte in dieser letzten Zeit selten gegen die Landsknechte, sie galt für wirkungslos vor den langen Spießen des Fußvolks, ihre Action war an den Seiten des Gewalthaufens gegen die feindliche Reiterei; die beiden Waffengattungen des

Heeres griffen also fast gar nicht in einander. Die Artillerie endlich wurde in Positionen aufgefahren, die sie in der Regel nicht verließ, sie half die Aufstellung schützen, aber leistete geringen Dienst bei der Entscheidung. Nach jedem Siege wurde „gebeutet", die gesammte Beute auf einen Haufen zusammengebracht und vertheilt.

Der oberste Hauptmann einer solchen Gesellschaft war vielleicht der große Unternehmer, welcher das Geld für Werbung und Ausrüstung vorgeschossen hatte, unter seiner Autorität war das Heer zusammengelaufen. Auch er faßte als einen Contractbruch gegen sich, wenn ihm der Sold nicht gezahlt wurde. Wie die Treue gegen Kaiser und Reich in solchem Fall erhalten wurde, lehrt das Verhalten des Herzog Albrecht von Sachsen, der die Regierung seines eigenen Landes vernachlässigte und große Summen aus dem Erbe seiner Väter zog, um den Habsburgern Kriegsdienste zu thun, und der in Wahrheit durch mehr als ein Jahrzehnt die beste Stütze der kaiserlichen Familie war. Er hatte als oberster Feldhauptmann im niederländischen Kriege über 300,000 Gulden für Sold und Ausrüstung vorgeschossen, und König Maximilian, der für seinen Sohn Herzog Philipp Kriegsherr war, achtete wenig auf des Herzogs Noth und Drängen. Da wußte der Fürst — wohlgemerkt, während er mit Frankreich im Kriege war — sich nicht anders zu helfen, als daß er sein Heer und seine Dienste dem König von Frankreich anbot, mit der Bedingung, nicht wider König Maximilian und das deutsche Reich gebraucht zu werden, einer unnöthigen Bedingung, denn wenn er das kaiserliche Heer zu den Franzosen hinüberführte, war ohne weiteres die Sache zu Gunsten Frankreichs entschieden, Maximilian hatte kein Heer und kein Geld ein neues zu werben, und dieser Uebertritt des sächsischen Fürsten wurde eine Katastrophe für das Reich. Die Bedingungen des Geschäftes waren durch seinen Unterbefehlshaber am französischen Hofe vereinbart, als König Maximilian er-

fuhr, daß der treue Herzog dieſen verzweifelten Weg eingeſchlagen hatte ſich bezahlt zu machen. Da endlich ſandte der König ſeinem Feldhauptmann etwas Geld und viele Verſprechungen, und ſchloß einen neuen Vertrag ihn nach und nach zu bezahlen. Es iſt durchaus nicht zu erſehen, daß dieſe vorübergehende Differenz das gute Verhältniß zwiſchen dem König und dem Herzog geſtört habe.

Solche Heere einer geworbenen Genoſſenſchaft entſchieden durch faſt drei Jahrhunderte das Geſchick unſeres Vaterlandes, und gerade vor ihnen wird ſehr deutlich, daß Schwurvereine von Privatleuten nicht befähigt waren eine feſte ſtaatliche Organiſation zu erſetzen. Wer jetzt gegen ſtehende Heere kämpft, der möge wohl daran denken, daß unſere Vorfahren, welche nicht im Stande waren ein ſtehendes Heer zu unterhalten, eben darum in faſt unaufhörlichem Kriegszuſtand und einer höchſt jammervollen Unſicherheit der Perſon und des Eigenthums lebten, und wenn ſie ein Heer warben, ſo viele Koſten und ſo großen Verluſt durch Raub und Selbſthilfe der Söldner erfuhren, daß der nationale Schaden ganz unberechenbar größer war, als die Aſſecuranzprämie, welche die Gegenwart jährlich für Friede und Ordnung an ihre Armee bezahlt, endlich daß trotz aller Koſten und aller Verwüſtung doch die Erfolge der alten Heere höchſt zufällig und unſicher blieben.

Und doch war dies Landsknechtheer, deſſen Unbotmäßigkeit uns Späteren unerträglich und monſtrös erſcheint, eine entſchiedene Beſſerung. Denn es war fortan doch möglich, das Land gegen äußere Feinde zu vertheidigen, und der Fürſt, welcher Geld aufzutreiben wußte und einen tüchtigen Feldhauptmann beſaß, durfte Erfolge hoffen. Seitdem wurde den Fürſten erſte Bedingung ihrer Macht, eine geordnete Finanzverwaltung herzuſtellen, ſich reichere Geldquellen zu eröffnen; dies Bedürfniß drückte zunächſt den Landmann herab, welchem Ritter und Geiſtlichkeit die neuen Steuern aufwälzten, es brachte allmälig

die Städte in größere Abhängigkeit von den Herren der Landschaft und wurde die große Verlegenheit und das beste Hilfsmittel der fürstlichen Macht. Erst im dreißigjährigen Kriege kamen die Fürsten zu der Erkenntniß, daß ein stehendes Heer mit festem Sold und einer Ausrüstung, die sie selbst besorgten, sehr viel billiger sei als Fähnlein, welche für einen Sommerfeldzug geworben wurden. Das harte, geistlose, oft brutale Regiment des fürstlichen Staates war doch ein nationaler Fortschritt, der trotz vieler Einbuße an Kraft und Freiheiten das zerfallene Reich aus dem alten Aggregatzustand von Corporationen und Privatvereinen heraushob; und ebenso war das kriegerische Werkzeug dieser Staaten, das gedrillte Soldheer der Fürsten, trotz der Rohheit und dem tyrannischen Zwang eine Erlösung des Volkes von dem wüsten Treiben der freien Landsknechte.

Wir haben über die wilde Wirthschaft innerhalb des Landsknechtheeres einen Bericht, der an Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Er ist in der Biographie desselben fränkischen Edelmanns enthalten, welcher von den letzten Ritterfahrten des deutschen Adels erzählt hat. Zum Verständniß wird kurz an die politischen Verhältnisse erinnert. Nach dem Tode Karl des Kühnen von Burgund (1477) war ein Wunsch des alten Rudolph von Habsburg in Erfüllung gegangen, sein Geschlecht erhielt durch Vermählung Maximilians mit der Erbin von Burgund Anrecht auf das Ländergebiet, welches die letzten Burgunder Philipp und Karl durch Krieg und Vertrag gewonnen hatten. Aber die Länder waren von Parteien zerrissen, der Einfluß Frankreichs bereits übermächtig, und es half wenig, als dem begehrlichen Nachbar Theile der Erbschaft abgetreten, andere versprochen wurden. Als Maria im Jahr 1482 starb und ihrem Gemahl zwei Kinder, Philipp und Margarethe, von vier und zwei Jahren hinterließ und Maximilian als Vormund die Regierung übernahm, wurden die Grafschaft

Burgund und Artois als Mitgift der kleinen Prinzeß Margarethe dem Dauphin Karl verlobt, aber die Unruhen in den Niederlanden und die Intriguen Frankreichs hörten nicht auf; im Jahr 1488 wurde Max zu Brügge von den Bürgern gefangen und der Vormundschaft entsetzt. Er löste sich aus dem Gefängniß, indem er unter anderm eidlich gelobte der Regierung zu entsagen, und stellte dafür Geiseln, aber er hielt den Vertrag nicht und verrieth seine Geiseln, von denen Philipp von Cleve sofort zur französischen Partei übertrat. Die Gefangenschaft Maximilian's brachte in Deutschland eine kleine Aufregung hervor, sein Vater, Kaiser Friedrich, begann langsame Rüstungen, die eifrigsten Herzog Albrecht von Sachsen, der nach den Niederlanden ging und von 1488 bis zu seinem Tode 1500 gegen die französische Partei und die unbotmäßigen Städte, endlich auch gegen Friesland im Felde lag. Als kaiserlicher Feldhauptmann kämpfte er mit wechselndem Erfolg, im ganzen den Gegnern überlegen. Im Jahre 1492 landete Heinrich VII. als Bundesgenosse Maximilian's mit großer Flotte zu Calais, um gleich darauf einseitigen Frieden mit Frankreich zu schließen. Trotzdem unterwarf die Tapferkeit der Landsknechte bis zum Jahr 1493 den größten Theil der Niederlande.

Und jetzt erzählt Wilibald von Schauenburg als Unterhauptmann des Herzogs Albrecht zum Jahr 1492 wie folgt:

„Der König von England schlug eine übergroße Schatzung auf die Seinen, wie man meinte, mehr als 1,800,000 Gulden, und traf mit seiner Landschaft das Abkommen gegen den König von Frankreich zu ziehen, da ein ewiger, immerwährender Krieg zwischen den beiden Königreichen ist; er bestellte über 400 große und mittle Schiffe, die besten, so er in seinem Reich, in Holland und Seeland zu Wege bringen konnte, die ihm alle gegen seinen Sold nach England gebracht wurden. Dieselben füllte er mit Leuten, Proviant und Geschoß und allem, was in's Lager ge-

hört, und schiffte so mit 22,000 Mann oder darüber gen Calais.

Von da schickte er feierliche Botschaft zu Herzog Albrecht von Sachsen und allen Regenten in ganz Niederland, ließ sie an alte Treue und Hülfe, die er ihnen vor Sluis und an andern Orten erzeigt, erinnern, begehrte und bat aufs allerfreundlichste auch ihm Hülfe und Beistand zu thun. Der hochgemuthe und ritterliche Herzog Albrecht, dessen Herz und Sinn nach Ehren rang, gab die Antwort, er werde dem König 4000 Knechte schicken, und sobald er sich gerüstet, wolle er in eigener Person mit allen seinen Grafen, Landherren, Edlen und Reisigen bei ihm sein. Der Herzog schickte seinen werthen Hauptmann, den von Schauenburg, mit der gemeldeten Anzahl Knechte dem Könige zu Hülfe, in der Absicht später nachzuziehen.

Nun lag die englische Rüstung noch zu Calais, und als der Hauptmann sich auf zwei Tagereisen genähert hatte, kam ihm eine Botschaft von einem Capitän, welcher der Grison hieß und noch drei oder vier andere Hauptleute seines Volkes bei sich hatte. Der ließ dem von Schauenburg sagen, wenn er nebst seinen Knechten mit ihm ziehe, so wollte er versuchen ihm in die große Stadt Antricht, die sie zu welsch Arras nennen, Eingang zu verschaffen; wenn das gelänge, dann wäre noch die kleine Stadt, und wiewol jede der beiden Städte ein festes Schloß hätte, wollten sie sich doch mit Gottes Hülfe unterstehen auch die Klausen (Citadellen) zu erobern. Der Hauptmann sorgte, und mochte dem Grison und seinen Gesellen nicht vollen Glauben schenken. Aber es war ein redlicher Edelmann aus Hochburgund zur Stelle, der Herrn Wilibald bekannt war, mit Namen Loi de Wadre, der kannte die Leute und sagte dem Hauptmann für ihre Treue gut. Er bat ihn fröhlich auf diesen Anschlag zu ziehen, und versprach mit seinen Gesellen von der welschen Garde, an 500 Pferden, deren Hauptmann er war, bei ihm Leib und Leben, Ehre und Gut getreulich hinzugeben und zu

wagen. Herr Wilibald, der den Mann fromm wußte, war froh, ließ sich überreden, las aus seinen Knechten die 1500 besten; die anderen 2500 ließ er seinem Stellvertreter, daß dieser dem König von England zuziehe und bei einem Städtlein, Grevenberg genannt, eine Tagereise unter Calais, warte, ob ihm sein Anschlag gerathen würde.

Der Hauptmann kam mit seinen Knechten im Hennegau zu einem Städtlein, heißt Cunta — es war zu der Zeit an Hans von Oettingen als Mitgift seiner Gemahlin gekommen —, von da hatte er noch 18 (belg.) Meilen gen Arras, er bestellte auf allen Straßen und Päſſen, daß alle Frauen und Männer, die nach der Richtung gingen, aufgehalten würden, damit keine Warnung ins Land käme. Er zog aber mit seinen 1500 Knechten ohn' Unterlaß in einem Zuge bis auf eine Meile Wegs an die Stadt. Indeß war Loi de Wadre mit seinem reisigen Zug, an 500 Pferde, zu ihm gestoßen, er ließ Reisige und Fußvolk zusammenziehen, gab ihnen seinen Anschlag zu verstehen und sagte ihnen, sie sollten ihm geloben und schwören, im Fall sie mit Gottes Hülfe die Stadt eroberten, keinem Menschen etwas zu nehmen und die Stadt ungeplündert zu lassen, er aber wollte ihnen wieder geloben und schwören, daß er jeglichem Reisigen und Fußknecht einem wie dem andern statt der Beute drei Monat Sold geben wollte. Darüber wurden sie einig, schwuren also das einander zu halten und zogen auf solchen Vertrag fort. Der Hauptmann ließ den reisigen Zug eine halbe Meile vor der Stadt halten, er hatte Sorge, wenn er näher zöge, möchten die Pferde so schreien, daß die Wächter solches auf der Mauer hörten und vor dem Anschlag gewarnt würden. Er legte sich mit seinen Knechten ganz nahe in einen tiefen Graben und wartete, bis der Grison käme oder das Wahrzeichen gäbe, das sie vereinbart. Wenn eine Katze auf der Mauer miaute, sollten sie unten im Graben auch einen Schrei machen, dann wäre alles in Ordnung. Und als sie so lagen und auf die Zeichen warteten,

waren von ungefähr etliche Franzosen auf Beute geritten, wollten wieder in die Stadt und stießen auf die Knechte mit einem feindlichen Geschrei: Teutsch, stich tot.

Der Hauptmann erschrickt mit Fug, da er eine Verrätherei besorgt, und mahnt die Knechte in die Ordnung, der Trommelschläger fährt in die Höhe und schlägt Lärm, da springt gar ein redlicher Knecht zu ihm und sticht mit einem Brotmesser einen langen Schlitz in die Trommel, in Sorge, die auf der Mauer würden sie gewahr werden. Indem rannten die Franzosen hinweg, daß niemand in der Nacht wissen konnte, wo sie blieben. Und während solchem Alarm brachte Loi de Wadre dem Hauptmann Botschaft, daß die Stadt geöffnet sei, er solle mit den Knechten heranziehen. Das nahm den Hauptmann groß Wunder, er bedachte, die auf der Mauer hätten unzweifelhaft ihren Alarm gehört, und wenn sie darüber die Thore geöffnet hätten, müßte das sicherlich eine Verrätherei sein. Der edle fromme Ritter war betrübt und froh, da ihn ein zweifelhaftes Glück einmal die Verrätherei, dann die offene Stadt anzeigte. Aber er hatte Vertrauen in Loi de Wadre's Rechtschaffenheit und die Streitbarkeit der Knechte. Er gedachte zuvor einen großen Abraum zu machen und setzte seine Sache meist auf Gott, den der starke mannhaftige Mann in allen Nöthen durch Anrufen bekennen und um jeden Sieg bitten soll, denn er dachte, er wäre einmal da und könnte nicht zurück. Er schrie die Knechte also an kecklich vorzudrücken, befahl etlichen Hauptleuten in Schlachtordnung auf den großen Platz zu treten, was ihnen begegne und nicht burgundisch schreie, alles tot zu stechen und großen Fleiß zu haben, daß man die in der Stadt nicht versammle oder zu Hauf komme.

Der Hauptmann aber lief mit etlichen Knechten zur kleinen Stadt, da waren die Thore noch zu. Sie machten ein Gerüst mit langen Spießen von der Brücke über den Graben auf die Mauer. Sie hatten einen Knecht, der nicht ganz bei Sinnen

war, den überredete der Hauptmann, daß er auf dem gemachten Gerüst hinüberrutschte, und als dieser auf die Mauer kam, ward er gefragt, ob er die Feinde um sich sähe oder vernähme. Der sagte, er sähe oder vernähme niemand. Der Hauptmann hatte auch einen seiner Trabanten mit Namen Kunz bei sich, dem versprach er eine Summe Geldes, der machte sich auf dem gedachten Gerüst zu dem ersten Knecht hinüber, und ward ihnen befohlen in eine Schmiede zu laufen, die nicht weit von dem Pförtlein lag, einen großen Hammer zu holen und zu versuchen, ob sie das Pförtlein öffnen könnten. Das geschah, sie schlugen die Schlösser ab. Da das Pförtlein enge war, mußte der Hauptmann mit den Knechten einer nach dem andern hineinschlüpfen. Als er mit zwanzigen hinein war, wurden Kuirasser und Kriegsvolk der Franzosen, die darin lagen, auch aufgestört und drangen in einer Gasse daher. Der Hauptmann nahm die Knechte mit den langen Spießen zu sich, lief den von der Stadt entgegen, schrie sie fröhlich und kecklich an: Her, her, ihr.

Die erschraken, dachten, daß allbereits der ganze Haufe da wäre, und flohen in eine große Kirche. Der Hauptmann folgte nach und wurden ihrer über zweihundert darin gefangen. Indeß wurden die großen Thore auch geöffnet und aufgebrochen, und drangen die Reisigen, denen Botschaft gesandt war, heran. Jeder Bürger, der in sein Haus konnte, hatte dies versperrt so gut er mochte, denn was außerhalb der Häuser betreten wurde, ward erschlagen. Ein Knecht des Hauptmanns brachte ihm sein Pferd. Er saß auf, sprengte von einer Schaar zur andern und befahl, was jedermann thun und lassen sollte. Er ließ ausrufen, alle, so burgundisch sein wollten, sollten sich mit Andreaskreuzen bezeichnen und in die große Kirche gehen. Zur Stunde liefen die Bürger aus allen Ecken und Gassen ohne Wehr zu der Kirche, indem sie schrien „zu Burgund". Einer hatte sich mit Kreide, der andere mit weißem Tuch, wie sie das in solcher Eile haben konnten, gezeichnet, und waren über 2000 in der

Kirche. Die Kirche ließ Herr Wilibald mit den besten Knechten besetzen, so daß niemand herauskonnte, und hieß die Frauen alle nach Hause gehen. Und als die beiden Städte, wie erzählt, eingenommen waren, zog der männliche Held gegen das kleinere Schloß, welches die Feinde noch inne hatten. Die Schlösser aber beider Stadtseiten hatten Pforten auf das Feld, so daß sie sich ohne alles Hinderniß nach Möglichkeit stärken und Leute so viel sie wollten, einlassen konnten. Ferner lag der Hofmeister des Königs von Frankreich, der von Cordis, über 10,000 Mann zu Roß und Fuß stark mit tüchtigem Volk in den nächsten Flecken, vier, sechs und acht Meilen Wegs. Daraus entstand dem Hauptmann nicht geringe Besorgniß; er war mit den Seinen von dem weiten Zug und jetzt von der großen Arbeit sehr müde, hätte auch nicht vermocht wieder aus dem Lande zu kommen, wenn der von Cordis solches erfuhr und eilends zuzog.

Darum ließ der Hauptmann von Stund an vor allem gegen das Schloß schanzen und gab den Knechten auch viel Holz, Leitern und anderes, was zum Sturm gehört, zu tragen. Es wurden zwei Büchsen im Rathhause gefunden, die brachte man vor das Schloß und machte ihnen ein Lager. Beim ersten Schuß zersprang die eine, und die andere war nichts nütze. Aber die Knechte stellten sich zum Sturm, darüber empfingen die Feinde auch keinen kleinen Schrecken und riefen Loi de Wadre, um ein Gespräch bittend. Dieser gab die Antwort, daß er hinter dem Rücken des Hauptmanns dazu kein Recht hätte, weil dieser es verboten, und ließ die Forderung an diesen gelangen. Der von Schauenburg forderte seine Knechte zu einem Gespräch. Loi verhandelte mit den im Schloß, kam und sagte, auf welchen Punkten die Unterhandlung stehe. Die Knechte aber waren unterrichtet und angelernt, und schrien laut, sie wollten solche Bedingungen nicht annehmen sondern stürmen. Wadre unterzog sich neuer Unterhandlung und bestand zuletzt darauf, die Feinde sollten dem von Schauenburg das Schloß überantworten und

die Reisigen darunter sollten 1200 Gulden für Passeporten zahlen, so wolle man sie mit Pferd und Harnisch ziehen lassen. Denn die Knechte sagten, die Reisigen wären reich, sie hätten für diesmal genug gewonnen, bedürften weder Pferd noch Harnisch, sie möchten hinziehen und wieder an einen frischen Krieg gedenken, wenn dies verschlemmt sei, sie, die Knechte aber wollten auch davon gewinnen. Die Passeporten wurden bald ausgefertigt, mit 1200 Gulden dem Hauptmann überantwortet. Die Franzosen meinten, sie wären wohlfeil davon gekommen, sie waren froh und der andere Theil noch froher, daß man ihrer so ledig war und die Sache besser beendigen konnte; denn jetzt war nur noch halbe Sorge und fortan nicht mehr als ein Stadttheil zu bewahren. Herr Wilibald besetzte den Stadttheil und dies eine Schloß nach Bedarf, ließ die Trommler schlagen und die Knechte wieder in die Ordnung fordern, und zog so mit seinen Sturmleitern an das andere Schloß, und man stürmte ritterlich mit aller männlichen Kraft, der vorigen Müdigkeit vergessend.

Da die Franzosen den ernstlichen und harten Willen des Hauptmanns und der Seinen ersahen, wurden sie weich und verzagt, und wiewol sie den obersten Hauptmann des Königs von Frankreich, Cerclement, bei sich hatten, wichen sie doch zur hintern Pforte aus dem Schloß. Dadurch wurde ohne merklichen Widerstand auch das andere Schloß mit Sturm gewonnen. Aber die Knechte folgten den Feinden in das Feld nach, erliefen etliche von ihnen und auch den Hauptmann, denn der war groß, feist und unvermögend zu laufen, sie brachten ihn sammt seiner Tasche, darin viel goldene Ketten, Paternoster, goldene Kreuze, mancherlei Zierrath gefunden wurden, zu dem Hauptmann. Dieser bestellte die beiden Schlösser und Städte nach seinem Nutz und Vortheil so, daß er sich getraute mit einem Angriff der Feinde fertig zu werden.

Als alle Dinge zu Nothdurft wol bestellt waren und

sich jedermann nach Herberge und wo er bleiben wollte, umsah, kam der von Schauenburg in das Haus, wo Cer, clement, der vorgemeldete Hauptmann, seine Wohnung hatte, in dem merkliches Gut von Hausrath nach Landes Manier gefunden wurde. Nun bedarf es nicht sonderlichen Schreibens über den Kriegsbrauch in Niederlanden, denn unsere Landsleute haben darüber so viel erfahren, daß er wohl bekannt ist. Dennoch kannte die Gemahlin des genannten Hauptmann das hohe Lob der Deutschen, wie die alles Frauengeschlecht ehren, sie hatte auch erfahren, daß der oberste Hauptmann ein Hochdeutscher war, von werthem edlem Stamm geboren. Und wie die Frauen in der Noth schneller als die Männer mit Antwort und Anschlag ihren Vortheil erdenken, so trug sie ihre Kleider und Kleinodien, die in Goldstoff, Ketten, Gold, Edelgestein, Zobel, Marder, gutem Rauchwerk und köstlichen Tüchern über 4000 Gulden werth waren, vor ihn und die welschen Capitäne und sagte, der Allmächtige hätte ihnen den Sieg und alle Habe der Einwohner in ihre Hände gegeben, das wüßte sie wol und es wäre unnütz etwas vor ihnen zu verbergen, darum wäre sie da, um ihnen zu überantworten, was vorher das ihre gewesen wäre. Bei ihrer Seele und Frauenehre wolle sie sagen, daß ihrem Herrn und Hauswirth nichts davon zuständig gewesen, sondern ihr allein zugehört habe. Darum was sie als ritterliche und theure Männer, die allerwege Frauengunst geliebt hätten, ihr gütig verabfolgen oder wiedergeben wollten, dafür würde sie ihnen danken. Die Hauptleute sahen einander an. Der von Schauenburg sprach: Lieben Freunde, ich weiß, daß die hiesige und unsere deutsche Gewohnheit in diesem Fall grade entgegengesetzt ist, aber von mir wäre vermessen euch eurer Landweise zu entziehen, und wenn ich es thäte, könnte ich meiner Herrschaft und mir Schaden bringen. Wir Deutschen und vor andern die von den Oberlanden pflegen, so wir Städte und Schlösser gewinnen, keiner Frau oder Jungfrau von adlicher Geburt etwas

von ihrem Leibschmuck zu nehmen, und wenn solches ein Edelmann thäte, würde er von seinen Genossen sein lebelang für untreu und unwerth gehalten. Darum will ich die Beute, die mir zu Theil wird, der tugendhaften Frau wiedergeben und ihr nichts abbrechen. Die Welschen wurden etwas zornig gegen ihn und sagten, er wäre hier nicht in seiner Landesart, jeder müßte sich nach dem Lande richten, worin er wäre, aber die Länder richteten sich nicht nach ihm. Schauenburg sprach: „Die adliche, deutsche Gewohnheit und Zucht soll mich nimmer verlassen, und ob ich gleich keinen Deutschen meiner Landsmannschaft bei mir habe, der mir dies im Oberland zur Schande nachsagen könnte, so würde mich doch mein Gewissen strafen. Darum laßt uns zu der Beute und Theilung greifen. Denn was mir wird, damit weiß ich zu thun, wie ich vorher gesagt habe." Da die Frau diese Rede vernahm, sprach sie: „Ei, ei, deutsche Ritterschaft, bis geehrt. Nun hin, mir wird doch vorbehalten, der Deutschen Lob gegen alle meine Freunde zu rühmen und euer Thun zu beurtheilen."

Durch diese Worte wurden die Welschen auch bewegt der Frau das Ihrige zu lassen, und darum dem werthen deutschen Hauptmann hoch gedankt.

Dem von Cordis kam die Botschaft, wie die Burgundischen Arras gewonnen und mit Gewalt inne hätten, er erschrak unmäßig sehr, riß vor Leid seine Mütze vom Haupt, warf sie in das Feuer, raufte Haar und Bart und weinte bitterlich. Der von Schauenburg aber schrieb dem König von England seinen erlangten Sieg und vermeinte, der König sollte sich darüber freuen. Der König war deßhalb aber über die Maßen sehr betrübt. Daneben schrieb der Hauptmann seinem Statthalter Georg Auge, er solle zum Könige ziehen; sobald er, der Hauptmann, Arras besetzt habe, wolle er zu Roß und Fuß so stark als möglich auch kommen. Indem ward Herrn Wilibald heimlich zu verstehen gegeben, weßhalb der König von England erschrocken war.

Und das war die Ursache. Wie gemeldet, hatte der König von England 1,800000 Gulden von den Seinen genommen, und um seinen Willen zu erlangen, ihnen zugesagt den König von Frankreich zu überziehen. Denn woher und wie der Erbkrieg dieser zwei Königreiche entstanden und verlaufen, ist ja bekannt. Aber König Karl von Frankreich hatte gewußt, daß der angehende König von England zu seiner Partei gehörte und hatte ihm mit beträchtlichem Geld und anderer Förderung zur Herrschaft geholfen; das aber durfte sich der von England keineswegs merken lassen, er wäre sonst von den Landherren und denen in London bald von der Krone weggebracht worden. Darum zog er dem König von Frankreich vor einige kleine Städte, die um Calais lagen, gewann zwei davon, ließ die Mauern umbrechen, die Häuser verbrennen, wobei man merkte, daß er den Krieg nicht hart machen oder scharf antreiben wollte, und gab dem König von Frankreich von seinem bewilligten Geld 100,000 Gulden, damit er solches geschehen lasse. Darnach zog er vor eine Stadt, heißt Boulogne, worin unsere liebe gnädige Frau rastete, lagerte sich mit seinem Geschoß und ließ sehr arbeiten.

Es ward also zwischen den zwei Königen verhandelt, daß der König von Frankreich dem von England zehn Tonnen Goldkronen für seinen Zug, Mühe und Arbeit, die er durch die Reise aus England gehabt, geben sollte, diese Tonnen wurden in einem großen Saal hintereinander gestellt und auf eine Million Goldkronen angeschlagen. Da die Englischen sie also ansahen, meinten sie eine große Sache ausgerichtet zu haben, die Tonnen waren aber nach beider Könige Wissen mit Asche gefüllt und kupferne vergoldete Kronen darauf gelegt, von denen funfzig kaum eine werth waren, und wer etwa in die Tonnen griff, konnte nichts anderes merken, als daß sie mit Gold gefüllt waren. Und dieweil sie noch in der vorgemeldeten Verhandlung standen, bevor dieser Vortrag geschlossen war, ließ der König

von England dem Herzog Albrecht schreiben, er möge seinen Hauptmann und alle niederländischen Herren veranlassen, mit ihrem Kriegsvolk sich gemächlich zu rühren und nicht heran zu ziehen. Darum wurde der Abschluß sehr beeilt, die Englischen sagten, Frankreich hätte ihnen viel Geld geben müssen, und der englische König konnte das Geld, das er von seinem Lande geschatzt, auch behalten. Er schrieb dem Herzog und seinem Hauptmann mit großem Dank für die erbetene Hülfe, daß die Sache geschlichtet wäre.

Unterdeß säumte der von Cordis nicht lange, forderte alles Kriegsvolk zu Roß und Fuß herbei und zog über 8000 stark vor Arras, lagerte sich zu Feld, konnte aber der Stadt nichts abgewinnen und zog mit Spott davon.

Und nun muß ich das gute Verhalten der redlichen Landsknechte melden. Der von Schauenburg hatte den Knechten, wie gemeldet, versprochen, wenn er beide Schlösser und Städte erobere, wolle er jedem drei Monat Sold nächstens darauf geben, welche Summe sich auf 60000 Gulden belief. Er mühte sich hart in der Kürze solches Geld aufzubringen. Die Knechte wurden gewahr, daß er es bei einander hatte, gedachten ihn tot zu schlagen, das Geld zu theilen und die Stadt zu plündern, was sie doch vorher nicht zu thun versprochen hatten; darum wollten sie dem obersten Hauptmann die Muße nicht geben mit jedem einzelnen Hauptmann abzurechnen, und zogen mit der ganzen Ordnung vor seine Herberge. Die Büchsenschützen standen hinter und vor dem Hause mit ihren eingestellten Büchsen und Gabeln, dazu hatten sie alle Schlangen in die Ordnung gerückt, um für den Fall, daß die Reisigen dem Hauptmann helfen wollten, diese auch zu erstechen und ihren Willen zu vollbringen.

Doch schickten sie ihre Hauptleute, Fähnriche und Weibel zu Herrn Wilibald, ließen ihm sagen, daß er von Stunde an ohne längeres Verziehen bezahle, wo nicht, wüßten sie sich selbst zu

bezahlen. Der Hauptmann hatte doch einige gute Freunde unter ihnen, die sagten ihm, die Verschwörung wäre gemacht, er sollte darauf denken sie zu bezahlen wie er könnte, es würde sonst nichts Gutes daraus. Nun bedachte der von Schauenburg, daß dies Volk weder Gott noch Ehre kannte und sich vor nichts schämte, er forderte also einen Hauptmann nach dem andern und sprach zu jedem: „Thue nach Treue und Glauben, nimm hin diesen Sack mit Gold, bezahle die Knechte die unter dir liegen." Darauf forderte jeglicher seine Knechte, indem er ihnen sagte, daß er seine Bezahlung hätte, damit wichen sie ab zu ihren Herbergen. Darnach unternahm er die Edlen und Reisigen zu bezahlen, dazu fehlten ihm an 12000 Gulden. Diese aber waren von anderer Zucht und besserem Gebaren. Der Bischof von Arras war gefangen, mit dem ward verhandelt, daß er sein Silbergeschirr, Kredenz und was er Gutes hatte, hingab, damit die Edlen und Reisigen bezahlt würden.

Der von Cordis bereitete mancherlei Verrätherei, ließ an vielen Orten Feuer legen, bestellte, daß die Brunnenketten abgetragen oder in die Brunnen geworfen wurden, daß an den Brunnen, welche Seile hatten, diese halb entzwei geschnitten wurden, damit sie entzwei rissen, sobald man hart damit arbeitete.

Unterdeß verzog sich die Sache, man mußte lange zu Arras liegen und die Schuld des Soldes wuchs wieder stark. Das Gesindel hatte den Gewinn fast verschlemmt, die Säcke wurden ihnen leer, darum zogen sie zu Zeiten fortan in's Land auf Beute sich zu helfen. Da sie aber umher aufgeräumt hatten, daß nicht mehr viel zu kriegen war, wurden sie ganz widerspenstig, fingen an in der Stadt zu nehmen, und niemand in der Stadt, auf den Gassen oder dem Lande war sicher.

Nun ist landkundig und unverborgen, wie der Römischen Königlichen Majestät die Herzogin von Bretagne zur Gemahlin gegeben war, und daß König Karl von Frankreich sich mit

Gewalt des Landes und der Frau bemächtigte. Darauf ließ die Römisch Königliche Majestät ihre Tochter Frau Margarethe, die dem gedachten Könige vorher vermählt war, wieder holen und aus Frankreich bringen. Nun mußten die dazu geschickten Gesandten, Bischof Wilhelm von Eichstädt, Markgraf Christoph von Baden, Graf Engelbrecht von Nassau, Graf Eitelfritz von Zollern und die anderen mit gedachter Fürstin nicht fern von Arras hinziehen. Die wußten, wie sich Reisige und Knechte dort hielten. Darum schickten sie Botschaft zu dem von Schauenburg, daß er mit der ganzen Garnison zu Roß und Fuß verhandeln sollte, damit sie friedlich und ungehindert durchziehen könnten. In dem Vertrage mit dem König von Frankreich hätten sie auch ausgemacht, daß in dem französischen Lande von den Burgundischen nicht mehr geschädigt und geraubt werden sollte, das hätten sie im Namen Römischer Königlicher Majestät und des Herzog's Philipp's zugesagt und sich schriftlich verpflichten müssen. Wenn nun dieses ihr Gelöbniß und Verpflichtung dem König von Frankreich nicht gehalten würde, so würde das sehr ernst genommen und dem Reich und der ganzen deutschen Nation zum Schaden werden.

Der Hauptmann rief eine Gemeinde des ganzen reisigen Zugs und der Fußhaufen zusammen, und hielt ihnen die Erklärung vor mit vieler Bitte und gütlichen Worten. Die gaben Antwort, man sei ihnen schuldig, sie hätten kein Geld mehr und alles verzehrt, sie hätten auch keine Aussicht etwas zu gewinnen. Wenn man sie bezahlen wollte, so könnten sie den Vertrag des Königs von Frankreich und der Gesandten sich wohl gefallen lassen. Wenn man sie aber nicht bezahlte, könnten sie ihre Hände und Füße nicht essen, wollten auch ohne Bezahlung nicht wegziehen, sondern pfänden, angreifen, aufhalten und fangen, wen sie könnten, damit sie sich erhielten. Der Hauptmann konnte trotz Mühe und Fleiß keine andere Antwort erlangen, und ließ die Botschaft so scheiden. Die sagte Frauen Marga-

retha und den Herren, was ihnen zu Arras begegnet war. Nun ward eine zweite Botschaft zu dem Hauptmann nach Arras geschickt. Dort forderte der Hauptmann wieder die ganze Gesellschaft in eine Gemeinde, führte die Boten in den Ring und bat, diese anzuhören. Die sagten: „Der ersten Botschaft ist ganz widerwärtig geantwortet worden, jetzt sind wir wieder geschickt, den Hauptmann und die ganze Gemeine in der Garnison auf's gütigste anzusprechen, zu ersuchen und zu bitten, von solchem bösen Vorsatz abzustehen, denn ein solcher Muthwill und Schande ist an Deutschen unerhört, seit die Nation in Würden steht und das heilige Reich in ihrer Verwaltung ist, daß eines Römischen Königs Tochter mit ihren Frauen und Jungfrauen aus fremden Landen herzieht und mit denen, die sie begleiten, von deutschen Knechten aufgehalten werden sollte, die alle ihre Eltern im Reiche haben und die selbst dem Reiche unterwürfig sind. Was kann die edle und fromme Fürstin dafür, daß man den Knechten Sold schuldig ist? Sie bleibt billig des Schadens müßig, denn sie kann dafür kein Pfand sein. Aber es ist wol möglich, daß sie von anderen mit ihrer Begleitung gefangen werden kann, wegen des Unwillens, den die Knechte erregt haben. Daraus wird den Knechten wenig Ehre entstehen. Wenn aber dies geschähe, so haben sie zu bedenken, daß die Römisch Königliche Majestät, Herzog Philipps wie das ganze Reich wenig Gefallen haben würde; ohne Zweifel müßten alle diejenigen, so dabei sind, mit Namen aufgeschrieben werden, und wo sie fortan im Reich oder in allen Niederlanden begriffen werden oder sich sehen lassen, darum sterben; was auch ihr verdienter Lohn wäre." Sie erzählten auch sonderlich dem Hauptmann, was für ihn selbst darauf stünde, sie sagten und ermahnten ihn seiner Eltern wegen, wie die gar lange Zeit ehrlich und wohl bei dem heiligen Reich heraufgekommen wären und ihr Blut vergossen hätten. Und sollte solcher Frevel unter ihm geschehen, der dieses Volkes oberster Hauptmann sei, so würde das seinem Namen und seinen Nach-

kommen ein ewiger Vorwurf sein, denn wer könnte etwas anderes denken, als daß diese Unthat mit seinem Willen, Wissen, Rath und Hülfe begangen wäre.

Der Hauptmann sprach: „Liebe Freunde, ihr habt gehört, welcher maßen wir beschickt und angesprochen sind, ich bitte, ihr wollt zu Herzen nehmen unser aller Ehre. Uns ist die Wahrheit gesagt. Thun wir das, so sind wir ewig entehrt, dazu Leibes und Lebens unsicher, wo wir hinkommen."

Aber ein Kiesel ist ein Stein, hier war kein Wenden. Das Kriegsvolk wollte Bezahlung oder auf seinem Vorsatz beharren. Der Hauptmann erdachte einen andern Rath und sprach: „Liebe Freunde und fromme Knechte, es ist wahr, obwol wir dem Herzog Philipps gut und treu gedient, will er uns nicht bezahlen. Was wollen wir darum seine Schwester, die edle Fürstin beschuldigen, die weder an seinen Leuten noch Landen Theil hat? weßhalb sie mit ihrem Frauenzimmer oder den Fürsten die bei ihr sind, aufhalten? Das wäre großer Unrath. Weßhalb auch wollen wir die Ambassaten, die mit königlicher Würde von Frankreich Vertrag geschlossen haben, unwahr machen? Laßt uns den pfänden, der uns schuldig ist, das ist Herzog Philipps. Was sollen dies die anderen entgelten? Ihm wollen wir in seinem Lande rauben, brennen, fangen und wirthschaften, so lange bis wir bezahlt sind."

Das gefiel den Knechten. Sie hielten das den gesandten Herren vor, die sahen das auch für besser an, als daß sie aufgehalten werden sollten. Darauf ward Frauen Margaretha Sicherung zugesagt und unter des Hauptmanns Siegel ein Passeport gegeben. Die zog ihres Wegs mit großem Aufzuge, mit Pracht und Schmuck auf einer Roßsänfte, in einem herrlichen Stuhl sitzend, über ihr war eine Decke von einem Stück Goldstoff, um sie vor der Sonne zu beschirmen; so zog sie in Brabant ein. Dort ward sie mit großen Ehren und Freuden empfangen und viele frohe Feuer und herrliche Spiele gemacht.

Der Hauptmann aber und das Kriegsvolk vereinten sich und schwuren zusammen, den Herzog Philipps von Burgund und die Seinen anzugreifen, zu berauben, zu brennen, zu fangen und zu beschädigen, so lange bis sie bezahlt wären, und einander in keiner ehrlichen oder redlichen Sache zu verlassen. Und jetzt zog eine Partei und dann die andere in das Land des Herzogs Philipps, raubte, brannte und schädigte, als ob es Feinde wären. Als nun dieser Berg auch abgeholzt und nichts mehr zu nehmen war, begannen die Knechte in der Stadt übel und greulich zu hausen, fingen die reichen Pfaffen und Bürger, legten sie auf Bänke, marterten und schätzten sie um alle ihre Habe. Der Hauptmann hätte gern gestraft, wie er oft zuvor gethan, da er etliche durch die Spieße laufen, anderen die Köpfe abschlagen lassen. Sobald er das vornahm, hielten die Knechte zu einander nach ihrer alten Weise, wobei ihnen niemand zu fromm oder zu redlich ist, und sprachen's also: „Daß dich Gotts Marter schände, du willst Hauptmann sein, kannst befehlen, aber nicht Geld geben. Sorge und gieb Geld her, oder wir wollen dich totschlagen."

Ungefähr alle zwei oder drei Tage hielten sie eine Gemeinde, darein forderten sie den Hauptmann, und wiewol er sich oft versah, daß er lebendig nicht von ihnen kommen würde, dennoch ging er in den Ring um anderes Uebel zu hindern, bot gute Worte und half so viel er konnte. Einmal schlugen sie ihn darnieder, und wenn die Hellebardiere nicht den Knechten die Spieße abschlugen und ihn beschützten, so hätten sie ihn erstochen. Das währte so fast an ein Jahr. Zuletzt fingen sie ihn mit sammt dem von Rony, dem Loi de Wadre und dem von Voris, legten die in eine Kammer zusammen und ließen sie auf's beste verwahren, mit Hellebarden und anderen Knechten Tag und Nacht bewachen, und wollten schlechterdings die Bezahlung von ihnen haben. Aber da war kein Geld. Denn die Hauptleute hatten sich eben so gut wie die anderen ausgegeben. Dennoch

mußten sie so im Gefängniß bleiben, und wenn die Knechte die Lust ankam, ließen sie die Hauptleute in ihre Gemeinde holen und hinten, vorn und an den Seiten mit Hellebarden verwahren, als ob sie Mörder und Diebe gewesen wären. Und wenn sie dann in den Ring kamen, sagten ihnen die Knechte, man sollte sie bezahlen, oder man wollte einen nach dem andern aufreiben. Der Hauptmann und die andern antworteten, sie könnten das nicht hindern, sie wären in ihren Händen. Man möchte doch bedenken, wenn sie Geld hätten, würden sie die Gefahr und abenteuerliche Lage um keines Gutes willen ertragen; sie wollten gern um Geld schreiben und alles thun, was an ihnen wäre. Sie schrieben und mußten die Knechte lesen lassen, was sie geschrieben hatten, sie konnten aber von der Herrschaft nie andere Antwort erlangen als die, es wäre kein Geld da. Als die Knechte die völlige Unschuld der Hauptleute einsahen, ließen sie dieselben ledig und wirthschafteten in der Stadt ganz nach ihrem Gefallen. Darnach schickten sie zu den Königen von Frankreich, England und anderen, boten ihnen die Stadt um ihren Sold zum Kauf an, steckten Strohwische auf die Stadtthore, zu einem Zeichen des feilen Kaufes, und schrieen nach ihrer Gewohnheit: „wer kauft, der hat".

Der von Rony und der erwähnte Loi de Wadre wollten den Backenstreich nicht länger erwarten und machten sich heimlich hinweg. Aber Herr Wilibald blieb, in der Absicht zu verhindern, daß die Stadt nicht verkauft würde. Denn wenn solches geschähe, wäre es ihnen eine große und ewige Schande. Welcher Fürst sollte fortan seinen Glauben oder Vertrauen in sie setzen, sie wären nimmer des Glaubens, des Vertrauens und der Ehre werth. Damit machte er eine solche Irrung und Zwietracht unter dem Kriegsvolk, daß sie durchaus nicht mehr zusammen stimmen wollten. Denn die einen wollten solchen Verkauf nimmer bewilligen noch dabei sein. Etliche zogen auch hinweg. Der von Schauenburg hatte auch unter andern Knech-

ten 500 Schweizer, arge Schälke, die hatten einen Hauptmann, den Kaneloſer, der war früher in Frankreich geweſen und gar gut franzöſiſch. Der hätte die Stadt gern in die Gewalt des Königs von Frankreich gebracht. Er kam zu Herrn Wilibald und ſagte: „Lieber Herr, ihr wißt, daß wir armen Geſellen unſeres Soldes und Geldes ſehr bedürftig ſind, wir können nicht länger verziehen, ſondern müſſen die Stadt um unſerer Forderung halber verkaufen. Nun hat keiner von uns ein Siegel, welches Glauben hat. Wenn ihr uns aber helft, die Sache zu Ende bringt und die Kaufbriefe beſiegelt, ſo wollen wir euch 4000 Kronen vorausgeben, und was euch bei Bezahlung der Knechte zu gute kommen mag, wollen wir euch gern gönnen und getreulich dazu helfen.“

O bedenke doch ein jedes fromme getreue Herz, wie ſchrecklich dies dem frommen theuren Ritter war. Dennoch durfte er nicht offen oder nach ſeinem Herzen antworten und ſprach mit anderen Gedanken: „Du weißt, daß unſere Boten bei den brabantiſchen Herren ſind, ich verſehe mich des Geldes, wenn das kommt, wäre doch dieſer Anſchlag umſonſt. Darum verzieh, bis uns Antwort wird. Verläßt man uns, ſo komm wieder. Dann wollen wir vornehmen was gut iſt.“

Die ganze Garniſon hatte große Acht und Fleiß auf den Hauptmann, ſie beſorgte, wenn es ſich ſchickte, würde er ſich auch wie die andern hinwegmachen. Sie ließen Tag und Nacht bei 200 Mann vor ſeiner Herberge wachen, dazu beſetzten ſie alle Thore mit größtem Fleiß. Nun begab ſich, daß die Knechte eine gute Anzahl Vieh gewannen. Der Hauptmann verhandelte mit ihnen, ſie ſollten die Kühe nach Rotten unter ſich austheilen, damit ſie Nahrung hätten und die Bezahlung beſſer erwarten könnten. Sie thaten den Hauptmann aus der Wacht, um ihnen dies Vieh zu theilen. Er ſaß im großen Sammtrock mit Schuhen auf einem Mauleſel und befahl ſeinem Knaben, ihm ein kleines Pferd, das raſch war, dorthin zu bringen, einen günſtigen

Augenblick zu ersehen und ihm so nahe als möglich zu kommen, abzuspringen und dem Hauptmann auf das Pferd zu helfen. Der Hauptmann ritt vor das Stadtthor zu dem Vieh, ließ das in Haufen von einander theilen und befahl den Knechten, wenn sie die Haufen so gleich als möglich gemacht, wollte er ihnen die Loose geben. Dabei benutzte er den Augenblick, rückte auf die Seite wie wegen eines Bedürfnisses, der Knecht sprang ab und brachte seinen Herrn auf das Pferd. Jetzt ritt er zu den Knechten und sprach den Schweizerhauptmann an: „Her, du Kaneloser, du hast mir zugemuthet, daß ich dem König von Frankreich die Stadt verkaufen helfe, und du wolltest machen, daß mir 4000 Kronen vorweg werden sollten. Den Böswicht findest du nicht bei mir, denn du und andere Knechte geben mir Ursach nicht länger bei euch zu bleiben.“ Damit ritt er von dannen. Unter den Knechten erhob sich ein großes Geschrei, sie liefen nach der Stadt und sagten, daß der Hauptmann hinweg wäre. Es kamen über 100 Pferde um auf ihn zu jagen, sie machten ihm aber darum, weil er rasch geritten war, keine Sorge. Er kam in ein Städtlein, heißt Buscha im Hennegau, und etliche sagen, daß es vor alten Zeiten dem Herrn Lanzelot vom See, einem der trefflichsten Tafelrunder, gehört habe. Die von Arras fahndeten am nächsten Morgen auf Herrn Wilibald, aber Loi de Wabre schickte ihm einen Knecht als Wegweiser zu, der ihn ohne Noth durch Hennegau nach Brabant zu Herzog Albrecht von Sachsen brachte. Dem berichtete er über alles, wie es um Arras stünde, und wo nicht Geld geschickt und die Knechte bezahlt würden, wäre kein Zweifel, sie würden die Stadt verkaufen und an den König von Frankreich bringen. Und da an der Stadt das ganze Land Artois hinge, so wäre leicht abzunehmen, welch großen Schaden und Nachtheil es der Herrschaft Burgund bringen würde, wenn die Stadt verloren ginge und in die Hand der Franzosen käme. Aus dieser Ursache wurde mit großer Mühe durchgesetzt 40000 Gulden aufzubringen.

Es wurden andere geschickt um die Knechte abzuzahlen, und es wurde vorgesehen, daß die Stadt nicht verkauft wurde, und sie ist noch auf den heutigen Tag sammt dem Lande unter Gewalt und Herrschaft der Burgundischen."

Soweit Wilibald von Schauenburg.

Sein Bericht führt, wie keine andere Ueberlieferung des funfzehnten Jahrhunderts, in das Treiben der Landsknechte ein; erstaunt sehen wir Modernen, wie damals auch die Besseren mit ihrer Soldatenpflicht umsprangen. Die schmähliche Weise, wie Wilibald in der Noth ein Uebel durch das andere vermeidet und gegen seinen obersten Kriegsherrn, den Herzog Philipps von Burgund, rauben und brennen läßt, erinnert sehr an die Moral jenes fränkischen Heers in der Merowinger-Zeit, welches den Verbündeten mit Kampf und Beute überzog, weil es mit dem Feinde sich durch Eid vertragen mußte. Und am auffälligsten ist, daß auch die großen Herren der kaiserlichen Partei dies Verfahren als Nothwehr in der Ordnung fanden.

Eine alte militärische Lehre wird übrigens aus dem Handstreich auf Arras klar: der Soldat soll zuerst Ordre pariren, soll sich hüten, von dem vorgezeichneten Wege abzuweichen und die Verantwortung für eine gewagte Expedition auf sich zu nehmen. Der Schauenburger hatte den Befehl seine Leute zum König von England zu führen, nicht eine Stadt zu überfallen, die gar nicht auf seinem Wege lag. Zuverlässig hat dem Hauptmann sein Verhalten in den Augen des Statthalters und des König Maximilian keinen wesentlichen Schaden gethan, er fuhr fort der vertraute Kriegsmann Albrechts von Sachsen zu sein und spielte kurz nachher bei den Hoffesten des Reichstags zu Worms eine Rolle. Ja er wurde darauf mit der Eroberung Frieslands beauftragt, welches dem Herzog Albrecht vom Kaiser und Reiche als erbliche Statthalterschaft gegeben worden war. In Friesland bewährte der Feldhauptmann seine Kriegstüchtigkeit auf's

neue, er widerstand, wie er versichert, der Versuchung sich dort an den Küsten der Nordsee ein eigenes Land zu gewinnen, was bei der Sachlage wohl ausführbar gewesen sei. Er hielt treu zu seinem Herrn, bis dieser starb. Da erst schied er von dem Heere.

Die halben Erfolge, welche durch das Heer der deutschen Landsknechte für das Haus Habsburg am Niederrhein durchgesetzt wurden, sicherten dem Enkel Maximilian's, dem spätern Kaiser Karl V., das Gebiet, welches der landreiche als seine Heimath betrachtete, sie bildeten die Brücke, von welcher das Haus Habsburg nach Spanien hinüberzog. Hier wie in Böhmen, Ungarn und Italien wurde Maximilian I. Begründer der großen Macht seines Hauses. Er war ein ächter Nachkomme des Ahnherrn aus dem Elsaß. Ländererwerb und Länderverkauf durch Heirathen, unabläßige Versuche das Reich für die Familienpolitik in Bewegung zu setzen, dasselbe Mißverhältniß zwischen innerer Kraft und den hochfliegenden Plänen, und darum dieselbe ewige Geldbedrängniß und bei den höchsten persönlichen Ansprüchen schmähliche Demüthigungen und Niederlagen, gewagte und unehrliche Geschäfte, Wortbruch und alle diplomatische Kunststücke des Schwachen. Als ein frischer, kräftiger, ritterlicher Gesell trat Max in die Politik ein, aber auch sein Ritterthum war genau so beschaffen wie das der fränkischen Junker, es war in einem hart realistischen Wesen eine phantastische Spielerei, die in Wahrheit sein Urtheil in den Geschäften nur selten beeinflußte, ein eitles Costüm, in dem er sich wohlgefällig beschaute, das ihn von unritterlichen Handlungen nicht zurückhielt. Der Ahn Rudolf hatte vor seinem Enkel eine größere Stetigkeit der Pläne voraus und die größere persönliche Tüchtigkeit in Feld und Geschäften, Maximilian fuhr mit seinen Einfällen unstät umher, sein Leben ist reich an halben und übereilten Schritten, die er zurück thun mußte. Aber er kam doch immer wieder auf die alten Wege und die Politik

seines Ahnherrn zurück; während sein gelehrter Vater das Reich als eine widerwärtige fremde Last betrachtete, bewahrte er als Kaiser den Ehrgeiz das Reich sich dienstbar zu machen, und hatte am Ende eines langen Lebens trotz dem Mangel an glänzenden Erfolgen durchgesetzt, daß seine Nachkommen für das erste Fürstengeschlecht Europa's galten. Noch war sein Regiment schwach und unsicher, aber es brachte doch den Reichsfrieden und das Reichskammergericht, und es gewöhnte die Deutschen sein Geschlecht als das Königshaus des Reiches zu betrachten. Kam nach ihm ein Fürst seines Blutes, der es verstand in großem Sinne deutsch zu sein, so war nach menschlichem Urtheil wol möglich, daß die Herrschaft über die Herzen des Volkes und über das Reichsgebiet dem Hause Habsburg zu Theil wurde.

Die Vorbedingung für jede Kräftigung des Reiches war ein Heer; Vorbedingung für jede militärische Stärkung war dem Kaiser der Erwerb neuer Einnahmequellen. Wenige Jahrzehnte nach den niederländischen Händeln kamen die Jahre, wo einem deutschen Kaiser möglich wurde ein Heer zu bezahlen. Als das Volk durch Luther in unsühnbaren Kampf mit der Kirchenmacht und den geistlichen Landesherren geworfen war, da kam die Zeit. Aber der Habsburger, welcher damals die Geschicke Deutschlands leitete, war kein Deutscher.

Das war der Fluch, der sich an die weitsichtige Hauspolitik des ersten Habsburgers gehängt hatte.

13.

Die fahrenden Leute.

Allen Vereinen und Bruderschaften der alten Zeit, welche der Seele Heil oder irdische Vorrechte suchten, und allen gesetzten Menschen, deren Leben umfriedet war durch die Grenzzeichen und das Recht einer Heimath, stand gegenüber eine große Gesellschaft von Rechtlosen und Heimathlosen, welche alles entbehrten, was damals Sicherheit und Ehre gab, die doch überall zu finden waren und bei jeder gemeinsamen Thätigkeit der anderen mitspielten, mißachtet und vielbegehrt, als Kinder des Teufels der strengen Kirche verhaßt, als Bewahrer heiterer Kunstfertigkeit Geistlichen und Laien sehr willkommen, die Lustigmacher und Freudebringer des Volkes, die große Genossenschaft der fahrenden Leute.

Auch diese Kinder der Landstraße haben eine lange Geschichte, welche mehr Beachtung verdient, als ihr bis jetzt zu Theil geworden, denn sie waren durch mehr als ein Jahrtausend die volksthümlichen Bewahrer alter Poesie, der Musik und aller darstellenden Künste.

Auch ihre Geschichte lehrt, wie innig und ununterbrochen der Zusammenhang des deutschen Lebens mit dem römischen Alterthum ist. So hatte sich mit zahllosem anderem das verachtete Geschlecht der Gladiatoren, Histrionen, Thymeliker durch die Stürme der Völkerwanderung erhalten und von Rom aus unter die Barbarenstämme verbreitet. Sie führten den

blutigen Vandalenhaufen die unzüchtigen römischen Pantomimen auf; sie standen vor den Hütten des fränkischen Häuptlings und pfiffen und spielten fremdartige Weisen, welche vielleicht einst mit den Orgien asiatischer Götter nach Rom gekommen waren; sie mischten sich unter die gothische Gemeinde, welche aus der neugebauten Kirche auf den Kirchhof strömte, und öffneten dort ihren Kasten, um einen Affen mit rother Jacke als fremdes Ungeheuer zu zeigen, oder die grotesken Figuren altlateinischer Drahtpuppen, den Maccus, Bucco, Papus und wie sonst die antiken Väter unserer Hanswürste heißen, der Dorfjugend aufzuführen, welche vor dem fremden Wunder die großen blauen Augen weit aufriß. Unterdeß erboten sich wohl andere Glieder der Gauklerbande, den Kriegern der Gemeinde gegen Bezahlung ein Kampfspiel mit scharfen Waffen aufzuführen, mit den Kunstgriffen und Gefahren des römischen Circus; dann schloß sich der Ring der trotzigen Männer und verfolgte mit leidenschaftlicher Spannung die Wechselfälle des Kampfes um „Lohn", den die Zuschauer um so mehr bewunderten, je blutiger er wurde, während sie die Elenden, die so für Geld kämpften, mit nicht größerer Achtung betrachteten als zwei Wölfe oder hungrige Hunde. Aber für die vornehmen Zuschauer gab es noch andere lockende Künste. Auch fahrende Frauen zogen mit den Männern durch die deutschen Stämme, gewandt, frech, womöglich in glänzendem Aufzuge. Wenn sie das griechische Tambourin oder die asiatische Klapper in den üppigen Windungen eines bacchischen Tanzes schwangen, so waren sie den deutschen Edlen und geistlichen Herren zwar in der Regel unwiderstehlich, ernsten Leuten aber äußerst anstößig. Schon im Jahr 554 schritt ein Frankenkönig gegen den Unfug der fremden fahrenden Weiber ein, und der würdige Hinkmar warnt seine Priester väterlich vor diesen Frauen, deren fremdklingende Bezeichnung von treuherzigen Mönchen durch ein sehr bekanntes, aber derbes Wort erklärt wird.

An solche fremde Gaukler schloß sich schnell ein zahlreicher deutscher Nachwuchs. Auch die deutschen Stämme hatten seit uralter Zeit wandernde Sänger gehabt, Träger der Neuigkeiten, Verbreiter von epischen Gesängen und Liedern. Auch diese waren von Hof zu Hof gezogen, hoch willkommen in den großen Blockhäusern der Vornehmen, geehrte Gäste, vertraute Boten, welche oft von ihren Gastfreunden holderen Lohn zu erhalten wußten als goldene Armringe oder neue Gewänder. Sie hatten einst am Herdfeuer zur Harfe von den abenteuerlichen Fahrten des Donnergottes nach der Riesenwelt und von dem tragischen Untergang der Nibelungen, dann von Attila's Schlachten und den Wundern der südlichen Länder gesungen. Dem neuen Christenthum aber wurde der reiche Schatz der alten einheimischen Gesänge unheimlich. Karl der Große sammelte noch mit großem Sinn die Heldenlieder der deutschen Stämme, sein pfäffischer Sohn Ludwig haßte und verachtete sie. Allerdings waren diese Gesänge so voll Heidenthum, daß die Kirche Ursache hatte in Synodalbeschlüssen gegen sie zu eifern. Mit ihnen kam das Sängergeschlecht, welches sie trug und verbreitete, in die Ungnade der Kirche. Die Lieder hörten deßhalb nicht auf, aber ihre Sänger wurden niedriger, sie fielen endlich, wenigstens zum Theil, der Classe jener fahrenden Leute zu, und das Volk gewöhnte sich, das schönste Erbe seiner Vergangenheit von den Lippen verachteter Spielleute zu hören.

Und noch andere Erbschaft aus dem deutschen Heidenthum ward den fahrenden Leuten. Bis über die Zeit des Tacitus hinauf reichen in Deutschland feierliche dramatische Umzüge an den großen Festtagen der deutschen Götter; schon damals scheint die Laune, mit welcher der fromme Germane seine Götterwelt betrachtete, den Umzügen komische Vermummungen zugesellt zu haben, die Gestalten von Kobolden, Riesen, den greisen Winter und den grünen Frühling, den Bär Donar's und wahrscheinlich das weiße Zauberpferd Wuotan's, welche in der ältesten Form

dramatischer Spiele, in der eines Wettkampfes oder Rechtsstreites, gegen einander agirten. Behend fügten die fahrenden Gaukler diese deutschen Masken zu den grotesken römischen Figuren, welche sie in das Land gebracht hatten. Und auf den Kirchhöfen der neuen Christengemeinden in Deutschland brüllte der Bär des trinklustigen Asen neben dem Begleiter des römischen Weingottes, dem Satyr mit seinen Bocksfüßen und Hörnern.

So germanisirte sich schnell das fahrende Geschlecht und glitt während des ganzen Mittelalters zwischen den abgegrenzten Kreisen des Volks umher, vor dem Gesetze heimathlos und rechtlos. Die Kirche fuhr fort das „fahrende und gehrende Volk" durch wiederholte Decrete zu beargwöhnen, ja das Recht an den Sacramenten des Christenthums Theil zu nehmen wurde ihm beschränkt. Die alten Rechtsbücher erlaubten „Klopffechter um Geld" zu erschlagen ohne Buße, wie herrenlose Hunde, oder, was beinahe schlimmer war, sie gewährten dem beschädigten fahrenden Mann nur eine höhnende Scheinbuße. War ein Spielmann mit dem Schwerte oder Messer getroffen, so durfte er nur auf den Schatten, welchen sein Beschädiger an die Wand warf, denselben Schlag oder Stoß thun.

Mit dieser „Unehrlichkeit" aber contrastirte sehr die Beliebtheit, deren sich die Fahrenden in der Regel erfreuten. Einzeln oder in Banden zogen sie durch das Land, bei großen Hof- und Kirchenfesten strömten sie zu Tausenden zusammen. Dann war ihnen Trank, Speise, Kleider, Geld zu spenden allgemeiner Brauch, und wohl war es gerathen sie gut zu behandeln, denn sie waren als böse Zungen allbekannt und verkündeten in Spottliedern durch alle Länder die Schande des kargen Mannes mit einer Rachsucht, welche durch das Gefühl geschärft werden mochte, daß ihnen solche Rache das beste Mittel sei sich gefürchtet zu erhalten. Nur selten wagte ein Fürst, wie Kaiser Heinrich II., oder ein frommer Bischof ihre Banden ohne Lohn

von ſeinen Feſten fortzuweiſen. Faſt überall ſind ſie bis in's fünfzehnte Jahrhundert zu finden, wo eine größere Anzahl von Menſchen geſammelt wird. Sie marſchiren mit Dudelſack und Fidel vor den bewaffneten Haufen, ſie ziehen im Gefolg der Heere gegen die Slaven, nach Italien, nach Jeruſalem, ſie blaſen und rufen bei jedem Turnier und ſingen auf der Stelle das Lob der Sieger, ſie gaukeln und tanzen mit und ohne Coſtüm bei großen Mahlzeiten, oder ſchweben auf dem Seil an jeder Meſſe und machen den Totenſprung in voller Rüſtung zwiſchen zwei Schwertern ſo fürchterlich, daß ſchreckhafte Leute in Ohnmacht fallen. Sie ſingen Wanderlieder, Spottlieder, Liebeslieder, und erzählen alte Heldenſagen und Märchen aus fremden Ländern auf der Ofenbank des Bauers und in der Hausflur des Bürgers wie in der Halle der Burg. Dort iſt vielleicht der Herr auf einem Kreuzzug abweſend, und die Frau und das Geſinde hören ängſtlich auf die Märchen und Lügen des gewandten Spielmannes. Heut iſt er Erzähler fremder Wundergeſchichten, morgen verſtohlener Bote zwiſchen zwei Liebenden; dann wieder tritt er eine Zeit lang in den Dienſt eines ritterlichen Minneſängers, deſſen Minnelieder er mit ſeinem Spiel begleitet und im Lande zu verbreiten unternimmt, ungefähr wie jetzt eine Zeitſchrift thut. Oder er kleidet ſich noch auffallender als er ſonſt pflegt, nimmt einen Kolben in die Hand, ſetzt die Narrenkappe auf und wird als Narr Gefährte eines Adlichen oder Begleiter eines vornehmen Geiſtlichen.

Von der Ordnung, welche dieſe große Genoſſenſchaft zuſammenſchloß, iſt uns keine Spur geblieben, wohl aber iſt uns überliefert, daß es auch unter ihnen Meiſterſchaft und höhere Würde gab. Nach dem Jahr 1000 ritt ein ſolcher Häuptling der fahrenden Leute, dem der Name Vollark gegeben wird, mit einem Gefolge von acht Genoſſen der Hochzeit eines ſächſiſchen Edeln zu. Da geſellte ſich ihm auf der Landſtraße ein Fremder, der die Geſtalt eines vornehmen Mannes hatte; dieſer lud die

Fahrenden ein in seinem Hause zu übernachten, und stellte ihnen nur die Bedingung, daß sie sich mit den argen Knechten und Rittern seines Hauses nicht in Händel oder Gespräch einließen. Durch dunkles Thal und dichten Wald kamen sie in den hellerleuchteten Hof des Fremden; sie wurden von wohlgeschmücktem Gefolge ehrerbietig empfangen, in die Gastherberge des Hofes gelegt, ihre Rosse erhielten reichlich Futter, sie selbst ein stattliches Mahl. Da sie am Morgen aufbrechen wollten, forderte der Fremde, daß sie noch einen Tag in Freuden bei ihm weilten. Und er ließ wieder ein kostbares Mahl zurichten. An keinem Fürstenhofe hatten die Männer solche Pracht des Tischgeräthes gesehen, und Vollark sagte das seinem Wirth über dem Mahle. Da antwortete dieser: „Wundere dich nicht, alles geraubte Gut auf Erden gehört mir und kommt in meine Hand.“ Da erschrak Vollark und rief nach dem Mahl heimlich seine Genossen zur Seite: „Der Fürst, der uns zu Gaste geladen hat, ist der üble Teufel, befehlt eure Seele dem Herrn und fleht, daß er uns von hier erlöse.“ Sie kehrten zum Gelage und baten um Urlaub. „Erst sollt ihr die Gaben empfangen,“ sagte der Wirth, spendete ihnen goldene und silberne Becher und stattliches Gewand und sprach: „Jetzt ist alles erfüllt, was ich euch versprochen; morgen lasse ich euch auf euren Pfad geleiten.“ Nach einer schlaflosen Nacht wurden die Fahrenden von Wegweisern auf die Landstraße zurückgeführt; am Scheidewege verschwanden die Führer. Und zur Stelle fühlten Vollark und seine Gesellen große Schwäche des Hungers in sich und an ihren Rossen, so daß sie kaum weiter zu reiten vermochten, und als sie die Geschenke in den Bündeln suchten, fanden sie nichts darin als Spinneweben*). — Die Sage ist die einzige Nachricht, welche erkennen läßt, daß trotz dem Haß der Kirche Sänger von Ruf

*) Aus den Visionen, welche der bairische Mönch Othloh (c. 1000 bis c. 1066) in Fulda verfaßte, nach Pertz: Monum. Scriptt. XI. Vis. 23.

noch etwas von der altheimischen Bedeutung bewahren. Auch der Teufel hat noch das Aussehn eines gastfreien Riesen.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert wird die rechtliche Lage der Fahrenden besser, das Leben aller Classen ist frivoler, kecker, rücksichtsloser, das Begehren nach burleskem Scherz, nach Saitenspiel und Tanz, Gesang und mimischen Darstellungen so allgemein, daß die Kunstfertigen ein ständiges Bedürfniß der Städte und Höfe werden. Deßhalb glückt es vielen, ihren Frieden mit der bürgerlichen Gesellschaft zu machen, sie gesellen sich zu dem Ritterthum als Rufer, Herolde, Lobsänger und Spruchsprecher, sie werden Hausnarren an den Fürstenhöfen, Pritschmeister in den Städten, Gesellen der Stadtpfeifer, Spielleute der Landsknechtbanden; die fahrenden Frauen gehen in die Frauenhäuser an die Stadtmauer und verfallen so der wohlwollenden Aufsicht einer städtischen Polizei. Seitdem theilen sie sich in angenommene und fahrende; der Narr, der Spielmann, der Klopffechter eines Herrn oder einer Stadt trägt als Zeichen der Dienstbarkeit Schild, Wappen, Kette oder Ring am Arme, und dieses Symbol der Unfreiheit ist für ihn ein werthvolles Privilegium, welches Schutz gewährt gegen das Mißtrauen der beginnenden Polizei. Aber die Lage derer, welche noch heimathlos umherschweifen, wird schlechter; in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts werden sie auf dem Reichstage zu Frankfurt bereits durch kaiserliche Verordnung als Vagabunden bedräut, zumal die Sänger und Spruchsprecher, weil sie geistlichen und weltlichen Stand verächtlich antasten, denn sind sie bei den Geistlichen, so singen sie von den Weltlichen, und bei den Weltlichen von den Geistlichen, „welches zu Zwiespalt und Ungehorsam gereicht“. Endlich kommt den Angesessenen der Ehrgeiz, sich in einer Innung oder nach italienischem Muster in einer Schola zu vereinigen und durch Privilegien bevorzugen zu lassen, so den Pfeifern und Paukern, den Fechtern und anderen.

Einige Thätigkeiten dieses fahrenden Volkes verdienen be-

sondere Erwähnung. Die Banden der Gladiatoren und Thierkämpfer zogen von den Höfen der Merowinger auch nach Deutschland. Ihre Kämpfe, bei denen sie um Geld ihr Blut vergossen, müssen nicht selten eine Unterhaltung der Kaiser gewesen sein; denn als Kaiser Heinrich II. um das Jahr 1017 eine Schaar Straßenräuber gefangen hatte, richtete er zu Merseburg und Magdeburg Kämpfe ein, stellte den Gefangenen eine Anzahl seiner unehrlichen Kämpen gegenüber und ließ sie von diesen niedermachen. Auch die Städte hielten zuweilen solche Kämpfer, so Aachen durch das ganze vierzehnte Jahrhundert gegen festen Monatssold und Kleidung für Zweikämpfe mit Feinden der Stadt, einmal sollte dieser Kampf mit Streitkolben an Riemen geführt, dazu die Kämpfer mit Hosen und Gürteln versehen werden, sie wurden von einem Meister unterrichtet, der die ansehnliche Summe von fünfundzwanzig Goldgulden, Kleider und freie Zeche erhielt.*)

In dem nächsten Jahrhundert gesellten sich die Fechter, welche städtische Unterkunft gefunden hatten, als Marxbrüder und Federfechter in zwei Verbindungen, welche starken Groll gegen einander hegten. Die Fechter mit der Feder führten einen geflügelten Greif im Wappen, sie rühmten sich von einem Herzog von Mecklenburg privilegirt zu sein, und fanden später in den Kurfürsten von Sachsen milde Gönner; sie riefen im Kampfplatz, wenn sie das Schwert erhoben: „Schwing' dich, Feder, sieh, wie man thut, schreib gern mit Dinte, die aussieht wie Blut**)." Die Sanct Marcus-Brüderschaft dagegen hatte in ihrem Wappen einen Löwen und stärkte sich durch den trotzigen Reim: „Du edler Löw, schwing dein kraus Haar, nimm dir des Greifen eben wahr, den sollst du vor dir hauen nieder und ihm zerreißen sein Gefieder." Sie war von König

*) Laurent, Aachener Stadtrechnungen, S. 12.

**) Benedict Edlbeck, Britzschmeister: Ordentliche Beschreibung des grossen schiessen in Zwickaw. 1574. S. 82.

Maximilian 1487 mit einem Privilegium beſchenkt worden, ihre Meiſter vom langen Schwert ſtanden unter einem Hauptmann und hielten ſeitdem auf der Herbſtmeſſe von Frankfurt am Main ihre Zuſammenkunft. Dorthin zog, wer von ihnen gefreit ſein wollte; er mußte gegen vier Meiſter fechten, dann in öffentlicher Verſammlung jeden annehmen, der ihn bekämpfen wollte. Beſtand er die Proben, ſo wurde er mit dem Paradeſchwert kreuzweis über die Lenden geſchlagen, mußte den Genoſſeneid leiſten und zwei Goldgulden auf das Schwert legen; dafür erhielt er das geheime Erkennungszeichen der Brüderſchaft und das Recht, andere in ſeiner Kunſt zu unterrichten und Fechtſchule zu halten, das heißt öffentliche Schaugefechte zu veranſtalten. Lange Zeit waren dieſe Schaukämpfe eine Freude der Fürſten und Bürger, ſie erheiterten nach der Schlacht bei Mühlberg den gefangenen Kurfürſten von Sachſen während des großen Reichstags zu Augsburg. Daß Frankfurt die einzige Stadt war, wo man Meiſter vom Schwerte werden konnte, galt ihr beim Volk für einen beſonderen Vorzug*).

Der Aufzug der Fechter und mancher Brauch erinnert noch lebhaft an die römiſchen Spiele, wenn auch die Kämpfe ſelten ein ſo blutiges Ende nahmen. Denn die Fürſten und Städte warben ganze Fechterbanden, welche bei Freiſchießen und andern großen Feſten aufgeführt wurden. Sie recrutirten ſich in dieſer Zeit aus Trabanten, Handwerkern — oft Kürſchnern — und gaben durch das ganze ſechzehnte Jahrhundert auch aus eignem Antrieb öffentliche, nicht gefahrloſe Vorſtellungen, wobei Haufe gegen Haufe und Einzelne gegen einander kämpften.

*) Sogar der wackre Quad von Kinkelbach zählt dieſe Merkwürdigkeit Frankfurts auf: Teutſcher Nation Herlichkeitt. 1609. S. 171. — Vergleiche Chriſtoff Röſener: Ehren Tittel der Ritterlichen Freyen Kunſt der Fechter. — Adrian, Mittheilungen aus Handſchriften, Seite 277, iſt die Frankfurter Ordnung der Brüder von 1491 und eine wenig ſpäter von Augsburg nebſt den Rechnungen der Meiſter vom Schwert abgedruckt.

Diese Genossenschaften der Fechter überlebten den dreißigjährigen Krieg, sie verloren die alten Ausdrücke für ihre Kunsthiebe, sie legten sich nicht mehr aus nach dem Ochs, Eber, Pflug und Dach, sondern nach französischen Kunstwörtern, aber sie erhielten sich trotz der fremden Fechtlehrer in den größeren Städten. In Nürnberg wurden ihre öffentlichen Gefechte kurz vor 1700 verboten, aber das Volk nahm noch lange leidenschaftlich Partei für die beiden Factionen, es war kein Knabe in der Stadt, der nicht für die Marxbrüder oder Federfechter stritt, und häufig gaben sie ihre Vorstellungen in Privathäusern*). Eines der letzten großen Fechterspiele wurde 1741 zu Breslau auf dem Kirchhofe von Magdalena angestellt. An dem Tage, wo der junge König von Preußen mit seinem kleinen Paradedegen von dem Thronsessel des Kaiser Matthias die Huldigung des eroberten Schlesiens entgegennahm, grade als die Morgenröthe einer neuen Zeit anbrach, da gaukelten die alten Fechter wie Schattenbilder aus ferner Zeit noch einmal über den Gräbern vergangener Geschlechter, dann vergingen auch sie.

Der Einfluß, welchen die Spielleute auf Verbreitung und Fortbildung der epischen und lyrischen Volksdichtung gehabt haben, ist in früherem Bande erwähnt. Er ist deutlich aus den Heldengedichten in Volksweise zu erkennen. Oft suchen die Spielleute ihre Standesgenossen selbst in die alte Dichtung hineinzudrängen und sorgen dafür, daß ihre poetischen Ideale keine schlechte Rolle spielen. So ist schon in den Nibelungen die helle Gestalt des Helden Volkers, des Geigers, eine Spielmannsfigur; derber und roher renommiren ähnliche Figuren mit groteskem Anstrich in den spätern Gedichten der populären Sagenkreise, z. B. der Mönch Ilsan im Rosengarten.

Aber nicht nur unter die Helden des deutschen Epos schwärzten die fahrenden Leute verschönerte Abbilder ihres eignen Lebens

*) Wagenseil, de civitate Noriberg. S. 161.

ein, sie, die verachteten, vom Heiligsten der Kirche fast ausgeschlossenen, wußten sich sogar im Schiff und Chor der Kirche mit allem Uebermuth ihres Handwerks auszubreiten. Denn sie krochen in die ersten streng kirchlichen Anfänge des deutschen Dramas, in die heiligen Spiele des Osterfestes ein. Schon im ersten Mittelalter war der Geschichte von der Kreuzigung und Auferstehung in dem Kirchenritual ein dramatischer Anstrich geworden: Wechselgesänge zwischen Christus und den Jüngern, Pilatus und den Juden von Geistlichen im Kirchenchor gesungen, die feierliche Niederlegung eines großen Crucifixes in einem künstlichen Grabe oder der Krypte, und darauf am Ostermorgen feierliche Verkündigung der Wiederauferstehung, Lobgesänge der ganzen Gemeinde und Palmenweihe. Früh fing man an die einzelnen Rollen im dramatischen Gesange stärker hervorzuheben, ihnen außer dem Gesange auch Reden in den Mund zu legen, die Hauptrollen durch angemessene Tracht und einzelne Attribute zu unterscheiden. An andern Kirchenfesten geschah Aehnliches mit den Legenden der Heiligen, und schon im zwölften Jahrhundert werden in den deutschen Kirchen ganze Stücke dramatisch aufgeführt, zunächst noch lateinisch von Geistlichen im Chor. — Aber im dreizehnten Jahrhundert dringt die deutsche Sprache in den Dialog der Personen, sogleich werden die Stücke länger, die Zahl der Rollen vermehrt sich, Laien fangen an mitzuspielen, die Rede wird behaglich, zuweilen ausgelassen, und sticht wunderlich ab gegen einzelne dazwischen bewahrte lateinische Chorgesänge und Responsorien, welche nach und nach ebenfalls deutsch werden. Jetzt zeigen sich unter den biblischen Personen der Spiele dieselben komischen Figuren, die derben Scherze und der Straßenwitz, welchen die fahrenden Leute bis dahin draußen auf den Kirchhöfen vertreten hatten. Am häufigsten tritt der Narr als Knecht eines Quacksalbers auf. Seit ältester Zeit hatten die fahrenden Leute Geheimmittel, besonders solche, welche der Kirche verdächtig waren, uralten römischen Aberglauben,

altdeutsche Beschwörungsformeln und wol noch anderes, was unsauberer und gefährlicher war, durch das Land getragen. Bei großen Kirchfesten und Märkten fehlten auch die Buden der Aerzte nicht, dieselben Buden wandernder Doctoren, welche sich schon auf griechischen Vasenbildern finden, sie waren über Italien mit den grotesken Masken des Arztes selbst und des possenhaften Servus als ein gewinnbringendes Gewerbe des fahrenden Volkes nach Deutschland gekommen. Die Aerzte und Knechte traten in den geistlichen Spielen als Intermezzi und weit ausgesponnene Episoden der heiligen Handlung auf, Zoten und Prügeleien durften ihnen nicht fehlen.

Aber noch eine andere populäre Person führte das fahrende Volk in die heiligen Spiele ein, wahrscheinlich ihr erstes Debüt in der Kirche, den Teufel. Lange schon hatte dieser höllische Geist draußen auf dem Kirchhofe unter den Zelten Feuer gespien und mit dem Schwanze gewedelt, und wahrscheinlich war er schon oft von einem klugen Spielmann zum Entzücken der Zuschauer geprellt und durchgeprügelt worden, ehe es ihm um das dreizehnte Jahrhundert gelang, als viel duldender Mitspieler beim heiligen Osterdrama zur Erbauung der frommen Gemeinde beizutragen.

Zu den Fahrenden gesellten sich leichtsinnige Kinder der Kirche. Vagirende Mönche — leider auch Nonnen und Beguinen. Vor andern die fahrenden Schüler, welche als Schatzgräber und Teufelsbanner erfolgreiche Angriffe auf die ersparten Goldgulden der Bauern und den Vorrath ihres Rauchfangs machten. Sie „wollten Priester werden", dann kamen sie aus Rom, sogar mit geschorener Krone, und sammelten zu einem Chorhemd; oder sie waren Schwarzkünstler, dann trugen sie einen gelben Behang am Rocke und kamen aus Frau-Venusberg; traten sie in ein Haus, so riefen sie: hier kommt ein fahrender Schüler, ein Meister der sieben freien Künste, ein Beschwörer der Teufel, für Hagel, für Wetter, für Feuer und Ungeheuer, darauf machten sie „Experimente".

Aber mit den fahrenden Spielleuten und ihrem Anhang kreuzten sich auf den Heerstraßen noch andere Kinder des Elends, weniger harmlos, dem Volke unheimlicher. Unter ihnen die Zigeuner.

Die Zigeuner sind nach ihrer Sprache und nach dürftigen historischen Nachrichten ein Stamm des nördlichen Vorderindiens, welcher Heimat und Zusammenhang mit seinen indischen Verwandten erst zu einer Zeit verloren hat, wo die Umbildung des alten Sanskrit in die jüngern Völkersprachen schon vor sich gegangen war. Auf ihrer Wanderung nach Westen, die Jahrhunderte dauerte, müssen sie mit Arabern, Persern und Griechen in dauerndem Verkehr gelebt haben, denn die Sprachen dieser Völker haben deutlich auf ihre eigene eingewirkt. Sie sind möglicherweise um 430, wahrscheinlich um 940 in Persien. Sie zeigen sich um 1100 als „Ismaeliten" und „Kaltschmiede" in Oberdeutschland*), sie sind im vierzehnten Jahrhundert auf Cypern, im Jahre 1370 in der Walachei (als Unfreie) angesiedelt. Der Name Zigeuner ist aus ihrer Sprache verderbt, sie nennen sich noch heute Sinte, Indusbewohner; auch ihre alte

*) Kaltschmied bedeutet Tengler, Kesselflicker. Die älteste Nachricht über sie in einer freien Bearbeitung des ersten Buches Mose, in rohen Versen, welche jedenfalls vor 1122 geschrieben ist (abgedruckt in Hoffmann's Fundgruben II.), dort werden sie als fremde Händler den Juden gegenübergestellt. Die merkwürdigen Verse lauten:

Von Ismael stammen die Ismaelitischen Leut', sie hausiren durch die Welt weit,
Wir heißen sie Kaltschmiede. Ach über ihr Leben und ihre Sitte!
Denn alles, was sie haben feil, das hat einen Makel und ist nicht heil.
Wenn er (der Kaltschmied) was kauft, übel oder wol, man ihm noch etwas darüber geben soll,
Und hat er verkauft seine Waaren, so ersetzt er nie mehr den Schaden.
Sie haben nicht Haus noch Heimat, es scheint ihnen überall gleich gut,
Das Land sie durchstreichen, das Volk sie mit Gaunereien beschleichen,
So betrügen sie die Menschheit, sie rauben aber nicht mit Oeffentlichkeit.

Angabe, daß sie aus Kleinägypten kämen, mag richtig sein, da Kleinägypten damals nicht das Nilthal, sondern die asiatischen Grenzländer bezeichnet zu haben scheint.

Im Jahre 1417 endlich erscheinen sie in großen Haufen mit lächerlichen Ansprüchen und fratzenhaftem Aufzuge von Ungarn her zunächst in Deutschland, bald in der Schweiz, Frankreich, Italien, und erregen überall das äußerste Befremden. Eine Bande von dreihundert Erwachsenen ohne die Kinder, zieht bis zur Nordsee herauf, unter dem Befehl eines Herzogs und eines Grafen, zu Pferde und zu Fuß, die Frauen und Kinder sitzen bei dem Gepäck auf Karren. Sie sind komödiantenhaft aufgeputzt, sie führen Jagdhunde als Zeichen adlicher Geburt; wenn sie aber in der That jagen, thun sie es ohne Hunde und ohne Geräusch. Sie weisen Empfehlungen und Geleitsbriefe von Fürsten und Herren vor, auch vom Kaiser Sigismund. Sie behaupten, ihre Bischöfe hätten ihnen befohlen sieben Jahr in der Welt herumzuwandern. Sie sind aber große Gauner, und übernachten im Freien, um besser stehlen zu können. — Im Jahre 1418 zeigen sie sich an vielen Orten in Deutschland, und in demselben Jahre unter dem Oberbefehl eines Herzogs Michel von Kleinägypten vor Zürich, wo ein Rendezvous mehrer Horden gewesen sein muß. Dort zählen sie nach der niedrigsten Angabe tausend Köpfe, haben zwei Herzöge und zwei Ritter, wollen von den Türken aus Aegypten verjagt sein, tragen viel Geld in den Taschen, das sie von den Ihrigen daheim erhalten haben wollen, essen gut und trinken gut und bezahlen auch gut; sie haben sich nirgend wieder so gehalten.

Seitdem zogen sie in verschiedenen Haufen von Romanien über ganz Europa. Es gelang ihnen aber trotz dem eitlen Aufputz und ihren schlauen Lügen nur an sehr wenig Orten, die Menschen zu täuschen. Sie erwiesen sich fast überall als arge Heiden, Zauberer, Wahrsager und höchst unverschämte Diebe. Sie selbst zersplitterten auf der weiten Fahrt in kleinere Banden;

ihre Führer, welche sie mit allen Feudaltiteln schmückten, gingen ihnen verloren, sie selbst wurden durch das Wanderleben und die Verfolgungen der angesessenen Leute vielfach decimirt.

Die besten Aufschlüsse über ihre Vergangenheit giebt die Sprache. Die ursprüngliche Einheit der Zigeunerdialecte ist noch jetzt deutlich zu erkennen. Die Sprache erscheint als die Mundart eines einzigen und besonderen indischen Stammes, eine verkommene Tochter des vornehmen Sanskrit, sie hat fast in jedem Lande, wo das Volk auf seiner Irrfahrt verweilte, einzelnes Fremde für sich gestohlen, und ihr Kleid ist mit den Lappen aller Völker überdeckt, so daß nur noch hier und da die echten Goldfäden sichtbar sind. Der Stamm hat einen großen Theil seiner eigenen Wörter aufgegeben, zunächst solche, welche auf Anschauungen beruhten, die sich in fremden Ländern, in dem kleinen armseligen Leben nicht erhalten konnten. Er hat den indischen Ausdruck verloren für den Papagei, den Elephanten und Löwen, für den Tiger und die Königsschlange, aber den Zucker gûlo, die Seide pahr, die Weintraube drakh nennt er noch mit ihren indischen Namen und den Wein mohl nach dem Persischen. Ja, ihm ist auch zu vielen immer geläufigen Bezeichnungen das indische Wort geschwunden, er weiß den Sperling nicht mehr indisch zu nennen, keinen Fisch und fast keine Pflanze, allerdings aber viele große und kleine Thiere, unter anderen auch dschu, die Laus. Dazu kam, daß die Zigeuner selbst in Banden unter die verschiedensten Völker zersplitterten, so daß auch ihr erhaltenes Eigenthum nicht allen gemeinsam blieb und in jedem Lande ein eigenthümliches Zigeuneridiom entstand. Endlich eignete sich der Rom, wie er sich selbst nennt, außer seiner romany tschib und der Landessprache auch die Sprache der Wissenden, den Diebsdialect an, dem auch er in freundlichem Austausche Wörter seines Sprachschatzes mittheilte. In Deutschland verstand er Rothwelsch oder

Jeniſch, in Böhmen die Hantyrka, in Frankreich das Argot, in England den Slang, in Spanien die Germania. —

Dieſen Fremden war in Deutſchland kein behagliches Leben vergönnt. Wie ihre Hand gegen jedermanns Gut, ſo arbeitete der allgemeine Haß gegen ihren Hals. Karl V. gebot ſie auszuweiſen, die neuen Polizeiverordnungen der Fürſten gewährten ihnen keine Duldung. Und doch wußten ſie durch Wahrſagen und geheime Künſte, als Aerzte an Menſchen und Thieren, als Roßtäuſcher und Hauſirer vom Landvolk zu gewinnen. Wallenſtein brauchte ſie als Spione, ſpäter auch die Schweden; ihre Dirnen wußten ſich Officieren und Gemeinen werth zu machen, die Weiſen der Bande verkauften Amulette und beſchlugen den Huf der Pferde.

Nach dem Kriege zogen ſie frech durch das Land, der Schrecken des Landmanns. In Thüringen fiel 1663 eine Bande von mehr als zweihundert Köpfen ein, die ſich dort theilte und die ſehr feindſelig betrachtet wurde, weil man ihr nachſagte, daß ſie das Land irgend einem Feind auskundſchafte. In der That waren ſie eine große Landplage geworden, gegen welche die Geſetzgebung mit charakteriſtiſcher Rückſichtsloſigkeit donnerte. Ueberall kamen Befehle ſie zu vertreiben, ſie galten für Spione der Türken, ſie galten für Zauberer, ſie waren rechtlos; noch nach dem Jahre 1700 ward in einem kleinen rheiniſchen Fürſtenthum unter anderem erlegten Wild eine Zigeunerin mit ihrem Säugling aufgeführt. Bis um 1750 wird in Oeſtreich, dem Reich, Preußen durch Edicte immer wieder befohlen, alle Erwachſenen zu henken, oder auch die Männer, den Weibern aber ein Ohr abzuſchneiden*). Und doch wurden die Fremden nicht ganz ausgerottet. Einen wohlthuenden Gegenſatz bildet das Verhalten des neunzehnten Jahrhunderts;

*) Kaiſerl. Privilegia und Sanctiones für Schleſien VI. zum J. 1726. In Preußen ähnliche Verbote 1710, 1725, 1748.

1830 wird zu Friedrichslohra in Thüringen ein menschenfreundlicher — vergeblicher — Versuch gemacht, durch Unterstützung der Erwachsenen und Erziehung der Kinder eine Bande von ungefähr hundert Mann zu bessern. —

Um das Jahr 1500 verlor sich der Name „fahrende Leute", und viele fröhliche Thätigkeit der besitzlosen Umherschweifenden wurde von dem alten Makel frei; aber die große Genossenschaft der Gauner erhielt sich in einer gewissen Organisation. Auch ihre Sprache blieb. Das Rothwelsch zeigt am letzten Ende des Mittelalters in mehren Proben die volle Ausbildung eines alten Gauneridioms.

Es besteht zum größten Theile aus hebräischen Wörtern, wie diese von Leuten gebraucht werden, die nicht selbst Juden sind, daneben steht auch ehrliches deutsches Sprachgut, alte Stämme, und wieder zweckvolle Erfindung von bildlichen Ausdrücken, zunächst in dem Bestreben den wahren Sinn der Rede durch ein täuschendes Bild zu verhüllen: Windfang, der Mantel, Breitfuß, die Gans. Wenige Wörter lassen eine gehobene Stimmung ahnen, aus mehren bricht die rohe Laune verzweifelter Menschen. Und wie die Sprache, waren auch die Praktiken der Gauner schon zu großer Virtuosität ausgebildet.

Die gewöhnliche Form, in welcher der Seßhafte geplündert wurde, war die des Bettelns. Die Werkheiligkeit der alten Kirche, ein unvernünftiges Almosenvertheilen, hatte überall in der Christenheit massenhaftes Bettlerwesen großgezogen, schon in den ersten Jahrhunderten des deutschen Christenthums ist es Klage frommer Geistlichen. Auf Kirchhöfen und öffentlichen Plätzen lagen die Armen, greuliche Wunden entblößend, welche oft künstlich gemacht waren, sie zogen nackt mit einer Keule, später in Kleidern mit mancherlei Waffen durch das Land, und sammelten vor jedem Hofe für ihre Kinder, ihrem Heiligen zu Ehren, als gerettete Galeerensclaven der Türken, für ein Gelübde, nur bis sie ein Pfund Wachs, ein silbernes Kreuz und

ein Meßgewand zusammen haben. Sie betteln zum Aufbau einer Kirche, weisen Brief und Siegel vor, ihnen liegen besonders Handtücher für ihren Priester, Garn zum Altartuch und Bruchsilber zu einem Kelch am Herzen; sie schweifen als Epileptische umher und halten Seifenschaum im Munde, oder nehmen als Priester in eine fromme Bruderschaft auf, wieder gegen Bruchsilber; ebenso wandern die Weiber: falsche Kindbetterinnen, solche, die ein Ungeheuer geboren haben, z. B. eine Kröte, die in Einsiedeln als Wundergeschöpf lebe und täglich ein Pfund Fleisch haben müsse. Wo ein großes Fest gefeiert wurde, strömten auch sie in Schaaren zusammen. Es war eine gefährliche Genossenschaft, nicht immer vermochte die eiserne Härte der alten Zeit sie zu bändigen. Basel scheint einer ihrer geheimen Sammelplätze gewesen zu sein, sie hatten dort eine Gerichtsstätte, auch das berühmte „Liber vagatorum“ mag in der Nähe entstanden sein. Dies Buch, von einem Unbekannten um 1500 geschrieben, enthält in Gaunersprache eine sorgfältige Aufzählung der Gaunerklassen und ihrer Kunstgriffe, am Schluß ein kleines Wörterbuch des Jargons. Oft gedruckt, von dem Basler Pamphilus Gengenbach in Reime gebracht, gefiel es Luthern so wohl, daß auch er das kluge Büchlein nach einem der ältesten Drucke von neuem herausgab.

Mit dem Namen Luther's schließen die Berichte dieses Bandes. Es ist kein Zufall, daß der Mönch aus einem Bettelorden auch den armen, verdorbenen Kindern der Heerstraße eine Aenderung ihrer Lage bereitet. Denn auf jedem Gebiet irdischer Interessen wird er den Deutschen der große Reformer, seinen Gegnern wie seinen Getreuen.

Von dem Tode des Kaiser Friedrich Rothbart wachsen die Deutschen durch dreihundert Jahre, ohne daß nur einmal ihre Bedürfnisse und Forderungen einen starken Vertreter finden, der sich die Herzen der Zeitgenossen unterwirft um ein Führer ihrer Kämpfe, ihr Lehrer und Bildner zu werden. Jetzt kommen die Jahre, wo sich der Mann über der Arbeit von Millionen erhebt, um einem ganzen Jahrhundert das Gepräge seines Geistes aufzudrücken.

Solche Zeiten im Leben eines Volkes gelten immer für die großen Momente seiner Geschichte.

Druckfehler.

S. 194 Z. 11 von unten ist zu lesen: Ausschluß statt Anschluß.
S. 198 Z. 5 „ „ „ „ „ Nessau statt Nassau.

Inhalt.

Seite

Einleitung. Die innere Einheit der Periode von den Hohenstaufen bis zum dreißigjährigen Kriege 1

1. **Das Ritterthum im dreizehnten Jahrhundert.** Das Ritterthum als persönliche Ehre der gepanzerten Reiter, Edle, Dienstmannen. Die Ritter als Dienende. Das Kind und seine höfische Zucht. Ritterschlag und Recht ihn zu ertheilen. Vorrechte des Ritters. — Seine Rüstung. Turnierwaffen. — Die Waffenübungen: die Tjost, das Forestiren, Tafelrunde und Artushöfe, der Buhurt, der Turney, und Schilderung, Zahl der Kämpfer, Bedeutung der Spiele. — Die Trägen, das Unpraktische der Ritterspiele. Verwilderung der Ritter. — Die Gefangennahme Ulrich's von Lichtenstein durch seinen eigenen Lehnsmann, nach dem „Frauendienst". — Aenderungen in der Bewaffnung und Verfall im nächsten Jahrhundert. — Die Rittermäßigen. — Das Ritterthum nach dem Ritterspiegel des Johannes Rothe um 1400. . . . . 1—44

2. **Aus deutschen Dörfern** (1200—1500). Ritter und Bauer. Zustände des Landvolks, Schilderung des Dorflebens zur Zeit des Neidhart von Reuenthal. Streben des Landmanns nach dem Ritterschild. — Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre und Erzählung vom Bauer, der ein Ritter werden wollte. — Ehen zwischen Rittern und Bauern. Die freien Bauern. — Der Landmann im fünfzehnten Jahrhundert. Sein Verhältniß zu der gelehrten Bildung . . . . . 45—72

3. **Aus der Heimath der Habsburger.** Kaisermacht und Papstmacht. Das Reich um 1273. — Charakteristik Rudolfs von Habsburg. Seine Wahl, Kämpfe mit Ottokar, bedrängte Stellung im Reich, Familieninteresse, Urtheil über seine Bedeutung. Bericht über den Elsaß und über Rudolf nach den Aufzeichnungen der Predigermönche von Colmar. Habsburger und Luxemburger . . . . . 73—106

4. **Auf den Straßen einer Stadt** (nach 1300). Eigenthümliches des vierzehnten Jahrhunderts. Das Leben in der Genossenschaft, Wachsthum der Städte, Ritterbürtige und Kaufleute. — Handwerker und Innungen. — Das Aussehn einer größern Stadt um 1300. Umgebung. Das Stadtvieh. Das Pflaster, Wasser, die Straßen, Kirchen, Schulen und Rathhaus, Glocken und Uhren. — Ein Markttag. Die Arbeit der Handwerker. Frachtwagen. Gäste und Gastspenden. Die Bäder. Die Ritterbürtigen vom Lande. — Das Leben im Hause, Kleidung, Speise und Trank. — Der Abend auf den Gassen. Neues und

Seit

Merkwürdiges. — Die Wirthshäuser. Die Nacht. Größe der Städte. Tüchtigkeit des Handwerkers, Gebräuche des Handwerks. Die Vorsage der Schmiedegesellen. Der wandernde Handwerker als Colonist . . . . . 107—154

5. **Besiedelung des Ostens.** Schlesien. Kämpfe der Deutschen und Slaven. Fortdauernder Zug nach dem Osten. Die slavische Einwanderung im Osten der Elbe, unsichere Spuren germanischer Ureinwohner. Das slavische Schlesien unter den Piasten. Deutsche Mönche. Anlage deutscher Dörfer und Städte. — Eigenart der deutschen Schlesier. Ihr Schicksal unter den Luxemburgern; in der Hussitenzeit; im dreißigjährigen Krieg . . 155—176

6. **Besiedelung des Ostens.** Aus den Grenzkriegen im Ordensland Preußen. Leben und Vergehen einer politischen Genossenschaft. Die Dienstleute St. Mariens vom deutschen Hause. Ihre älteste Regel und Zusätze. — Der Orden bis zu seinem Verfalle kein adlicher Orden. Seine Gebietiger, Priester, Ritter, Sarjanten, Techniker, dienende Brüder; Zahlenverhältniß der Ritter und Nichtritter. — Hermann von Salza und die Tendenz auf Landerwerb. Die heidnischen Preußen. Colonisation in Livland. Die Methode Preußen zu besiedeln. Die ersten Kreuzfahrten. Ebben und Fluthen der Erfolge. Heldenzeit des Ordens. Begeisterung. Wildheit. Die Sagen und Martin von Golin. — Das vierzehnte Jahrhundert des Ordens. Gute Verwaltung. Inneres Siechthum. Die Preußenzüge des Adels. Die Reisen nach Lithauen und Grenzerleben. Kriegsbrauch des Ordens. Unrühmliche Beutefahrten. Der Zug Herzog Albrecht's von Oestreich im Jahre 1377, nach Peter Suchenwirt. — Schneller Verfall des Ordens . . . . 177—226

7. **Besiedelung des Ostens.** Vom Bord der Hansen. Die Arbeit des Kaufmanns. Handel der Oberdeutschen und Niederdeutschen. Verschiedenheit der Geldwährung. — Die Hansa. Lockerer Zusammenhang der Städte. Die Osterlinge. Der Fischfang und der Hering. Der Hanse in der Heimath. Seine Schiffe. Flotten und Seeraub. Seerecht. — Verkehr in der Baye. Niederlassungen und Höfe des Hansen. Schoonen, der Stahlhof in London, Nowgorod, Bergen. Anlage neuer Städte: Riga, Reval, Dorpat, Danzig. Fahrten der Hansen nach niederdeutschen Chroniken. Die Seeschlacht bei Warnemünde 1234. — Schiffe von Wismar im Eise 1391. — Die Schlacht im Norsund 1427. — In der Baye 1443. — Paul Beneke von Danzig 1473. — Verfall der Hansa. Die Neuzeit . . . . 227—270

8. **Krieg und Fehde** im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Volksthümliche Auffassung des

Seite

Fehderechts. Fehdebrauch. Eine Fehde zwischen Dorf und Stadt. — Fehde der Stadt mit den Schildbürtigen. Vorsichtsmaßregeln, Rüstungen. Außenhäuser. Polizei. Absage. Beutezüge. Vertheilung der Beute. Gefangene. Belagerung. Pulver und Geschütze. Batterien. Städtebünde und ungünstige Stellung der Städte beim Vergleich. — Die Rittermäßigen als Fehder. Raubgeschäfte. Haß gegen die Städter. Gesellschaften der Rittermäßigen. — Die Gesellen des Fehders. Die Reisen. Harte Behandlung der Gefangenen. Gericht der Städter und Rache . 271—309

9. **Aus den Hussitenkriegen.** Die Stellung Böhmens zum Reich. Die Universität Prag. Das wissenschaftliche Denken. Interesse an den Naturwissenschaften. Oeffentliche Lehre. — Verfall der Kirche. Unwissenheit der Laien und Geistlichen in Glaubenssachen. Der Sünder und die guten Werke. Die Bruderschaften. — Wirkung der Predigt. Die Mystiker. Verlauf der hussitischen Bewegung. Der Scheiterhaufen des Huß. — Bericht des Martin von Volkenhain . . . . . 310—344

10. **Eine deutsche Frau am Fürstenhofe** (um 1440). Entwicklung des Volksgemüths zur Hussitenzeit. Leben an den Höfen. Die letzten Luxemburger. Die ungarische Krone. Erzählung der Helene Kottanner. Gewissenskämpfe im funfzehnten Jahrhundert . . . . 345—372

11. **In den Turnierschranken** (um 1480). Verfall der höfischen Zucht. Allmälige Erhebung des niedern Adels. Die Ritterwürde. Ritterschlag am heiligen Grabe. — Erziehung des adlichen Knaben am Fürstenhofe. Reise in die Fremde. Frauendienst. Die Burgfrauen als Gleichberechtigte. Turnierkränzchen und Gesellschaften. — Die Schauenburge im Itzthal. Bericht des Wilib. von Schauenburg über seine ritterl. Fahrten . . 373—407

12. **Die frommen Landsknechte** (um 1492). Nicht durch Maximilian geschaffen, früheres Vorkommen. — Besserung der Wehrkraft im Reiche. Genossenschaft der Landsknechte. Ihr Vertragsverhältniß zum Kriegsherrn. Geldmangel. Widerspenstigkeit. Die Lage der Befehlshaber. — Der niederländische Krieg. Bericht des Landsknechthauptmanns von Schauenburg über die Eroberung von Arras. Urtheil darüber. Kaiser Maximilian . . . . . 408—442

13. **Die fahrenden Leute.** Ihre Herkunft aus dem römischen und germanischen Heidenthum. Ihre Thätigkeit im Mittelalter. — Vollark und der Teufel. Allmälige Versöhnung mit den Seßhaften. Die Fechter, Sänger, Mimen. Eindringen in die geistlichen Spiele. Fahrende Schüler. — Zigeuner und ihre Sprache. — Rothwelsch und die Bettler. — Schluß . . . . . 443—460

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

REPRICED BY
SHOLLIS
2000